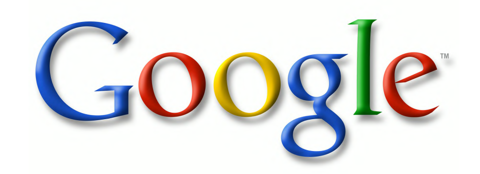


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

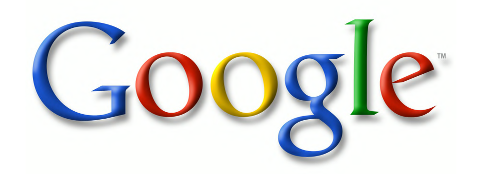
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

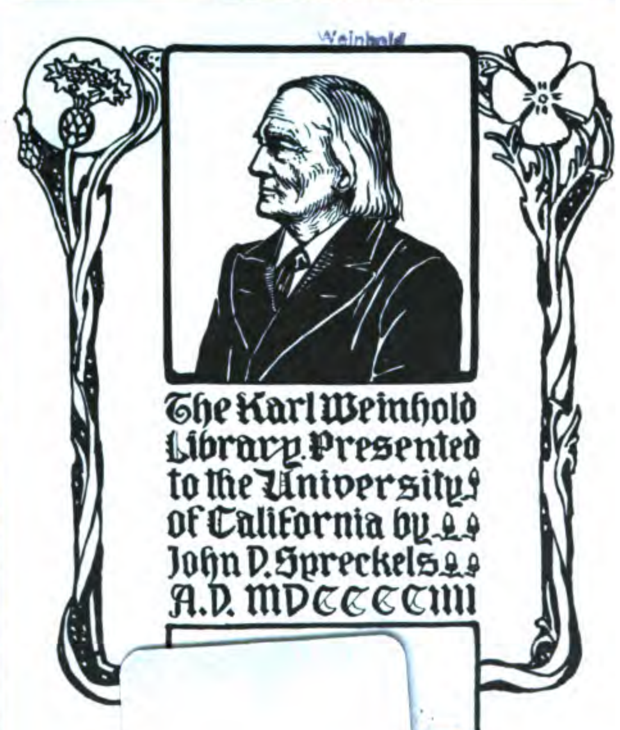
+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

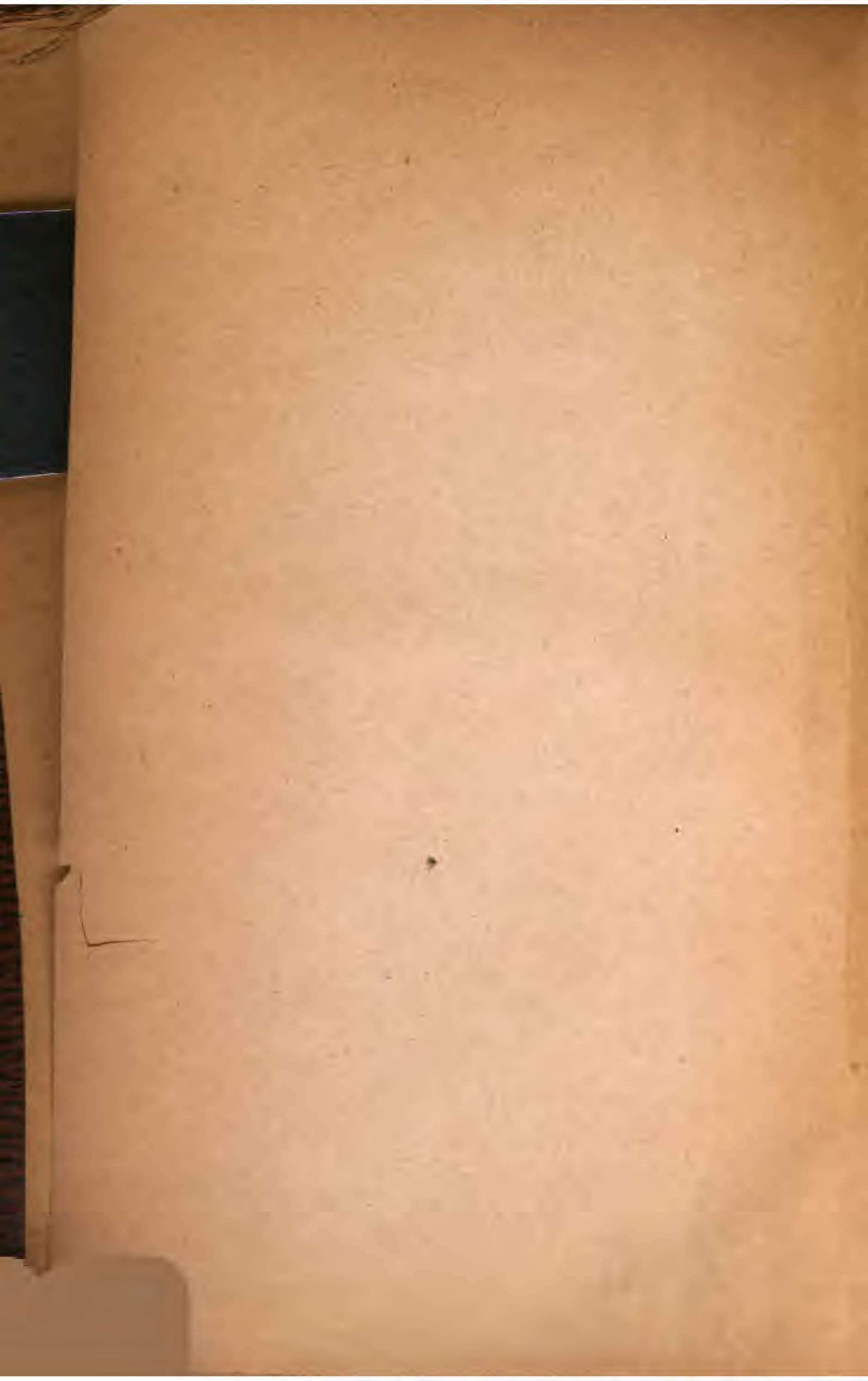
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


UC-NRLF
$B 147 867


KARL WEINHOLD


Weinhold
The Karl Weinhold
Library. Presented
to the University
of California by
John D. Spreckels
A.D. MDCCCCIII





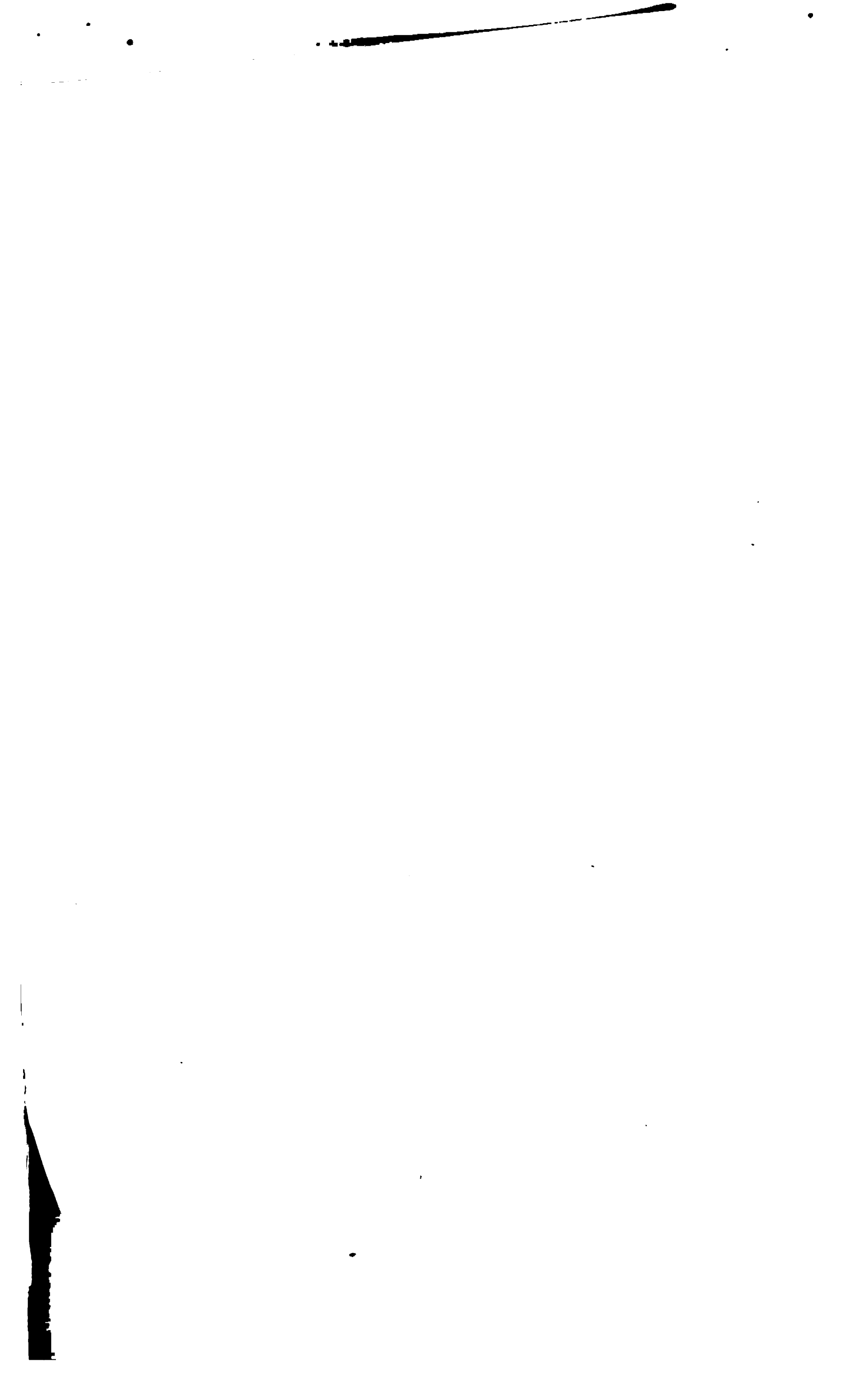
Hermann Hettner.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



Dr. Hermann Hettner

Lichtdruck von Römmler & Jonas in Dresden.





Hermann Hettner.

Ein Lebensbild

von

Adolf Stern.

Mit einem Porträt.





Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1885.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

BH 1:5
H4 38

Vorwort.

Bald nach Hermann Hettner's Tode, welcher von mir wie von zahlreichen seiner Freunde als ein schwerer persönlicher Verlust empfunden ward, faßte ich den Gedanken, zur Erinnerung an den Geschiedenen eine größere Zahl seiner wichtigsten Briefe auszuwählen und diese durch wenige einleitende und verbindende Worte zu einem Lebensbilde zu gestalten. Die Familie meines unvergeßlichen Freundes war mit meinem Plane völlig einverstanden, Frau Anna Hettner, seine Witwe, unterzog sich mit unermüdlicher Pietät der Aufgabe, die Briefe ihres Gatten von Freunden und Lebensgenossen desselben zu sammeln. Als ich jedoch im Herbst 1882 die Briefe und Papiere aus der Hand der Familie empfing, schrieb mir Herr Dr. Felix Hettner, Director des Provinzial-Museums zu Trier, der älteste Sohn Hermann Hettner's, (Trier, den 16. November 1882) wie folgt:

„Was von Briefen meines Vaters noch bei Freunden und Bekannten vorhanden war, ist durch die Nachforschungen meiner Mutter nunmehr in unsern Besitz gekommen.

174184

Wir stellen Ihnen alle Briefe zur Verfügung; sie bilden für Sie zweifellos ein schätzenswerthes Material, aber meiner Ueberzeugung nach sind sie nicht der Art, daß sich vieles aus ihnen zum Abdruck eignet; nicht nur in den Briefen an die Familienmitglieder, sondern auch in denen an die Freunde werden vor allem rein persönliche und Familienangelegenheiten besprochen, Fragen allgemeinern Interesses dagegen nur selten und kurz berührt.

Als Sie uns unmittelbar nach dem Tode meines Vaters die uns so erfreuende Absicht mittheilten, demselben ein biographisches Denkmal zu errichten, sprachen Sie aus, Sie wollten möglichst viele seiner Briefe, ganz oder theilweise, abdrucken und zu diesen Briefen nur einen verbindenden Text schreiben. Das vorliegende Material wird Sie, irre ich nicht sehr, zu einer andern Form der Biographie zwingen.

Mit den herzlichsten Grüßen von meiner Mutter in aufrichtiger Verehrung Ihr ganz ergebener

Dr. Felix Hettner."

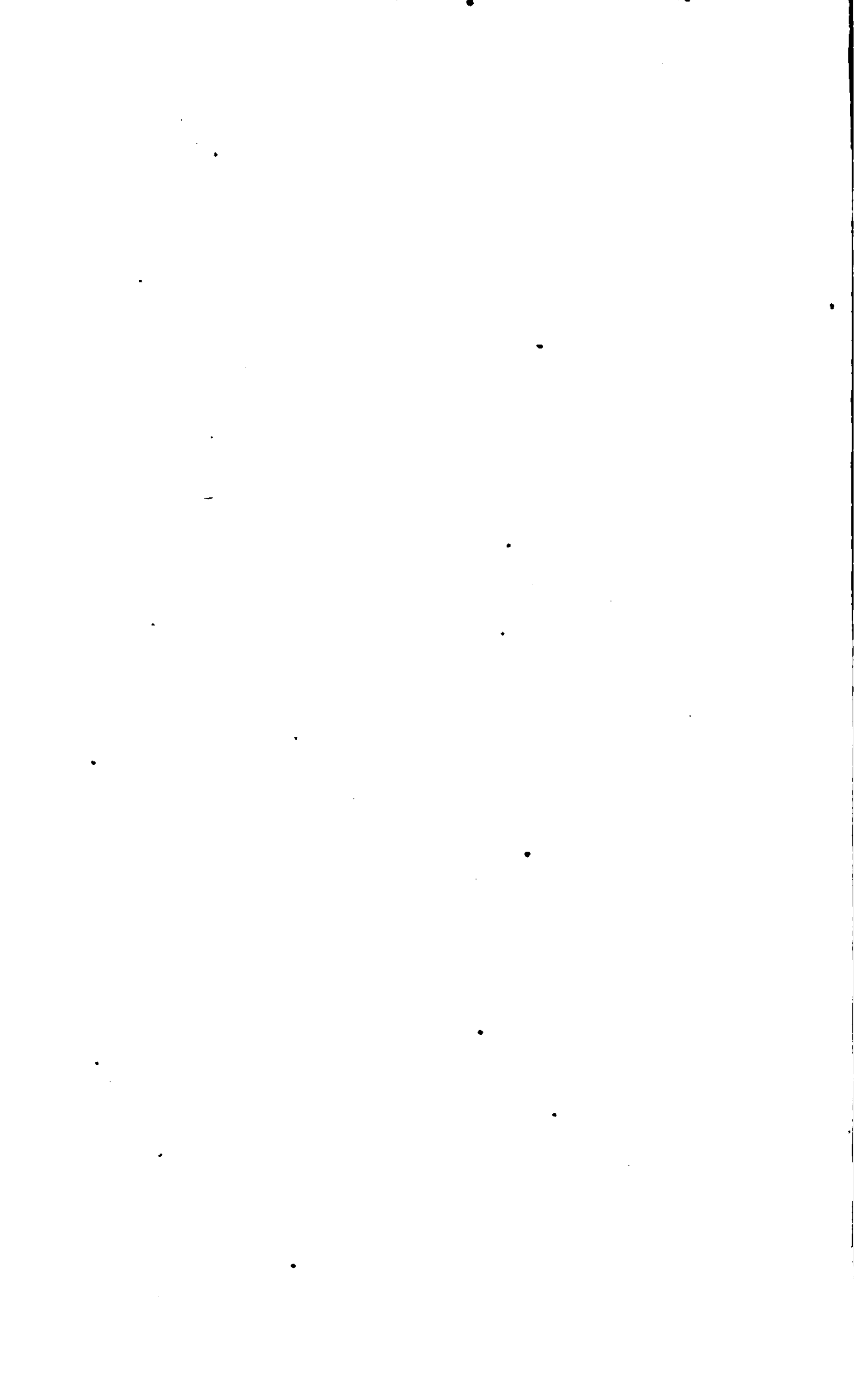
Die eigene Prüfung der zahlreichen Briefe überzeugte mich rasch, daß ich nur in beschränkter Weise meinen ursprünglichen Gedanken ausführen könne. Wohl eigneten sich eine Reihe von Briefen Hettner's aus Italien und Griechenland, aus England und den Niederlanden zur Mittheilung an ein größeres Publikum, und die Abschnitte „Aus Hettner's italienischen Briefen und Tagebüchern", „Reisebriefe aus England, Belgien und Holland", sowie der größere Theil des Abschnittes „Die Reise nach Griechenland" entsprechen durchaus meinem ersten Vorsatz. In allen übrigen Abschnitten war ich allerdings zu einer andern Form

gezwungen. Ich durfte nicht so weit in den Hintergrund treten, als ich es gewünscht hatte, und mußte den größern Theil der eigenhändigen Niederschriften als „Material“ für das nachstehende Lebensbild verwenden. Daß ich auch so noch gesucht habe, Hettner selbst das Wort zu lassen, so oft dies immer möglich war, daß ich nichts willkürlich in seine Seele, sein Wollen, sein Leben hineingetragen habe, daß ich bemüht gewesen bin, den innern Reichthum eines äußerlich wenig bewegten Daseins ins rechte Licht zu setzen, wird meine Arbeit hoffentlich erweisen.

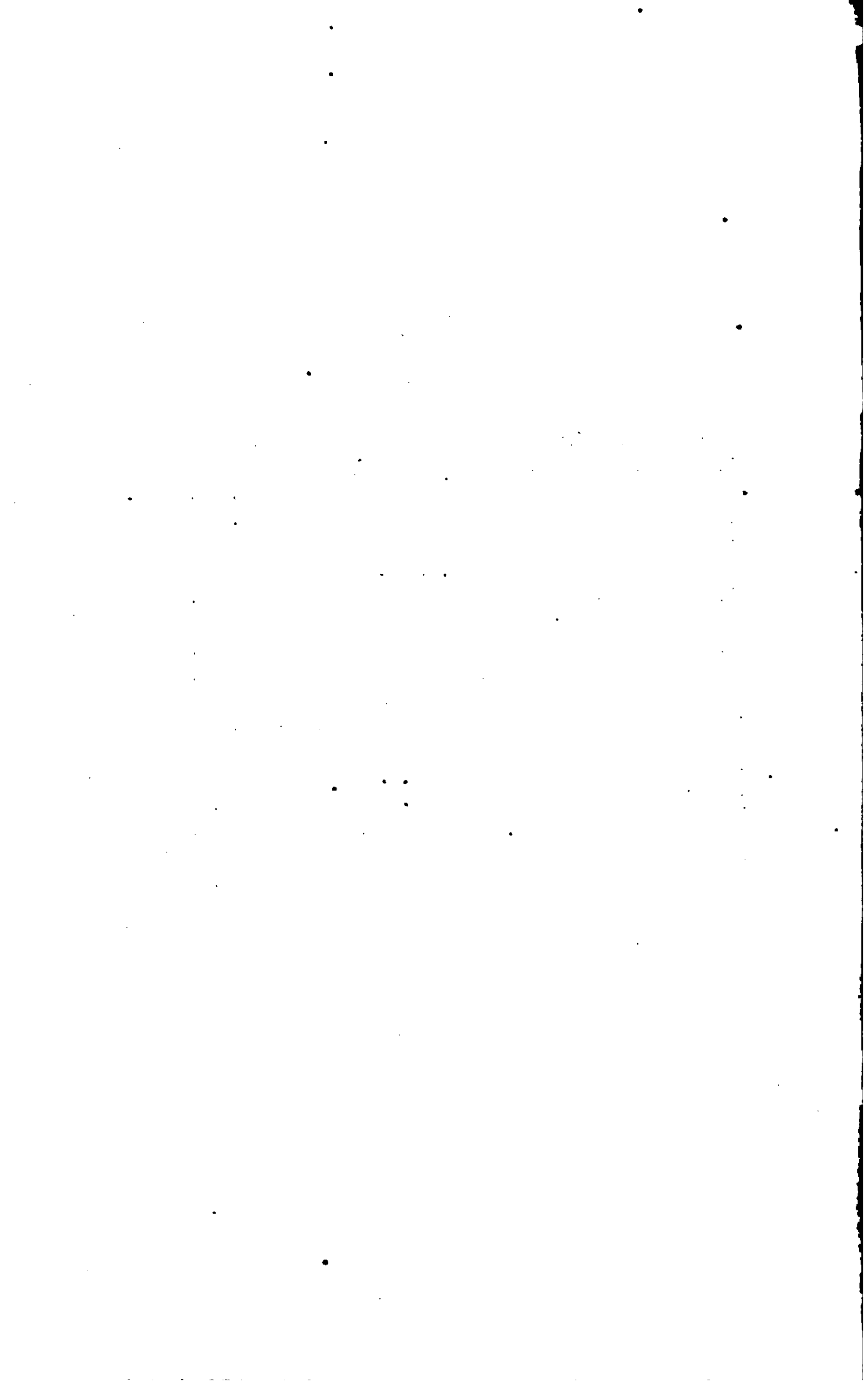
Indem ich allen denen, welche diese Arbeit treu und theilnehmend gefördert, meinen besten Dank ausspreche, wünsche ich von Herzen, daß der Erfolg meiner Absicht, zur Würdigung und zum Gedächtniß Hermann Hettner's ein Erhebliches beizutragen, voll entsprechen möge.

Dresden, Ende October 1884.

Adolf Stern.



Inhalt.




LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

1.

Knaben- und Schuljahre.

Hermann Julius Theodor Hettner ward am 12. März 1821 auf dem Rittergute des Dorfes Niederleysersdorf bei Goldberg in Schlesien als der Sohn des Rittergutsbesitzers Karl Friedrich Hettner geboren. Der Großvater Hettner's, Johann Gottfried Hettner, gleich dem Vater ein tüchtiger Landwirth, hatte das Rittergut Johnsdorf bei Hirschberg besessen, Hettner's Vater aber das Rittergut Niederleysersdorf im Jahre 1816 gekauft und sich 1817 mit Johanne Helene Döring aus Oberadelsdorf verheirathet. Ein erstgeborener Sohn Gustav, welcher im Jahre 1842 das väterliche Gut übernahm, ward zum Landwirth bestimmt und erzogen, für den zweiten Knaben faßte der kluge und in seiner Weise geistig energische Vater von vornherein einen andern Beruf, am liebsten das Studium der Rechte ins Auge. Karl Friedrich Hettner war von lebhafter, ja leidenschaftlicher Theilnahme an den öffentlichen Anlegenheiten erfüllt, ein gewisses Verständniß der politischen Regungen und Kämpfe seiner Zeit ließ sich ihm nicht absprechen, im spätern Briefwechsel mit dem hochbegabten und geistig hochstehenden Sohne spielte die Politik eine große Rolle.

Hermann Hettner's Jugend war eine in jedem Betracht höchst glückliche. Die Wohlhabenheit der Aeltern gab ihm das Gefühl voller Sorglosigkeit, dabei herrschte doch eine gewisse Schlichtheit im Hause, welche den Knaben nicht minder zugute

kam, als die behagliche Fülle und die frische Ungebundenheit solcher Zustände. Leysersdorf liegt wie die benachbarten Kirchdörfer Adelsdorf und Ulbersdorf im freundlichen Thale der schnellen Deichsel, gegen Westen hin überragen der Mönchberg und der Gröditzberg die grüne und weite Thallandschaft. Nach Südost ist dieselbe nur durch mäßige Hügel vom obern Katzbachthal getrennt, die nächstgelegene Stadt Goldberg, in deren Nähe der Bergbau auf Gold bis zu den Hussittenkriegen betrieben worden war, ist eins jener deutschen Städtchen im Osten, die besonders reich an historischen Erinnerungen sind. Auch Liegnitz, die Hauptstadt des Regierungsbezirks, liegt ungefähr nur drei Meilen von Leysersdorf entfernt. Im ganzen aber erweckt Leysersdorf noch heute den Eindruck echt dörflicher Abgeschiedenheit und war natürlich in den zwanziger und dreißiger Jahren noch weit stiller als gegenwärtig. Das Herrenhaus des Gutshofes zeichnete sich nicht eben durch besondere Schönheit und Stattlichkeit aus, war aber geräumig, bequem und von großen Gras- und Obstgärten umgeben, in denen die Jugend besser ihre Rechnung fand als in den schönern Parkanlagen späterer Zeit. Die Gegend von Leysersdorf ist wald- und wasserreich, nicht ohne Reiz und Mannichfaltigkeit. Der Vater Hettner's wußte als tüchtiger Landwirth vor allem die Fruchtbarkeit des Bodens zu schätzen und Feld und Wiese, Forst und Teich auf ihren Ertrag hin zu prüfen. Bei den Knaben, obschon sie früh in die wirthschaftlichen Interessen und das Verständniß für Boden- und Heerdenertrag hineinwuchsen, waltete natürlich eine andere Betrachtungsweise vor. Das Spiel unter Bäumen und Büschen, die Streifereien im Walde, die Theilnahme am Leben und Treiben in den Ställen, die Befreundung mit den Pferden, welche auf die Aecker oder in die Schwemme geritten wurden, die kleine Jagd und der Fischfang, die ländlichen Feste, bei denen sich die Knaben des Gutsherrn unbehindert und unbefangen unter die Dorfjugend mischten, die tausend kleinen Be-

gebenheiten, welche in einem Dorfleben Wichtigkeit erlangen, bildeten Hermann Hettner's früheste glückliche Erinnerungen. Als er in spätern Jahren Bogumil Goltz' „Ein Jugendleben, Idyll aus Westpreußen", las, fühlte er sich lebendig berührt und gleichsam von Heimatluft umweht; ähnlich erging es ihm bei den prächtigen Genrebildern in Gustav Freytag's, seines schlesischen Landmanns, Roman „Die verlorene Handschrift". Mit einer gewissen Wehmuth erfüllte es ihn, daß das Gut, auf dem er geboren und aufgewachsen war, nach dem frühen Tode seines Bruders in fremde Hände überging, und zeitlebens bewahrte er eine lebendige Theilnahme für die Art des Lebens und Genießens, die ihm aus dem älterlichen Hause vertraut war. Er rühmte jederzeit das Glück einer in dörflichen Umgebungen verlebten Jugend und pflegte wol ein Viertel im Scherz und drei Viertel im Ernst zu behaupten, daß keiner, der nicht zwischen Wald und Feld aufgewachsen sei, rechte Knabenjahre gekannt habe. Die anmuthigen Landschaften seiner schlesischen Heimat blieben ihm zeitlebens im Gedächtniß, und er pries sie seinen jüngern Freunden an, wenn sie über Wege und Ziele eines beabsichtigten Ausflugs im Unklaren waren. Alle Besonderheiten des schlesischen Lebens, bis auf den Dialekt, erregten in spätern Jahren in der Erinnerung jederzeit die fröhlichste und behaglichste Stimmung bei ihm.

Er liebte es, von den ersten Eindrücken, die ihm seine Umgebungen gemacht, zu erzählen. In seinen Knabenjahren bildeten die Franzosenzeit und der Befreiungskrieg von 1813 die großen Erinnerungen; auf dem väterlichen Gute, im Dorfe und weit und breit in der Umgegend gab es genug Männer, welche in der Schlacht an der Katzbach die Franzosen hatten zusammendreschen helfen und bei Wartenburg und Leipzig gewesen waren. Die patriotische Erhebung hatte ihre tausendfachen Nachklänge, bis in die Knabenspiele hinein; bei den Schlachten der Dorfjugend, an denen er fleißig Antheil nahm, fiel natürlich dem

Sohne des Rittergutsbesitzers die Führerrolle zu. Sie ward, wie jede Begünstigung seiner Jugend, in voller Harmlosigkeit genossen, eine kräftige Zucht und ein durchaus gesundes Hausleben sorgten eben dafür, daß weder Uebermuth noch Blasirtheit in der Seele des Knaben Raum fanden.

Den frühesten Unterricht empfing Hermann Hettner in der Dorfschule; vom 3. Mai 1832 bis zum 14. April 1833 besuchte er eine kleine Vorbereitungsschule zu Adelsdorf, welche der gebildete und vielseitig unterrichtete Dorfpfarrer Kraudt leitete und in der neben den Elementarfächern auch die Anfänge des Französischen und Lateinischen gelehrt wurden. Der begabte Knabe zeichnete sich in beiden Sprachen schnell aus, die erhaltenen Zeugnisse des Predigers Kraudt rühmen namentlich die schriftlichen Arbeiten, in denen sich beständige Fortschritte kundgaben. Zu dieser Zeit stand bereits fest, daß Hermann studiren solle und zwar die Rechte, und die Neigung des Knaben traf mit den väterlichen Wünschen vollkommen zusammen. Zwölfjährig bezog Hettner das Gymnasium des benachbarten, reizvoll am Fuße des Riesengebirgs gelegenen Hirschberg, das sich unter den schlesischen Gymnasien von alters her eines guten Rufes erfreute und eben damals unter der Leitung eines so vorzüglichen Philologen wie Karl Linge einer Zeit besonderer Blüte entgegenging. Hettner wurde nach wohlbestandener Vorprüfung Ostern 1833 in die Quarta aufgenommen. Gleich vielen Mitschülern bezog er Quartier bei einer Wirthin, deren Kaffee und Essen seine Tagebücher nicht immer rühmen mochten, die aber im ganzen doch leiblich Sorge für ihn getragen zu haben scheint. Das Leben als Gymnasiast eröffnete ihm nicht nur geistig, sondern auch äußerlich eine Fülle von Erfahrungen, kleinen Leiden und Freuden. In den ersten Jahren scheint er über die Durchschnittsleistungen der meisten Mitschüler nicht hinausgekommen zu sein und sich in den Verhältnissen, die ihn umgaben, einigermaßen fremd und unbehaglich gefühlt zu haben.

Das väterliche Gut und die Freiheit des heimatlichen Dorfes lagen ihm eben noch im Sinn. Gleichwol genügte er nicht nur allen billigen Anforderungen, sondern zeichnete sich schon in Tertia im Lateinischen und Deutschen entschieden aus und erregte besondere Unzufriedenheit lediglich durch seine Handschrift, die durch eine frühe Neigung zur Kleinheit und Gedrängtheit wenn nicht unleserlich, so doch schwer leserlich war. Diese Neigung zu überwinden gelang ihm nicht, in der Prima hatte später der wackere Rector Linge zu klagen, daß ihm seines Schülers deutsche Arbeiten durch ihre Feinschrift Augenentzündung zugezogen hätten, in spätern Jahren schrieb Hettner womöglich noch enger und kleiner, obschon deutlicher als in seiner Schulzeit.

Hettner's Schülerleistungen wuchsen in dem Maße, als er ein tieferes und unmittelbareres Interesse an den Lehrgegenständen nahm. Im Griechischen wurde er von der Zeit an ein vorzüglicher Schüler, wo die Lesung und Erklärung des Homer begann, in der Geschichte entwickelte er großen Fleiß, sobald ihm über den Gedächtnißkram der bloßen Namen und Daten hinaus ein Verständniß des geschichtlichen Lebens aufging. So wurden dem Knaben rühmlicher Fleiß, seltene Aufmerksamkeit und rasche Fortschritte bezeugt; von Michaelis 1834 an, wo er in die Secunda übertrat, wuchs das Interesse der Lehrer an der Begabung und dem seltenen Eifer Hermann's, in der Prima, die er Michaelis 1835 erreichte und in der er, durch eine längere Krankheit einmal unterbrochen, volle drei Jahre verblieb, ward er bald als der vorzüglichste und vielversprechendste Schüler angesehen. Zwar hielt sein Interesse an der Mathematik und den Naturwissenschaften mit der Theilnahme, die er für die Sprachen, für die Geschichte und die auf dem Gymnasium gelehrten Anfänge der Philosophie hegte, nicht Schritt, aber an energischen Bemühungen ließ er es auch hier nicht fehlen. So verbreitete sich im Kreise seiner Lehrer allmählich die frohe Ueberzeugung, daß Hettner dereinst mit Auszeichnung der Wissenschaft ange-

hören werde, eine Ueberzeugung, welche wenigstens in diesem Falle nicht enttäuscht werden sollte.

Der werdende Jüngling selbst war von einem Geiste erfüllt, der den Ehrgeiz eines strebsamen Schülers weit hinter sich ließ. Ein erhaltenes Tagebuch aus den beiden letzten Schuljahren und den ersten Universitätsmonaten (vom 27. Mai 1837 bis zum 11. März 1839) verräth neben der naturgemäßen Unreife eine so unbedingte Hingabe an geistige Bestrebungen, ein so tiefes Pflichtgefühl, eine so seltene Empfänglichkeit für alle großen Eindrücke der Natur und der Dichtung, daß man wohl begreift, wie Hettner auch im Kreise seiner Schulgenossen als der erste galt. Ein starker Zug zum eigenen Studium, zu eingehender Beschäftigung mit Aufgaben, die außerhalb des Schulkreises lagen, machte sich früh bei ihm geltend und ward überdies durch die beiden seiner Lehrer gefördert, welche den stärksten Einfluß auf ihn hatten. Dies waren der Director und Rector des Gymnasiums Karl Linge und der Oberlehrer Karl Ernst Schubarth. Linge war einer jener geistvollen vielseitigen und doch so gründlichen Philologen, deren einige vom zweiten bis zum vierten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts fast an jedem deutschen Gymnasium wirkten. Die Grundlagen seiner Bildung hatte der hirschberger Rector in der meißener Sanct-Afraschule erhalten, später in Halle, Leipzig und Berlin studirt und die erste frische Lehrerwirksamkeit ein Jahrzehnt lang am breslauer Magdalenengymnasium entfaltet, von wo er nach Hirschberg berufen ward. Sein Unterricht muß im höchsten Maße fesselnd und anregend gewesen sein, namentlich in den Geist der griechischen Dichtung wußte er seine Schüler einzuführen, der Erklärung des Homer und Sophokles gedachte Hettner noch in den spätesten Jahren mit Begeisterung. Karl Ernst Schubarth war bekanntlich einer der frühesten Goethe-Erklärer in Deutschland, einer der ersten, welche bei voller Hingabe an den Genius des Dichters ein tieferes Verständniß desselben und namentlich seines größten Werkes,

des „Faust“, an den Tag legten. Schubarth hatte bei seiner wesentlich ästhetischen Richtung trotz der Empfehlungen Goethe's einige Mühe gehabt, eine geeignete Schulanstellung zu finden, er scheint auch in Hirschberg mit mancherlei Schwierigkeiten gerungen zu haben. Seine Unterrichtsfächer waren Geschichte, Geographie, die deutsche Sprache und Literatur und die „philosophische Propädeutik“, welche in Prima vorgetragen wurde. Er regte den begabten Schüler, gegen den er übrigens streng war und an den er hohe Anforderungen stellte, zur eingehenden Beschäftigung mit den besten deutschen Dichtern, vor allem mit Goethe an. Das lebendige Gefühl, der warme Natursinn des Schülers kamen den Bemühungen des geistvollen Lehrers entgegen. In dem oben erwähnten Tagebuch hatte Hettner zu verzeichnen, wie er sich umsonst abmühte, die Schönheiten der Goethe'schen „Tändellyrik“ den Genossen in Prima, die noch vom Pathos der Schiller'schen Jugenddichtungen erfüllt waren, begreiflich zu machen. In seinen eigenen poetischen Versuchen — denn natürlich fielen solche in die spätere Schulzeit — klang freilich nicht nur die Goethe'sche Lyrik nach. Grundehrlich bekennt er sich, aus welchen Anregungen seine Gedichte, die er als „Bekenntnisse“ in ein Heft zu ordnen begann, hervorgegangen waren. Matthisson und Rückert, Körner und Uhland dienten abwechselnd zu Vorbildern, eine gewisse Selbständigkeit verrieth sich nur darin, daß der Schüler zu diesen poetischen Nachahmungen wenigstens eigener Stimmung bedurfte.

Mit einer kleinen Zahl von Schulgenossen verband ihn eine innigere Freundschaft. In seinen Tagebüchern finden sich Karl Krause, Theodor Fiedler und Richard Weissig als diejenigen verzeichnet, mit denen er den regsten Verkehr pflegte. Der geistige Austausch der jungen Leute war ein lebhafter, die Sinnesrichtung eine durchaus idealistische, Dinge, auf welche die Blasirtheit des heutigen Primanerthums mit dem Lächeln der Verachtung herabsieht, wurden sehr ernst genommen. Auch der ehr-

geizigste unter diesen Jünglingen war noch kein Streber, in ihre Gespräche über Adel der Seele und moralische Verantwortlichkeit, über Schiller und Goethe mochten sich unreife Phantastik und unbewußte Selbstgefälligkeit einschleichen, aber der kühle frühreife Egoismus und die bewußte Selbstvergötterung einer spätern Generation lagen ihnen zum Glück völlig fern. An genußreichen Tagen und Stunden fehlte es ihnen nicht, das nahe Riesengebirge gab Anlaß zu zahlreichen Ausflügen und längern wie kürzern Fußwanderungen. Hettner sah sich hierbei noch besonders begünstigt, jede Rückkehr auf das väterliche Gut, jeder Besuch auf dem Hirschberg nahegelegenen Rittergute zu Johnsdorf, wo ihn die verwandte Familie des Besitzers gastlich aufnahm, war ein Fest für ihn. Dazu gesellten sich dann die Ferienreisen. Jenseit des Riesengebirges lockten böhmische Klöster und Schlösser. Im Jahre 1836 unternahm Hettner eine größere Reise, auf welcher er eine Stätte seiner Zukunft, Dresden, zum ersten mal sah und ein leidenschaftliches Interesse an den Kunstschätzen, namentlich der Gemäldegalerie faßte. Das Vorgefühl studentischer Freiheit und studentischen Dranges, die Welt zu sehen, manifestirte sich in der großen Ferienreise des Sommers 1837, zu der er sich mit seinen Freunden Krause und Weissig vereinigt und die väterliche Einwilligung erlangt hatte. Ursprünglich waren nur Prag und die böhmischen Bäder als Reiseziel ins Auge gefaßt worden, schließlich erweiterte sich der Plan und die hirschberger Primaner dehnten ihre Wanderung bis Wien aus. Ueber Schmiedeberg, Hermsdorf, Schatzlar und Trautenau, über Josephstadt und Königgrätz erreichten die drei Freunde zu Fuß Hohenmauth, wo sie den „Rollwagen“, ein Marterinstrument guter alter Zeiten, nach Brünn bestiegen. Die mährische Hauptstadt fesselte sie nur einen Tag, der Spielberg wurde besucht und über das Schlachtfeld von Austerlitz die Straße nach Wien weiter verfolgt. Mit einem Bauerwagen konnte ein Theil der Tagesreise zurückgelegt werden. „Wir fanden“, heißt

es in Hettner's Aufzeichmungen, „einen leeren mährischen Bauer (!), welcher uns à 6 Groschen mitnahm. Hier bildeten wir eine sehr malerische Gruppe. Weissig auf einem Butterfasse wie Bacchus auf seiner Tonne, ich auf der Wagenleiter und Krause auf Stroh gestreckt." Ueber Nikolsburg, dessen Name damals noch keinen historischen Klang hatte, und Wilfersdorf, wo das letzte Nachtquartier vor Wien genommen und die grobstolze Wirthin, welche die Gymnasiasten für „Gymnastiker" hielt, durch das Vorweisen eines Zehnguldenscheins freundlich und zutraulich gemacht wurde, gelangte das Kleeblatt am 28. Juli mittags nach Wien. Im Gasthof „Zu den drei Rosen" in der Leopoldstadt wurde Quartier genommen, und noch am Nachmittag die geöffnete Gemäldegalerie des Belvedere besucht. Am Abend gab es im Theater an der Wien das beliebte Spectakelstück „Die Räuber in den Abruzzen", unsere Primaner beschwichtigten ihr Bildungsgewissen mit der unleugbaren Wahrheit, daß zwanzig und mehr Pferde, die im vollen Galop über eine brennende Brücke jagten, immerhin ein sehenswerthes Schauspiel seien. In den folgenden Tagen wurden alle Herrlichkeiten des alten Wien gebührend bewundert und genossen. Der Stephansdom, die Karlskirche, die Hofburg, die Schlösser Schönbrunn und Laxenburg, wiederholt die Gemäldegalerie des Belvedere, Kirchen, Paläste und Gärten, der Prater wurden so unermüdlich und eifrig besichtigt, daß die Kräfte der jungen Wanderer zu schwinden begannen und sie im Kärntnerthortheater (dem alten Opernhaus) bei der Aufführung von „Robert der Teufel" einschliefen — angehörs Meyerbeer'scher Musik keine kleine Leistung. Von der „Spinnerin am Kreuz" aus blickten sie sehnsüchtig nach den fernen Bergzügen und Hettner vertraute seinem Tagebuch die Hoffnung an, in ein paar Jahren nach eignem Wohlgefallen in den Alpen verweilen und herumwandern zu können. Die frische Stimmung, mit welcher sie die Kaiserstadt betreten hatten, überdauerte die ersten Tage ihres Aufent-

halts nicht, selbst das billige Wien der dreißiger Jahre erschöpfte ihre magere Reisekasse rascher, als sie gedacht hatten. „In dem von Kaiser Joseph II. dem Publikum geöffneten Augarten waren wir in sehr mißmuthiger Stimmung. Die Kasse fing an leer zu werden! Funfzig Stunden von Hause weg, ganz allein, bereuten wir den unbesonnenen Schritt!“ heißt es in Hettner's Aufzeichnungen. Aber der jugendliche Muth siegte bald wieder, man schrieb nach Hause um weitere Reiseunterstützung, die nach Prag erbeten wurde, und brach in der zweiten Augustwoche dorthin auf. Auch die böhmische Königsstadt mit ihren Palästen und Kirchen hinterließ den Freunden gewaltige Eindrücke. Den besten Gewinn trug Hettner davon: die Neigung und das keimende Verständniß für Werke der bildenden Kunst waren durch die Anschauungen in Wien und Prag wesentlich gefördert worden. Schon jetzt mußte der Jüngling bei sich erwägen, ob das Studium der Rechtswissenschaft für ihn das geeignete sein werde, und in seinen Tagebüchern finden sich Andeutungen, daß er fürchtete, einen Lieblingsplan seines Vaters zu kreuzen, wenn er zu hastig mit seinen eigentlichen Wünschen hervortrete.

Gleichwol scheint der letzte Winter, den Hettner in Hirschberg und im Gymnasium verlebte, bereits die Entscheidung gebracht zu haben, wenigstens besagt Hettner's Maturitätszeugniß, daß er sich nach Berlin begebe, um daselbst „Philosophie“ zu studiren. Dieser Winter von 1837 auf 1838 war im Sinne der kleinen Welt, welcher der Primaner noch angehörte, ein vielbewegter. Für regen Fleiß des Jünglings bei den Studien sprechen nicht nur die rühmlichen Zeugnisse, die er erhielt, sondern auch diejenigen, welche er sich selbst ausstellte. Hettner's Anforderungen an sich waren keineswegs gering, er verzeichnet in seinem Tagebuch ehrlich jede Lässigkeit oder Trägheit, die ihn überkommen. „Auch heute nicht früh aufgestanden und so die ganze Woche nicht. Wie soll das werden?“ schreibt er unter dem

2. Juni 1837. „Hatte ich wol einen solchen heitern, frohen Abend verdient, als ich den heutigen mit Weissig, Spohr und Pfitzner in Stumpe's Wohnung verlebte? Gewiß würde die heitere Unterhaltung erfreuender gewesen sein, wenn ich den Tag über gearbeitet hätte." Zahlreiche andere Notizen besagen: „Nichts oder nur wenig gethan", „Zu viel Zeit mit Träumereien verloren"; selbst bei günstigen Beurtheilungen seitens der Lehrer gesteht sich der Primaner zu, sie nicht verdient zu haben. Bei so ehrlicher Selbstkritik dürfen wir ihm auch gern glauben, daß er zu anderer Zeit und namentlich während des letzten Schuljahres große Energie entwickelt habe. Im Herbst 1837 trat er bei dem Redeactus des hirschberger Gymnasiums mit einer englischen Rede auf. Er hatte die Gelegenheit, die sich zur Erlernung der englischen Sprache bot, nicht vorübergelassen und sollte bald Ursache haben, sich seines Entschlusses zu freuen. Von dieser Rede „Ueber den Gebrauch der griechischen Mythologie in neuern Dichtungen", deren auch in seinem Maturitätszeugniß Erwähnung geschieht, sagt er selbst: „Der Stoff war meist aus Herder und Bouterwek, fast nichts als die Verbindung mein. Allein die englische Ausarbeitung mit Fleiß und ich kann sagen mit Interesse gemacht." Von größerm Werth war einige Monate später eine lateinische Rede „Ueber das Verdienst Luther's um die deutsche Sprache", die nicht nur Zeugniß für seine Gewandtheit im Lateinschreiben, sondern auch für die Belesenheit, die geistige Regsamkeit und eine gewisse Reife des Urtheils ablegte. Ohne Selbstüberhebung durfte sich der Jüngling sagen, daß „die Wissenschaften bereits einen veredelnden Einfluß auf sein Herz gehabt hatten, und daß er sich nie von ihnen trennen können würde". Die Geschichte ward ihm stets theurer und erschloß ihm eine Fülle von Eindrücken und Vorsätzen zu künftiger Arbeit.

An Abziehungen fehlte es freilich auch in diesem Jahre nicht. Eine Gruppe der Primaner hatte, natürlich insgeheim,

„bei Brauer“ eine Art Studentenverbindung gebildet, und Hettner's Wunsch, zu diesen „Optimaten der Klasse“ zu gehören, ward durch seine im Februar 1838 erfolgende Aufnahme in die Verbindung gestillt. Mit komischer Ernsthaftigkeit schreibt er in sein Tagebuch: „Man hegt große Hoffnungen von meinem Saufen. Und es ist wahr, ich scheine sehr viel zu vertragen und viel Anlagen zum Schnellsaufen zu haben.“ Ein paar Wochen später war er bereits so weit im Klaren, daß die Ausbildung dieser „Anlagen“ seinen übrigen Lebens- und Studienzwecken unmöglich förderlich sein könne, und faßte die besten Vorsätze, sich eines edeln Maßes zu befleißigen, Vorsätze, welche getreulich durchgeführt wurden. Auch an einer Schülerliebe fehlte es nicht. Als echter Gymnasiast versuchte er zwar zu dieser Zeit noch die unvermeidliche Ungewandtheit im Verkehr mit Frauen mit den Redensarten zn beschönigen, welche jedem gelehrten deutschen Jüngling flugs zu Gebot stehen, und schreibt nach einem Tanzkränzchen mit sauersüßer Miene: „Ich kann sagen, ich habe mich im ganzen amusirt, wiewol ich auch keinen sonderlichen Verlust gehabt hätte, wenn ich nicht dagewesen wäre. Die Unterhaltungskunst habe ich noch sehr wenig inne. Ueber solche Gegenstände zu reden, über die man bei dem dummen Mädelvolke allein sprechen kann, ist doch wahrhaftig sehr ennuyant.“ Aber schon, daß er den Mangel empfand, war ein Anzeichen bevorstehender Wandlungen. Die blonde Schwester seines Freundes Richard Weissig, Adolfine mit Namen, erfreute sich seiner jugendlichen Verehrung, durch die letzte Schüler- und die erste Universitätszeit zogen sich jene glückselig-bangen Träume, an welche die meisten in spätern Jahren halb mit Wehmuth und halb mit Lächeln zurückdenken.

So kam der Sommer 1838 heran und die Maturitätsprüfung wurde mit Glück und Glanz bestanden. Das Zeugniß, welches der Provinzialschulrath Schulz „als königlicher Commissarius“, der Rector Linge und die Oberlehrer der Prima

(Nagel, Ender, Balheim und Schubarth) unterschrieben, hebt hervor, daß der Abiturient bei „fast durchgängig musterhaftem Wandel“ seine vorzüglichen Geisteskräfte bei stets auf das Geistige und Höhere gerichtetem Streben sehr glücklich ausgebildet habe. Seinem deutschen Stil wird deutlicher, würdiger und fließender Ausdruck nachgerühmt, sein mündlicher Vortrag und seine Literaturkenntniß hervorgehoben, „in der lateinischen Sprache hat er vorzügliche Fertigkeit im Verständniß der Schriftsteller, leichten angemessenen und eleganten Stil und im mündlichen Gebrauch dieser Sprache rühmliche Geläufigkeit“ erlangt, in der griechischen Sprache hat er es „nicht nur im Verständniß der Schriftsteller zu einer erfreulichen Fertigkeit gebracht, sondern besitzt auch gründliche Kenntniß der Grammatik“, in der französischen Sprache heißen seine Kenntnisse und Fertigkeiten „durchgängig rühmlich“. In der Mathematik haben sich seine Kenntnisse als gut bewährt, „was er mehr seinem vorzüglichen Talente als ausdauerndem Fleiße verdankt“. In der Geschichte besitzt er „außer der Kenntniß vieler Specialien einen guten Ueberblick über das ganze Gebiet dieser Wissenschaft“. Auch das rege Interesse des noch nicht achtzehnjährigen Jünglings für philosophische Fragen wird hervorgehoben, und die von der Schule nicht geforderte Erlernung der englischen Sprache mit Wohlgefallen erwähnt. Die Prüfungscommission stellt ihm dafür nicht nur das Zeugniß der Reife aus, sondern entläßt ihn „als einen talentvollen, für jede wissenschaftliche Beschäftigung besonders geeigneten Jüngling von tüchtigem Streben und edelm Charakter mit besten Wünschen und Erwartungen“. Daß der Abiturient auf Beachtung der Artikel 1, 2 und 4 des Bundesbeschlusses vom 14. November 1834 (die Theilnahme an Burschenschaften und verbotenen Verbindungen betreffend) ausdrücklich aufmerksam gemacht worden sei, ward vorschriftsmäßig bemerkt. Der Widerwille, welcher allerorts gegen diesen

Bundesbeschluß herrschte, gab sich selbst in den officiellen Erwähnungen desselben kund.

Unmittelbar nach bestandener Maturitätsprüfung machte sich Hermann nach dem heimatlichen Leysersdorf auf, um hier, vor seinem Abgange zur Universität Berlin, wohin ihn seine Schulgenossen Krause und Weissig begleiten sollten, sehr fröhliche Herbstwochen zu verleben.

2.

Berlin und Heidelberg.

Am 24. October 1838 wurde Hettner als Student der Philosophie bei der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin immatriculirt. Er kam in den letzten stillen Regierungsjahren König Friedrich Wilhelm's III. nach der preußischen Hauptstadt und erlebte, da er bis zum Frühling des Jahres 1841 (fünf akademische Semester) daselbst blieb, den großen und plötzlichen Umschwung, der mit dem Tode des alten Herrschers und dem Regierungsantritt König Friedrich Wilhelm's IV. (7. Juni 1840) im Leben der Stadt eintrat. Nur während der ersten Monate in Berlin hielt er die Gewohnheit, seine Erlebnisse und Empfindungen einem Tagebuche anzuvertrauen, noch fest, auch von den Briefen, welche er in diesen berliner Jahren an Aeltern und Freunde schrieb, haben sich nur wenige erhalten. Gleichwol läßt sich ein ziemlich deutliches Bild des äußern Lebens und der innern Entwickelung Hettner's während seiner berliner Universitätsjahre gewinnen.

Er kam mit dem Vorsatz, sich den philosophischen Studien im engern Sinne, die von Hegel's Zeit her im höchsten Ansehen standen, zu widmen, und hegte wol schon jetzt den Gedanken an eine akademische Laufbahn, welchen ihm seine günstigen äußern Verhältnisse wie seine hirschberger Lehrer nahegelegt hatten. Aber mit jenem Zuge nüchtern-verständiger Erwägung, der neben einem schwungvollen Idealismus und sanguinischer Zuversicht in

seinem Wesen lag, faßte er auch die Möglichkeit ins Auge, daß seine Wünsche und Hoffnungen nicht im vollen Umfange verwirklicht werden könnten und daß er seine künftige Lebensstellung als Gymnasiallehrer finden müsse. Der Gedanke hatte durchaus nichts Abschreckendes für ihn, obschon ihm sein Vater die viel bessern Aussichten eines Juristen wiederholt vor Augen stellte. Am 11. März 1839, dem Tage vor seinem Geburtstage, schrieb er in sein Tagebuch: „Ich werde vielleicht weit hinter meinen Idealen zurückbleiben, aber an meinem Streben soll es nicht fehlen. Ich werde vielleicht in Stunden des Mismuths die Wahl dieses Berufs bereuen, aber ich hoffe, es wird nur in solchen trüben Stunden sein. Vielleicht stärkt mich dann das Bewußtsein treuerfüllter Pflicht, der Rückblick auf jugendliches Streben, jugendliche Begeisterung. Ich kenne nur Eine Retterin, eine Trösterin: es ist die Wissenschaft.“ Mit solcher Grundstimmung war jugendliche Fröhlichkeit, waren gelegentliche Ausschreitungen derselben vereinbar, aber ein Verlieren und Verschleudern der kostbaren Universitätszeit unmöglich.

In der That ward Hettner alsbald ein eifriger Hörer der hervorragendsten Lehrer, welche die philosophische Facultät der berliner Universität aufzuweisen hatte. Die Philosophen Hegel'scher Schule standen natürlich im Vordergrunde. Hettner hörte bei Gabler „Philosophische Institutionen“ und „Kritik des Bewußtseins“, bei Michelet „Psychologie“ und die „Geschichte der letzten philosophischen Systeme Deutschlands“, bei Professor Werder Logik und bei Hotho Aesthetik. Und er hörte wahrlich diese Vorträge nicht nur, er arbeitete selbständig und vertiefte sich in die von den Hegelianern behandelten Probleme. Das gewaltige System Hegel's und der Ausbau desselben durch die bedeutendsten Schüler des großen preußischen Staatsphilosophen wurden um diese Zeit noch wenig angegriffen; die außerordentliche Bedeutung, welche die Wissenschaft des Absoluten für das gesammte deutsche Geistesleben und für das

Universitätswesen erlangt hätte, mußte gerade die strebsamsten und talentvollsten Jünger anspornen, sich womöglich bei der weitern Durchbildung dieses Systems zu betheiligen. Daß eine eigentliche Weiterentwickelung nicht möglich sei, war freilich ein Glaubenssatz der ältern Schüler Hegel's. Aber schon nahm in den eben (1837) begründeten „Halleschen Jahrbüchern" von Arnold Ruge und Echtermeyer eine Linke der Hegelianer den Anlauf, diese Weiterentwickelung dennoch zu ermöglichen und namentlich auf religionsphilosophischem und historisch-politischem Gebiete zu ganz neuen Anwendungen des Systems zu gelangen. Der junge berliner Student gehörte zu den eifrigsten Lesern der „Jahrbücher" und ward von der Kritik derselben beinahe in stärkerer Weise beeinflußt als von den Vorträgen seiner akademischen Lehrer. Obschon ihm nun zu dieser Zeit das Studium der Philosophie weitaus als das wichtigste, seinen innern Bedürfnissen gemäßeste erschien, so war er doch weit entfernt, dasselbe mit der Ausschließlichkeit zu betreiben, in der sich einzelne jüngere Genossen gefielen. Bereits mochte sich ein leichtes Gefühl der Unbefriedigung gegenüber der reinen Abstraction regen. Jedenfalls vermochte er die souveräne Verachtung alles Concreten nicht zu theilen und folgte dem Drange zu historischen und philologischen Studien, welcher ihn von der hirschberger Primanerzeit her beseelte. In seinem ersten berliner Semester hörte er die Geschichte der griechischen Literatur bei Böckh, die Geschichte des Mittelalters bei Ranke, ein Colleg über Demosthenes' Rede vom Kranze bei Droysen und eins über Römische Alterthümer bei Zumpt. In spätern Semestern belegte er Böckh's „Philologische Encyklopädie", Zumpt's „Römische Literaturgeschichte" und Ranke's „Deutsche Geschichte". Die Einwirkungen namentlich Böckh's und Ranke's auf seine Bildung schlug Hettner hoch an, sie entschieden schließlich die Wendung, welche zu Anfang der vierziger Jahre in seinen Hauptbestrebungen eintrat.

Der nächste Erfolg der ernst betriebenen Studien war eine Selbsterkenntniß, wie sie in so frühem Lebensalter nur wenigen gegönnt wird. Bereits am Schlusse seines ersten Semesters hatte sich Hettner überzeugt, daß sein leidenschaftliches Interesse an der poetischen Literatur kein eigenes poetisches Talent einschließe. Die Trauerspielpläne, welche er vom hirschberger Gymnasium mitgebracht, wurden beiseitegelegt und die lyrischen Versuche nach und nach eingestellt. In einigen der letzten dieser Versuche spiegelt sich die Stimmung, welche zu Ausgang der dreißiger, zu Eingang der vierziger Jahre unsere gesammte Dichtung in ausschließlich politische Poesie, in gereimte Rhetorik zu verwandeln drohte. Eine poetische Epistel an seinen Freund Richard Weissig klingt völlig aus dieser Stimmung heraus. Der Verfasser vergleicht sich und den Freund mit Knaben, welche, ohne Ahnung vom Ernst des Lebens und des Kampfes, in blütenreichen Gärten Krieg gespielt haben:

Freund, wir glichen jenen Knaben,
Glichen ihren Kriegerspielen,
Statt mit Stecken und mit Stäben
Spielten wir mit den Gefühlen.

— — — — — — — — —

Kann um Mädchen nicht mehr weinen!
Ach, was sind uns Mädchenherzen?
Hat man wol in solchen Zeiten
Zeit noch für solch harmlos Scherzen?
Weinen kann ich nur um Völker,
Die durch Knechtschaft schwer bedrückt,
Und wol gar den Herrn noch küssen,
Weil er sie so sehr beglückt. — —
Freund, das ist jetzt unser Grollen,
Freund, das sind jetzt unsre Schmerzen!
Kümmern uns noch Werther's Leiden,
Kümmern uns noch Mädchenherzen?

Bei dem jugendlichen Studenten, der eifriger und gläubiger Leser der „Halleschen Jahrbücher" war und dem erwachenden

politischen Leben, der liberalen Bewegung und ihrer Wendung zum Radicalismus mit ungetrübter Hoffnungsfreudigkeit gegenüberstand, durfte dieses Räuspern à la Herwegh nicht wundernehmen. Von größerer Bedeutsamkeit für die Zukunft Hettner's war es schon, daß er mitten in der zur ausschließlichen Tendenzliteratur hindrängenden Zeitbewegung den Blick, das Verständniß und die Genußfähigkeit für wirkliche Schöpfungen behielt. In den Fragmenten seines berliner Tagebuchs heißt es unter dem 30. October 1838: „Ich habe jetzt Immermann's Roman «Die Epigonen» vollendet und halte ein Werk wie dieses wohl geeignet, den thörichten Wahn zu widerlegen, unsere Literatur sei im vollen Rückschritt.“ Im folgenden Jahre erregte die erste Aufführung von Friedrich Hebbel's „Judith“ auf der berliner Hofbühne das leidenschaftlichste Interesse unsers Studenten. Als Wilibald Alexis mit dem Roman „Der Roland von Berlin“ seine Thätigkeit als historischer Romandichter neu aufnahm, gehörte Hettner zu den ersten, die in dem vielfältig miskannten und misachteten Buche einen Kern tüchtiger Lebenserfassung, geistvoller Charakteristik erkannten und zu dem bereits 1832 erschienenen und halb vergessenen „Cabanis“ desselben Autors zurückgriffen. Neben der Antheilnahme an der Literatur der Gegenwart ging cursorische und systematische Lektüre der hervorragendsten Dichter früherer Perioden; die Aufnahmefähigkeit Hettner's war zu dieser Zeit eine außerordentliche. Hierzu kam freilich, daß ihn die bescheidenen Freuden des berliner Studentenlebens von seinen Studien nur wenig abzogen. Der Wunsch, etwas mehr Poesie in landschaftlicher Umgebung wie im täglichen Verkehr mit Alters- und Strebensgenossen zu gewinnen, ward daher vom zweiten Universitätsjahre an sehr lebhaft. Doch mußte er sich vorderhand mit den Ferienreisen begnügen, auf denen in Gesellschaft einiger Commilitonen große Strecken mit sehr bescheidenen Mitteln zurückgelegt wurden. Denn Hettner, obschon aus wohlhabender Familie, ward keines-

wegs durch zu reichliche Beisteuern seines Vaters verwöhnt, und überdies zwang ihn seine natürliche Gutherzigkeit, mit solchen Freunden, die geradezu darbten, nach Kräften zu theilen. Dem scharfen Auge des klugen Landwirths, seines Vaters, blieben die gelegentlichen Unordnungen in den Geldverhältnissen des Sohnes nicht unbemerkt, von Zeit zu Zeit ward in Leysersdorf irgendeiner der Freunde als Verführer erachtet, und Hermann hatte genug zu thun, um namentlich die befreundeten Landsleute Karl Krause und Richard Weissig gegen allzu besorgte und ungerechte Anschuldigungen zu vertheidigen. In den Sommerferien von 1839 unternahm unser Student eine Fußreise, welche ihn von Halberstadt aus durch den ganzen Harz, von Göttingen nach Kassel über Nordhausen und durch die Goldene Aue nach Erfurt führte, von wo aus dann der Thüringerwald besucht, der Inselsberg bestiegen, über Weimar, Leipzig, Dresden, Zittau, Greifenberg der Weg nach der Heimat angetreten wurde.

Im folgenden Jahre, bei einem abermaligen längern Herbstaufenthalt auf dem väterlichen Gute, gelang es Hettner, seine Aeltern zu überzeugen, daß ein Wechsel der Hochschule in allem Betracht für ihn vortheilhaft sei. Er verhehlte seine Sehnsucht nach dem schönen Heidelberg nicht, aber er erklärte sich auch bereit, nach Halle zu gehen, wo zwar weniger Genüsse in Aussicht standen, wo er aber, wie er dem Vater schon früher geschrieben, Professoren fand, die seiner Ausbildung förderlich sein konnten. Der Plan, künftighin die akademische Laufbahn einzuschlagen und sich als Docent an irgendeiner Universität zu habilitiren, kam in diesem Herbst gleichfalls zur Sprache, eine wirkliche Entscheidung, wohin der Sohn zunächst seine Schritte lenken sollte, erfolgte aber noch nicht. Am 28. Februar 1841 bat Hettner seinen Vater von Berlin aus um diese Entscheidung und erklärte, daß er selbst, wenn es des Vaters Wille sei, „gern in Berlin bleiben werde". Aus dem „gern" schaute denn freilich die Sehnsucht heraus, baldmöglichst auf einen andern Boden zu

gelangen. Der Vater Hettner scheint von mancherlei Besorgnissen über die Zukunft des Sohnes erfüllt gewesen zu sein, die Universitätscarrière war ihm etwas Fremdes. Hermann suchte ihn zu beruhigen und schrieb im ehrlichen Selbstgefühl: „Wenn Du mich durch und durch kenntest, mit meinem ganzen Wollen und Streben, mit meinen Wünschen und Neigungen, gewiß, lieber Vater, Du würdest Dich nicht Sorgen hingeben, wie sie Dein letzter Brief aussprach. Eine solche Zuversicht des Gelingens, eine solche Gewißheit des endlichen Sieges kann nur aus dem Bewußtsein redlichen Strebens kommen.“ So gewährte denn der Vater Erlaubniß und Mittel, die Studien in Heidelberg fortzusetzen.

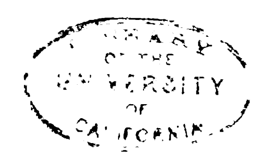
In aufjauchzender übermüthiger Stimmung trat unser Freund gegen Ende April 1841 die Fahrt nach Heidelberg an. Ueber Koburg, Bamberg, Würzburg langte er am Ort seiner Sehnsucht an und der erste Brief aus Heidelberg vom 1. Mai athmet volles Entzücken über das neue Leben, das sich vor ihm aufthat. „Donnerstag Nacht bin ich in Heidelberg eingetroffen, es war eine schöne Nacht, der Mond schien hell und beleuchtete die herrliche Gegend zauberisch. Meine Reisestrapazen waren vergessen, die schöne reiche Zukunft im lieblichen Neckarthal stand vor meinen Blicken. Lieber Vater, ich danke Dir! Wenn ich jetzt nach Berlin zurückdenke — alles öde und todt, und hier diese Schönheit, dies frische trauliche Leben! Ihr könnt versichert sein, theuerste Aeltern, wenn ich es je gefühlt habe, wie glücklich mich Eure Liebe macht, so ist es in diesem Sommer, der mir in der Zukunft wie ein schöner flüchtiger Traum erscheinen wird, an dessen Wirklichkeit ich schon jetzt manchmal zweifeln möchte. So groß ist mein Glück! Ich bitte Euch, habt keinen Kummer um mich, denn ich bin noch nie so gesund an Leib und Seele gewesen!“

Dieses Aufjauchzen, diese seligen Erwartungen und Betheuerungen waren voller Wahrheit, und doch hatten die Aeltern auf

dem fernen schlesischen Gute nach ihrer Art und Lebensauffassung nicht unrecht, sich Besorgnissen hinzugeben. Sie fühlten richtig heraus, daß es das studentische und nicht das wissenschaftliche Leben Heidelbergs war, was ihren Sohn so unwiderstehlich angezogen hatte und ihn jetzt mit einem Glücksrausch erfüllte. Zwar gehörte Hettner nicht zu den Studenten, die in Heidelberg überhaupt nur der Form halber Collegien belegen. Die „Archäologie" des alten Romantikers Creuzer, zu der er sich allerdings vorwiegend kritisch verhielt, flößte ihm doch ein lebhaftes Interesse ein, die „Römische Geschichte" Kortüm's frischte Neigungen auf, die Hermann schon auf dem hirschberger Gymnasium gehegt hatte; der charaktervolle Schlosser mit seinen historischen Vorlesungen gab ihm die lebendigsten Anregungen. Aber von einem energischen, zielbewußten Studium wie in Berlin war doch nicht die Rede. Hettner trat sogleich in Heidelberg bei dem Corps der Saxo-Borussen ein und betheiligte sich mit Leib und Seele, mit allem jugendlichen Feuer an dem studentischen Treiben des Corps. Er hatte das Glück, in demselben vortreffliche Freunde zu finden, von denen wir Wißmann, Eck (gegenwärtig Director im Deutschen Reichskanzleramt), von Groß (gegenwärtig weimarischer Staatsminister), Brettschneider (aus Jauer) nennen.

Aber die Ausgaben, welche das neue und ungewohnte Leben verursachte, die häufigen kleinern und größern Ausflüge, zu denen das schöne Land und die weitern Umgebungen gleichsam unwiderstehlich lockten, zu denen das Beispiel der Commilitonen ermuthigte, brachte bald jene kleinen Differenzen hervor, welche die akademischen Briefwechsel so vieler Söhne und Väter erfüllen. Die Pfingstferien führten den heidelberger Studenten den Rhein hinab nach Mainz; an der Spielbank zu Wiesbaden, die damals noch in voller Blüte stand, fiel dem Wagelustigen ein unverhoffter und in seinen Folgen verhängnißvoller Gewinn zu, welcher der Wanderung durch das schöne Lahnthal, der

weitern Fahrt von Koblenz nach Bonn und Köln, auch noch der Rückreise über Frankfurt am Main, Darmstadt und die Bergstraße zugute kam. Die Leichtigkeit des Gewinns konnte natürlich die wirthschaftlichen Vorsätze des Jünglings nicht stärken, und zu klarer Uebersicht seiner Lage ließ ihm der genußreiche Sommer keine Zeit. Recht wie um die bunte lustige Flut, auf der er hintrieb, noch höher zu schwellen, meldete ihm in dieser Zeit sein Bruder Gustav, der Landwirth, daß er einen Lotteriegewinn gemacht habe, und schlug dem Bruder Studenten eine größere Reise durch die Schweiz, Oberitalien und Tirol vor, zu deren Kosten er den größten Theil beitragen wollte. Man kann sich denken, daß Hermann diesen Plan um so freudiger begrüßte, als gleichzeitig der Vater seine Einwilligung gab, daß das nächstfolgende Wintersemester noch im geliebten Heidelberg zugebracht werden könne. So traten Gustav und Hermann Hettner noch in der ersten Hälfte des August die große Ferienwanderung an. Ueber Baden-Baden gingen sie nach Straßburg, von dort über Basel, Schaffhausen, St.-Gallen nach Zürich. Schon hier ward eine Trennung der Brüder nöthig. Gustav Hettner wollte bequem, behaglich, ohne sonderliche Strapazen reisen, die großen Städte lockten ihn mehr als die einsamen Alpenthäler und die mühsam zu ersteigenden hohen Gebirge. So entschloß sich der ältere Bruder, über Konstanz nach München und Wien zu gehen, während der jüngere den Rigi bestieg, die Gotthardstraße bis Andermatt verfolgte und über die Furka, durch Wallis nach Genf und von dort über Chamounix, Martigny, Sitten und den Simplon nach der lombardischen Ebene hinabwanderte. Er sah den Lago-Maggiore, Mailand, den Comersee, den Gardasee, Venedig. Der Anblick der Lagunenstadt, der in jeder empfänglichen phantasievollen Natur einen Rausch des Entzückens erzeugt, wirkte auch auf unsern heidelberger Studenten mit seiner vollen Kraft. Er schwelgte in den Bilderschätzen, die Venedig damals noch reicher


LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

und lückenloser besaß als gegenwärtig, und konnte sich nicht genugthun im Ausblick auf das Adriatische Meer, das gegen die Lidi brandet. Vom Aufenthalt in Venedig gestärkt, trat er dann die weitere Wanderung über Castelfranco und Primolano nach Trient an und gelangte endlich über Botzen, Meran, Innsbruck, Achensee und Tegernsee nach München, wo ihn die Betrachtung der eben auf König Ludwig's Wink entstehenden Bau- und Bildwerke einige Tage hindurch angelegentlich beschäftigte. Er faßte hier den Vorsatz, den Winter über in Heidelberg die Geschichte der neuen Kunst eingehend zu studiren und sich, wenn er auch dort die Anschauung der Kunstwerke entbehren müsse, wenigstens mit der einschlagenden Literatur völlig vertraut zu machen.

Unendlich mit Eindrücken und Anregungen bereichert, körperlich gekräftigt und der frohesten Erwartungen für die nächste Zukunft voll, gelangte Hettner am 6. November 1841 nach Heidelberg zurück. Seine Stimmung ward einigermaßen dadurch getrübt, daß er die sehnlich erwarteten und erbetenen Nachrichten von den Seinen in Schlesien nicht vorfand. Doch kamen diese Briefe sammt dem vom Studenten immer erhofften „Wechsel" schon nach drei Tagen und so konnte er freiern Herzens mit den Corpsbrüdern und andern Commilitonen ein heidelberger Winterleben beginnen. Der jugendliche Uebermuth schäumte noch einmal hoch auf, der Winter brachte zu den eigentlichen Vergnügungen mancherlei ernste studentische Händel, deren Austrag nach alter Sitte als Festlichkeit behandelt wurde, Hettner stand fleißig auf der Mensur und zeichnete sich als flotter, verwogener Corpsstudent und tüchtiger Schläger aus. Seine Studien vernachlässigte er keineswegs gänzlich, allein der außerordentliche Fleiß, den er sich für die stillen Wintermonate vorgesetzt hatte, wollte so wenig gedeihen als die Stille. Im Hinblick auf das für den Sommer oder Herbst beabsichtigte Doctorexamen nahm er in diesem Semester an den lateinischen Stilübungen bei Hofrath Bähr eifrigen Antheil. Daß er

constitutionelles Staatsrecht bei Professor Zöpfl und Naturrecht bei Geheimrath Zachariä hörte, entsprang theils der Anregung seiner Corpsgenossen, die zum größten Theil Juristen waren, theils dem leidenschaftlichern Interesse am politischen Leben, welches der Aufenthalt in Süddeutschland in ihm erweckt hatte und das sich auch in allen Briefen an seinen Vater kundgab. Im Februar 1842 brachte der Carneval in Manheim eine sehr fröhliche Unterbrechung der Collegien, er lernte das süddeutsch-rheinische Leben wieder von einer neuen liebenswürdigen Seite kennen, daß er Noth hatte, nicht abermals in seine alten Klagen, den nächsten Sommer im „traurigen Berlin" zubringen zu müssen, zurückzufallen. Bei der Rückkehr von Manheim nach Heidelberg hatte er freilich eine große Erschütterung zu durchleben, er erhielt die Nachricht, daß sein hirschberger Schul- und berliner Universitätsfreund Karl Krause am 4. Februar zu Breslau der Schwindsucht erlegen sei. Aber die Umgebung wollte kein Versenken in die Trauer dulden, und der Jugendliche sah sich rasch genug wieder in die lebensmuthige und hoffnungsfrohe Stimmung seines Kreises zurückgeführt. Ernstlich bedrückt ward dieselbe durch die Gewißheit baldiger Trennung. So lebhaft er wünschte, seinen Studien einen äußern Abschluß zu geben, so schwer fiel es ihm doch, von dem Leben mit so vielen fröhlichen und wackern Gesellen zu scheiden. Jeder Brief an die Seinigen verrieth, wie bang er dem Ablauf des heidelberger Jahres entgegenblickte, er blieb über den Ablauf des Semesters hinaus zurück, bis die letzten Freunde weggingen. In den ersten Apriltagen 1842 trat er die Fahrt über Ansbach, Nürnberg, Hof und Dresden nach der schlesischen Heimat an. Seine elegische Besorgniß, daß er das Neckarthal und das schöne Heidelberg vielleicht nie wiedersehen werde, sollte sich nicht, die ernste Voraussicht, daß er nach der verlebten glücklichen Zeit mancherlei Kämpfen und Sorgen entgegengehe, um so mehr bewahrheiten.

3.

Halle und Breslau.

Unser Student verlebte im April 1842 nur einige Frühlingswochen auf Leysersdorf. Sein Sinn weilte diesmal nicht in der Heimat, genußreiche Erinnerungen und mancherlei Sorgen zogen ihn nach Heidelberg zurück und mit ernsten Erwägungen gedachte er der Zukunft. Der Plan, eine akademische Laufbahn anzutreten, stand noch fest, der Vater verhieß die nöthigen Mittel dazu und stellte dabei nur die Bedingung, daß die weitere Vorbereitung zur Docentenschaft, die Hettner für unerläßlich erklärte, in Breslau stattfinde, wo sich Universität und Bibliothek vorfänden und wo außerdem gute Gelegenheit sei, das noch rückständige Freiwilligenjahr abzudienen. Hettner erklärte sich auch mit Breslau einverstanden — ihm lag vorderhand alles daran, sein nächstes Ziel zu erreichen und durch die Doctorpromotion den besorgten Aeltern Gewißheit zu geben, daß er seine Studienzeit nicht verloren habe. Er wünschte dies um so mehr, als er die Seinigen in Zukunftserwägungen und Befürchtungen fand, die nicht minder ernst waren als seine eigenen. Sein älterer Bruder Gustav wollte sich verheirathen und wünschte, vorher das väterliche Gut durch einen Kaufvertrag zu übernehmen. Die Aeltern schienen hiermit anfänglich einverstanden zu sein und wurden erst, als die Zeit der Gutsabtretung heranrückte, durch die Erkenntniß, welche große und uner=

quickliche Wandlungen in ihrem täglichen Leben von nun an eintreten müßten, wieder ſchwankend.

Gewiß iſt, daß unſer Freund unter dieſen Umſtänden während des Aufenthalts auf dem älterlichen Gute nicht wagte, mit dem Geſtändniß hervorzutreten, daß er in Heidelberg einige hundert Thaler Schulden zurückgelaſſen habe. Der Vater, bei aller Güte reizbar und gelegentlich kleinlich, war der Mann nicht, dem gegenüber eine offene Darlegung leicht geworden wäre. So entſchloß ſich Hettner, nach der Univerſität, an der er den akademiſchen Grad gewinnen wollte, abzureiſen, ohne vorher ſeine Seele entlaſtet zu haben. Er hatte es durchgeſetzt, ſtatt Breslau Halle zu wählen, der Aufenthalt in der ſchleſiſchen Hauptſtadt dünkte ihm jetzt aus vielen Gründen beſonders unerquicklich. Auch verlangte ihn nach Wiederaufnahme ſeiner philoſophiſchen Studien und in Halle fand er an Hinrichs, Erdmann und Schaller hervorragende Schüler Hegel's, die er noch nicht gehört hatte. In den erſten Tagen des Mai ging Hettner nach Halle und richtete ſich hier raſch häuslich ein. Er belegte die „Religionsphiloſophie" Schaller's und die Vorträge über Spinoza Erdmann's ſowie die Philoſophie der Politik bei Hinrichs und ſchickte ſich an, ſeine Diſſertation auszuarbeiten. Dazu aber gehörte Gemüthsruhe und Sorgloſigkeit. Seine heidelberger Verpflichtungen waren durch die Beſchlagnahme ſeines dortigen Univerſitätszeugniſſes ſehr dringende geworden. Da er früher einigemal mit Glück geſpielt hatte, kam er auf den unſeligen Einfall, ſeine Umſtände durch das Hazardſpiel günſtiger zu geſtalten, ſeinen Aeltern einen Kummer und ſich einen beſchämenden Verdruß zu erſparen. Die Gelegenheit fehlte nicht: das nahegelegene Köthen, damals noch die Reſidenz eines ſouveränen Herzogthums, wurde durch die Exiſtenz einer priviligirten Spielbank verunziert. Der thörichte Verſuch des jungen Mannes hatte die gewöhnlichen Folgen, Hettner verlor in wenigen Stunden ſeine geſammte Barſchaft und erwachte aus dem wüſten Traum,

in den er sich gewiegt hatte. Seine gute Natur bewahrte ihn jetzt vor jedem falschen Auswege. Noch von Köthen aus gestand er den Aeltern seine volle Schuld und erbat in tiefergreifenden Worten ihre Verzeihung. Sie zögerten nicht, ihm dieselbe zu gewähren, und sandten Hermann's ältern Bruder Gustav nach Halle ab, um alle Angelegenheiten des Sohnes gründlich zu ordnen. Der Dankbrief Hettner's vom 21. Mai enthielt das Gelübde, nie wieder an Spiel zu denken und die Unklugheit und den Leichtsinn der jüngsten Zeit durch strenge Sparsamkeit und ernste Haltung wieder gut zu machen, Gelübde, die treulich erfüllt wurden.

Die moralische Erschütterung hatte jedenfalls die Folge, den Eifer Hettner's bei seinen Studien und Arbeiten anzuspornen. Er war sich mit Recht bewußt, „trotz alledem" seine Zeit nicht verloren zu haben, und wünschte auch den skeptisch gewordenen Vater durch die möglichst rasche Erwerbung des akademischen Grades zu überzeugen. Die Vorarbeiten zum Examen schritten rüstig vorwärts und bis zum Schluß des Sommersemesters war die Dissertation „De logices Aritotelicae speculativo principio" (gedruckt Halle 1843) vollendet und Hettner meldete sich unter Einreichung dieser Abhandlung zur Prüfung. Er blieb während der Sommerferien in Halle, um sich nicht in seinen Repetitionen zu unterbrechen, und konnte am 28. September den besorgten Aeltern melden, daß seine Dissertation den vollen Beifall der prüfenden Professoren erhalten habe und daß er damit über den Berg zu sein hoffe. Die Abhandlung verdiente diesen Beifall in der That. Der zweiundzwanzigjährige Verfasser erwies in derselben zwar keine volle geistige Selbständigkeit, aber scharfsinnige und ernste Behandlung seines Themas, eine keimende Vorliebe für geschichtliche Auffassung und Behandlung. Die Zugehörigkeit zu Hegel's philosophischer Schule verleugnet sich nicht: „Logices Hegelianae forma ac ratio est necessaria et absoluta illa, ad quam logica per omnem philosophiae

historiam continuo et necessario tendebat, logices Aristotelicae veritas, absoluta logices ideae, quae primo quidem, sed immediate et inadaequate in Aristotelica illa logices expositione apparuerat, manifestatio!" Das Latein seiner Dissertation ward von Bernhardy da und dort bemängelt und er mußte sich zu einer nochmaligen Ueberarbeitung einzelner Stellen entschließen, wobei er nicht verfehlte, einen leisen Protest gegen den Zwang, modern philosophische Gedanken in die Sprache des Alterthums einzupressen, zu erheben. Die von der Facultät auferlegte deutsche Arbeit ward rasch und glücklich beendet, die Bestimmung des Termins der mündlichen Prüfung ließ lange auf sich warten und erfolgte erst am 21. November, sodaß der Doctorand nacheinander die Hoffnung, die Kirmes und dann das Weihnachtsfest in Leysersdorf feiern zu können, aufgeben mußte. Am 26. November bestand er das mündliche Examen mit Glanz, aber nun waren noch die Dissertation zu drucken und ihre Thesen in öffentlicher Disputation zu vertheidigen. Am 21. Januar 1843 endlich konnte er dem Vater, dem er in aufrichtiger Dankbarkeit diese erste wissenschaftliche Leistung gewidmet hatte, Exemplare der Schrift sowie das Doctordiplom zusenden. „Gott gebe", schrieb er ihm dabei, „daß diesem Schriftchen bald andere nachfolgen, die inhaltreicher, reifer und gediegener Dir besser als die gegenwärtige zeigen können, daß der Boden nicht ganz schlecht und unfruchtbar ist, auf den Du gebaut hast."

Mitten im Winter machte sich der neue Doctor philosophiae auf den Weg nach Schlesien, um eine längere Zeit des behaglichen Ausruhens, der Sammlung und der Vorbereitung auf künftige Arbeiten unter dem Dache des väterlichen Hauses zu genießen. Es war eine fröhlichere Heimkehr als dreiviertel Jahre früher die Rückkunft von Heidelberg. Bei dem Vater verschwand die Erinnerung an die Opfer, welche die Studienzeit des Sohnes gekostet, gegenüber dem ersten Resultat dieser Zeit. Hermann wurde daheim auf den Händen getragen und war

außerdem als Vermittler bei den mannichfach verwickelten Verhandlungen willkommen, welche der Verkauf und die Uebergabe des Gutes an seinen Bruder Gustav bedingten. Denn in diese Zeit muß die Entscheidung gefallen sein. Die Aeltern wollten den liebgewordenen Wohnort nicht aufgeben und doch stellte sich schon jetzt heraus, daß ein erquickliches Zusammenleben mit der jungen Frau Gustav's und mit deren Familie eine Unmöglichkeit sei. Namentlich die Mutter Hettner's konnte sich nicht darüber hinwegsetzen, daß die Dinge sich anders gestalteten, als sie mit einigem Recht erwartet hatte. Aber vergeblich ertheilte Hermann den Rath, ein Zusammenleben unter den neuen Verhältnissen gar nicht erst zu versuchen und sofort einen andern Wohnort zu wählen. Er mußte die Erfahrung machen, daß die Aeltern lieber bittere Schmerzen, heftige Kämpfe auf sich nahmen, als sich von der altgewohnten Umgebung losrissen. Noch bevor die völlige Umgestaltung erfolgte, rüstete sich unser Freund zum Aufbruch nach Breslau, wo er zunächst seiner Militärpflicht genügen sollte und danach den Vorbereitungen zur Habilitation zu leben gedachte. Der Vater, dessen Vermögensverhältnisse durch den Gutsverkauf sich nicht wesentlich ungünstiger gestaltet zu haben scheinen, hatte mit dem Sohne wiederholt dessen Pläne durchgesprochen, und Hermann hatte ihm nicht verhehlt, daß er noch jahrelanger Unterstützung des Vaters bedürfen werde, bevor er als Docent zu einer Stellung gelangen könne, die ihn ganz unabhängig mache. Eine Besorgniß anderer Art hielt der junge Gelehrte aber noch in seiner Brust verschlossen. Das wachsende Mistrauen in den Regierungskreisen gegen den Geist der Universitäten und namentlich der philosophischen Facultäten hatte seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. schon zu mancherlei Verkümmerungen der hergebrachten akademischen Lehrfreiheit geführt. Hettner wollte in Breslau die letzten Vorbereitungen treffen, um demnächst an einer preußischen Universität als Privatdocent wirken zu können. Und

gerade jetzt trug sich die erregte öffentliche Meinung mit schlimmen Gerüchten und schrieb dem Cultus- und Unterrichtsminister von Eichhorn die Absicht zu, die Institution der Privatdocenten überhaupt wo nicht aufzuheben, doch in ihrer Bedeutung für das Universitätsleben wesentlich zu verkümmern.

Vom Mai 1843 bis zu seinem Aufbruch nach Italien im Hochsommer 1844 lebte Hermann Hettner in Breslau, wo er einige von seinen berliner und heidelberger Studiengenossen wieder antraf und im ganzen ein still fleißiges, aber eben darum angenehmes Dasein führte. Sein Freiwilligenjahr beschränkte sich auf wenige Wochen Exercitium, er ward sehr bald zurückgestellt und schließlich zum Militärdienst für untüchtig erklärt, sodaß er durch soldatische Pflichten und Erfahrungen von den eifrig betriebenen wissenschaftlichen, namentlich ästhetischen Studien nicht eben wesentlich abgezogen ward. Die alten Heidelberger setzten zwar zum Theil ihr Treiben noch fort; gleich im Anfang seines breslauer Aufenthaltes hatte Hettner unter Sorgen und Aengsten seinen alten Corpsgenossen Wißmann („vormals als Schläger berühmt und gefeiert"!) zu pflegen, der, wie Hettner mit großer Emphase an Eck berichtete, „von einem Preußen durch eine Buckelterz auf Säbel abgeführt wurde", und dem „sehr tiefen Schmiß, bei dem das Schulterblatt offen lag", durch Ungeschicklichkeit des Chirurgen beim ersten Verbande, beinahe erlegen wäre. Noch beklagte er es wie einen schwärzesten Verrath, daß sich ein anderer der heidelberger Genossen, Brettschneider aus Jauer (in den Briefen der Freunde kurzweg „der Teufel" getauft), aus den Kreisen der alten Corpsbrüder zurückzog und mit „elendem Gesindel" umging. Allein diese studentischen Reminiscenzen hatten keine Bedeutung mehr für sein Leben und mit leidenschaftlichem Eifer warf er sich in seine Studien. Er schrieb in dieser Zeit an einer größern Abhandlung über Ludwig Feuerbach, die im wesentlichen an eine gegen Feuerbach gerichtete Schrift von Konstantin

Frantz anknüpfte und auf eine Vertheidigung der Feuerbach'schen Anthropologie wider alle seine „consequenzlosen" Gegner hinauslief. Da die Arbeit im nächstfolgenden Jahre in „Wigand's Vierteljahrsschrift" (einer der vielen Fortsetzungen und Wiederaufnahmen der „Halleschen Jahrbücher", welche nach dem Verbote derselben fruchtlos versucht wurden) im Druck erschien, wird ihrer bei Hettner's literarischen Anfängen zu gedenken sein. Die kleine Schrift ward insofern sehr wichtig für Hettner, als er bei dieser Gelegenheit klar erkannte, wie unbedingt er mit seinen philosophischen Ueberzeugungen auf der äußersten Linken der Jung-Hegelianer stehe und wie bedenklich diese Thatsache für seine äußere Zukunft sei. Der kluge Vater, allmählich durch den Sohn in die wissenschaftlichen Kämpfe etwas eingeweiht, entwickelte ein instinctives Verständniß für den Conflict, in welchen die neueste Philosophie mit politischen und kirchlichen Gewalten gerathen mußte, welche sich von ihr bedroht glaubten. Er äußerte in jedem Briefe Zweifel daran, daß man den Sohn überhaupt als Privatdocenten der Philosophie in Bonn oder Breslau zulassen werde. Und in der That mußte Hermann sich und den Aeltern gestehen, daß die Aussichten sich von Tag zu Tag trüber gestalteten und daß er die Möglichkeit ins Auge fassen müsse, an einer Universität des Auslandes, das heißt einer nichtpreußischen deutschen Universität, seine Laufbahn zu beginnen.

In Wahrheit verursachte ihm nicht blos die augenblickliche Unbeliebtheit der Philosophie bei den maßgebenden Persönlichkeiten und die Verfolgung, die gegen einzelne Jung-Hegelianer stattfand, schwere Sorgen. Die Neigung zur Aesthetik, die sich schon während der Universitätszeit in ihm geregt hatte, machte sich immer stärker geltend. Aber die Zuversicht, mit der er als guter Hegelianer die überlieferte dialektische Methode und den speculativen Schematismus bis hierher gehandhabt hatte, war bedenklich ins Wanken gekommen. Er vertiefte sich während

dieses Jahres in Breslau in eingehende Studien der alten und neuen Kunstgeschichte wie der Literaturgeschichte. Was ihm Hülfsmittel hatte werden sollen, wandelte sich, je tiefer er in diese Studien eindrang, immer mehr zum Selbstzweck. Er fing an zu erkennen, daß von der rein speculativen Aesthetik, wie er sie bisher getrieben, die Kunst nicht als freier sinnlich-anschaulicher Gedankenausdruck begriffen werde, sondern nur als geistgeborene Reproduction und Spiegelung der natürlichen Wirklichkeit, als bloßes Potenziren oder Verklären des Gewöhnlichen. Er fühlte, daß diese Aesthetik der Fülle individueller Erscheinungen auf allen Kunstgebieten nicht gerecht werden könne. Und indem er die Schranke der systematischen Aesthetik wahrnahm, ward er sich zugleich bewußt, daß er auf dem Wege bloßer Speculation, ohne lebendige Anschauung, namentlich der Werke der bildenden Kunst, über diese Schranke nicht hinauskommen werde. Es zog ihn mit innerer Macht zur Geschichte der Kunst und er hatte recht, daß er zu jeder Leistung auf diesem Felde eine neue Studienzeit mitten unter den Werken der Kunst für erforderlich und unumgänglich erachtete. Im Winter von 1843 zu 1844 eröffnete er die innern Bedrängnisse, in denen er sich befand, seinem Vater und bat um Gewährung der Mittel zu einem längern Aufenthalte in Rom. Bei wiederholten Besuchen, die er von Breslau aus in Leysersdorf machte, setzte er die Einzelheiten seines italienischen Reiseplans auseinander. So bekümmert die Aeltern auch waren, gerade jetzt den Lieblingssohn entbehren zu sollen, so lag ihnen die Zukunft des Vielversprechenden viel zu sehr am Herzen, um seinen berechtigten Wünschen einen ernsten Widerstand entgegenzusetzen. Schon am 10. April 1844 konnte Hermann von Leysersdorf aus seinem heidelberger Freunde Eck nach Berlin melden: „Ich erkläre Dir die Ursache, die mich von der Uebersiedelung nach Berlin abhält. Die Zeit, da ich mich als ehrsamer Privatdocent niederlassen will, rückt immer näher. Lächle nicht über meine Eigen-

liebe, wenn ich mich Dir als einen strebsamen wissenschaftlichen Menschen vorstelle, dem es Ernst ist, eine ordentliche Carrière zu machen und mit der Zeit eine Professur mit allen Ehren zu bekleiden. Unter allen philosophischen Disciplinen hat mich außer der Religionsphilosophie besonders die Theorie der Kunst und ihre Geschichte angezogen. Je mehr ich diesem Studium in der letzten Zeit nachgegangen bin, desto mehr habe ich einsehen lernen, daß ohne eine gründliche Anschauung der gewaltigen Werke der alten Kunst von eigentlicher Einsicht in das Wesen der Kunst wenig die Rede sein könne. Die Sehnsucht nach der ewigen Heimat alles Kunstlebens, Italien, erwachte daher immer stärker und stärker in mir. Glücklicherweise habe ich einen Vater, der mich innig liebt und der alles anwendet, wenn es gilt, mir eine Freude zu machen und etwas für meine Ausbildung zu thun. Ich habe das Glück, auch diesen Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen, und werde Ende Juli oder Anfang August in Breslau mein Ränzel schnüren und auf die alte Siebenhügelstadt zuwandern. Ich denke etwa ein Jahr in Rom zu bleiben und mich meinen Studien hinzugeben."

Uebrigens fand Hettner bei diesem Osteraufenthalt die leysersdorfer Zustände so, daß er den Aeltern wiederholt den dringenden Rath ertheilte, ja sie beschwor, die alte Heimat um jeden Preis zu verlassen. Er überzeugte allmählich seinen Vater, daß dieser Entschluß unausbleiblich sei, und da sich kein Gutskauf, der den Wünschen und Forderungen des erfahrenen Landwirths entsprochen hätte, zeigen wollte, so tauchte allmählich der Plan auf, nach Hirschberg überzusiedeln, wo es der Familie an einigen Beziehungen und Anknüpfungen nicht fehlte. Hermann Hettner ging nach Breslau zurück und suchte sich in fleißigen Sommermonaten gut und gründlich für die italienische Reise vorzubereiten. Einige angefangene Arbeiten wurden beendet, andere für immer zurückgelegt; eine kleine Handbibliothek archäologischer und kunsthistorischer Werke ward sorgfältig zusammengestellt, das

Studium der italienischen Sprache mit Ernst betrieben und in täglichen Conversationsstunden die Gewandtheit im Französisch-sprechen wieder aufgefrischt. Paß und Creditbriefe verursachten noch einigen Aufenthalt und Wind und Wetter schienen sich der Reise entgegenstellen zu wollen. Aber mit begreiflicher Ungeduld erklärte Hermann den besorgten Aeltern, daß ihm das Pflaster von Breslau unter den Füßen brenne. Am 26. Juli 1844 brach er zu der wichtigsten und entscheidendsten Reise seines ganzen Lebens auf, sein erstes Ziel sollte Wien sein.

4.

Wanderjahre in Italien.

Mit größerm Ernst, mit reiferer Einsicht in seine Aufgaben und Ziele und doch mit einem Glückgefühl, einer jugendlichen Lust und Heiterkeit, wie sie ihn beim einstigen Aufbruch nach Heidelberg beseelt, hatte der künftige Kunsthistoriker die vorläufig auf ein Jahr berechnete Studienreise nach Italien angetreten. Er schwelgte in der „Fülle der Gesichte", die ihm zutheil wurde, und hegte mit Recht die besten Erwartungen von seiner Kraft, seiner Aufnahmefähigkeit, seinem Fleiß und seinem Glück. War es doch schon eine seltene, nicht genug zu preisende Gunst des Schicksals, im dreiundzwanzigsten Lebensjahr sorglos und mit voller Freiheit Italien sehen und in mehr als einer Hinsicht wohl vorbereitet genießen zu dürfen!

Ueber Oppeln, Ratibor, Olmütz langte er am 2. August in Wien an und verweilte zwei Wochen in der Kaiserstadt. Neben den Kunstschätzen wandte er sein Augenmerk hauptsächlich auf die Gärten Wiens. Seine Beschäftigung mit dem Verhältniß der Landschaftsgärtnerei zur Landschaftsmalerei war im Grunde nur ein Ausdruck der Zweifel, die ihn schon seit einem Jahre bewegten, ob die Hegel'sche Aesthetik (welche ihn noch fesselte, indem er sich ihr zu entwinden trachtete) das Verhältniß der Naturschönheit zur Kunstschönheit richtig erfaßt habe. Bei

den Gartenstudien ward ihm ein gebildeter märkischer Gutsbesitzer Wahrschaffen aus der Gegend von Neuhaldensleben förderlich, den er an der Wirthstafel kennen gelernt hatte, mit dem er einige Ausflüge unternahm und den er schließlich auf der Donaufahrt nach Linz, über Gmunden nach Salzburg begleitete. In Salzburg und Berchtesgaden war das Wetter so ungünstig, daß sich unser Reisender auf der Post nach Laibach einschreiben ließ und über Hallein dahin abreiste. Er hielt sich bis Triest unterwegs nicht weiter auf und gelangte mit dem Lloyddampfer am 25. August nach Venedig, wo er den ersten Brief von daheim vorfand und die Herrlichkeiten, welche ihn drei Jahre zuvor entzückt hatten, aufs neue genoß. Den Kunstschätzen der Lagunenstadt stand er jetzt mit anderer Empfindung gegenüber, als sie der fahrende Student gehabt. Fragmente eines Reisetagbuchs bezeugen, wie ernst es sich der junge Aesthetiker angelegen sein ließ, zum Verständniß der Sprache zu gelangen, welche die Bilder der Venetianer redeten. Aber zu ruhigem Studium kam er in Venedig nicht, es trieb ihn vorwärts und er wünschte in den ersten Octobertagen in Rom zu sein. So reiste er am 3. September aus Venedig ab, ging nach Padua, Ferrara und Bologna. Im Jahre 1844 reiste man in Italien noch mit Post und Vetturin, und neben den Unbequemlichkeiten dieser Beförderung erfreute man sich größerer Mannichfaltigkeit und Deutlichkeit aller Eindrücke. Hettner's frische Jugendkraft hielt den Mühseligkeiten der Reise gut stand, indeß die Macht und der Reichthum des völlig neuen Lebens, das ihn umgab, überwältigten ihn auf Augenblicke, sodaß er bei der Ankunft in Florenz sich mit einem ausführlichen Briefe in die Heimat, in dem er auf alle zurückgelassenen Verhältnisse liebevoll einging, Zukunftsaussichten für Bonn und Vorsätze für eine Reihe literarischer Arbeiten breit ausspann, wieder ins Gleichgewicht setzte. Dann überließ er sich aufs neue dem vollen Zauber der Gegenwart und dem Genuß der Kunstschätze,

welche Florenz darbot. Er fühlte, daß er in den wenigen Wochen, die ihm hier zu bleiben vergönnt war, seinen Zweck auch nicht einmal auf das nothdürftigste erreichen werde, und beschloß von Rom aus wiederzukehren. Der italienischen Lebensweise hatte er sich bereits hier leicht anbequemt, sodaß ihm der Widerstreit zwischen Gewohnheit und Landessitte, der so vielen das Reisen in Italien verleidet, so gut wie völlig erspart blieb.

Seine Weiterreise von Florenz nach Rom brachte ihm unvergeßliche Genüsse. „Das Land ist überschwenglich reich an den entzückendsten und gewaltigsten Naturschönheiten", schrieb er den Aeltern. „Durch ein schönes von Wein und Oliven fruchtbares Thal fuhr ich längs den Bergen über Arezzo und am altberühmten Trasimenischen See vorüber nach Perugia. Vielleicht mochte es der Gedanke an die Heimat sein, die mir durch Euern Brief wieder so nahe gerückt war, daß mir das auf einem Berge gelegene Perugia die Lage Goldbergs ins Gedächtniß brachte. In der That haben aber beide Städte nur die malerische Lage auf dem Berge gemeinsam. Von da geht die Straße über Foligno und Spoleto nach dem Wasserfalle von Terni, der unstreitig der größte und gewaltigste ist, den ich je gesehen habe und vor dem alle Schweizerwasserfälle bedeutend zurücktreten müssen. Von der malerischen Anmuth der Gegend um Terni wüßte ich Euch durch bloße Beschreibung kein lebendiges Bild zu geben. Alles, was eine Gegend schön macht: Berg, liebliches Thal, reiches Wasser, eine üppige Vegetation, eine malerisch gebaute Stadt, ist hier im schönsten Verein und in innigster Verschmelzung, über dem allen eine Beleuchtung, ein Farbenschmelz, die nur unter der Sonne Italiens möglich sind."

Wie hunderttausend nordische Reisende vor ihm schaute Hermann Hettner aus der Campagna sehnsüchtig und erwartungsvoll nach der Kuppel der Peterskirche und zog am 4. October durch die Porta del Popolo in die ewige Stadt ein. Sein erster Gang galt dem Aufsuchen eines deutschen Landsmanns,

an den er einen besonders warmen Empfehlungsbrief hatte, des jungen Archäologen Heinrich Brunn, welcher sich seit einem Jahre in Rom befand und der den warm empfohlenen Strebensgenossen herzlich willkommen hieß, ihm auch rasch über die kleinen Schwierigkeiten der ersten Einrichtung hinweghalf. Eine Wohnung in der unmittelbaren Nachbarschaft Brunn's, der in der Casa Tarpeja hauste, konnte er nicht erhalten. Dafür fand er ein passendes Zimmer in dem Hause Nr. 28 der Piazza di Poli. Seine Wohnung lag zwischen der Fontana Trevi, deren Wasser es ihm wie andern anthun sollte, und dem Gebäude der Propaganda. In demselben Hause wohnte ein junger Oberlehrer vom Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, Dr. Wilhelm Giesebrecht, gegenwärtig der gefeierte Geschichtschreiber der deutschen Kaiserzeit. Mit ihm und Brunn unternahm der Ankömmling jene ersten Streifzüge durch Rom, durch Straßen, Ruinen, Kirchen, Paläste und Museen, welche ihm einen „Ueberblick" verschaffen sollten und ihm wie jedem, der es ernst nimmt mit den Dingen, zum Bewußtsein brachten, daß hier die Ueberblicke wenig fruchten könnten, daß er in eine neue Welt getreten sei, in die er sich langsam hineinleben müsse, um ihr wirklich etwas abzugewinnen. Schon die ersten römischen Briefe an die Seinigen verhehlten nicht, daß die Zeit, die er sich ursprünglich gesetzt, viel zu kurz sein werde, seine Zwecke wirklich zu erreichen, und bereiteten auf eine beträchtliche Verlängerung des Aufenthalts in Italien vor.

Hettner kam in das Rom Papst Gregor's XVI., das Rom der Restauration mit seinem aus uralten Ueberlieferungen und Gewohnheiten und gewissen Einwirkungen der Neuzeit seltsam gemischten Leben. Die päpstliche Stadt unterschied sich weniger in der äußern Erscheinung, als in den socialen Verhältnissen, von der Hauptstadt des Königreichs Italien, welche Hettner nach beinahe einem Vierteljahrhundert wiedersehen sollte. Jene elementaren Gewalten, die in den nächsten Jahrzehnten den un-

zur Geschichte der italienischen Malerei, welche er in den letzten Monaten eifrig betrieben, hatten ihm unter verschiedenen klaffenden Lücken in dieser Geschichte auch diejenige gezeigt, welche die Entwickelung der neapolitanischen Malerschulen betraf. Der Gedanke, sich durch eine Monographie um die Ausfüllung dieser Lücke verdient zu machen, lag nahe; was er von den Werken neapolitanischer Meister in Rom gesehen, hatte sein Interesse erregt, und er hoffte seine künftige Habilitationsschrift mit Forschungen über diese halb unbekannten Künstler vorzubereiten. Die Rückkehr nach Rom für den nächsten Herbst und Winter unterlag schon jetzt keinem Zweifel mehr und mit energischer Beredsamkeit bewies der junge Kunstforscher dem Vater, daß er durch den längern Aufenthalt und die erfolgreichen Studien in Italien die „Hungerjahre" des künftigen Privatdocententhums nur abkürze.

Während des ersten kurzen Aufenthalts in Neapel, im April 1845, sah Hettner natürlich von Forschungen über die neapolitanische Malerschule ab und begnügte sich mit dem beglückenden Gesammteindruck der einzig schönen Stadt. Sammt seinen Reisegefährten fand er die freundlichste Aufnahme in dem Hause des Malers Gützlaff. Schon am Ende des Monats fuhren Friedländer, Schrader und Hettner nach Palermo über und unternahmen, auf Maulthieren reitend, die Weiterreise über Termini, Cefalu, San-Stefano, Giojosa, Patti, Milazzo (von wo aus die Liparischen Inseln besucht wurden), Messina, Catania, wo Dr. Schrader leider an einem gastrischen Fieber erkrankte. Hettner mußte sich, wenn er nicht auf seinen ganzen Reiseplan verzichten wollte, entschließen, allein weiterzugehen. Mit dem Dampfer fuhr er von Catania nach Syrakus und nahm hier einen Maulthiertreiber mit zwei Maulthieren, Gaetano Storace, in Sold. „Nie hat mich das Glück so begünstigt als in diesem Falle", schrieb er seinen Aeltern. „Dieser Eseltreiber, von dem das Wohl und Wehe meiner Reise zum großen Theil abhing, war die kreuzbravste Seele, die mir je vorgekommen ist, treu,

aufmerksam, immer guter Dinge und in jedem Falle der zufriedenste und glücklichste Mensch, der auf Erden lebt. Wir haben während der Zeit unsers Zusammenseins innige Freundschaft miteinander geschlossen und es hat mir in der Seele weh gethan, mich von dem alten braven Manne trennen zu müssen." Gaetano führte ihn über Chiaramonti und Terranuova nach Girgenti, über die Tempelruinen von Selinunt nach Segesta. Von hier kehrte Hettner nach Palermo zurück, wo er sich eine Woche lang von den Beschwerlichkeiten der Reise erholte und dann nach Neapel wieder einschiffte. Mitte Juni langte er in Neapel wieder an, wo er sich nun bis zum September oder October aufzuhalten beschloß. Die sicilianische Fahrt hatte ihm ungewöhnliche Opfer gekostet, seine Reisekasse war beträchtlich zusammengeschmolzen und die Preise in Neapel machten ihm einen beträchtlichen Unterschied gegen die römischen fühlbar.

Die Monate in Neapel führten unserm Reisenden neben mancher Bekanntschaft mit Italienern auch verschiedene Deutsche zu. Theodor Mommsen, den Nürnberger Merkel, Mühlholz und andere jüngere Gelehrte, welche in dieser Zeit nach Neapel kamen, kannte er von Rom her. Der weitaus bedeutendste unter den neuauftauchenden Landsleuten, mit denen der Aesthetiker in Verkehr trat, war der Dichter Friedrich Hebbel, der sich eben mit dänischem Reisestipendium in Italien befand und in Neapel in der Locanda della bella Venezia hauste. Die dämonische Persönlichkeit des Poeten zog den jungen Gelehrten um so unwiderstehlicher an, als Hebbel den ästhetischen Fragen, mit denen sich Hettner trug, keineswegs fernstand. Die Briefe Hettner's an seinen Freund Brunn in Rom verriethen in diesen Wochen den starken Einfluß, den der Dichter der „Maria Magdalene" auf Hettner's Urtheile und Anschauungen gewonnen. Durch Hebbel ward in Hettner, welcher im letzten Jahre ausschließlich kunsthistorischen Studien gelebt hatte, die Theilnahme für poetische Fragen wieder erweckt; er las auf der Stelle so

viele Tragödien, als ihm zugänglich waren, und erörterte mit Hebbel die Theorie des Dramas. Sein Vorsatz, die Geschichte der neapolitanischen Malerschulen zu schreiben, kam durch die Dürftigkeit der Vorarbeiten, die er vorfand, einigermaßen ins Wanken, aus der Monographie wurde zuletzt nur ein größerer Aufsatz, welcher im folgenden Jahre in Schwegler's „Jahrbüchern" veröffentlicht wurde, und in Hettner's „Kleinen Schriften" wiederum gedruckt ward. Mit der steigenden Hitze des Sommers wurde der Aufenthalt in Neapel unerträglich, Hettner siedelte für einige Zeit nach Sorrent über, und genoß hier in völligem Dolce far niente die Eindrücke der Prachtlandschaft und des bunten Volkslebens.

Im August kam Adolf Stahr, damals noch Professor und Conrector am oldenburger Gymnasium, auf jener Reise, welche er in seinem bekanntesten und besten Buche „Ein Jahr in Italien" anziehend und erfolgreich geschildert, nach Neapel und Sorrent. Hettner machte alsbald die Bekanntschaft des geistvollen, vielseitig gebildeten und von den deutschen politischen und literarischen Kämpfen lebendig erregten Mannes und fühlte sich von demselben in einer Weise angezogen, daß die Beziehungen zu Hebbel, Mommsen und manchen andern Bekannten dadurch gefährdet wurden. Stahr besaß neben glänzenden Vorzügen jene reizbare Eifersucht, welche schwer ein Verhältniß zu gleichstrebenden, aber von andern Anschauungen beseelten Männern gewinnen kann. Er fühlte sich durch die italienische Reise, die er zunächst um seiner Gesundheit willen unternommen, zu neuem Leben gestärkt, zu erhöhten Leistungen und Wirkungen berufen. In diesem Gefühl entfaltete er gegen solche, die sich ihm anzuschließen geneigt waren, wie Hettner, seine ganze Liebenswürdigkeit, gegen Naturen, die sich gegensätzlich oder rückhaltend zeigten, die kritische Schärfe seines Wesens. Hettner sah zunächst nur, daß Stahr ihm in Jahren, Erfahrung und gewissen Kenntnissen überlegen war, ließ sich von dem wirklichen Geist des Mannes

fesseln und von Stahr's zahlreichen Verbindungen mit Verlegern, Herausgebern und Zeitschriften aller Art wol auch ein wenig imponiren. Die Theilnahme, welche Stahr für den neugewonnenen jungen Gefährten hegte, war eine vollkommen aufrichtige und warme, er verstand, die Entwickelung Hettner's in mannichfacher Weise zu fördern. Bedenklicher war es schon, daß er die eben überwundene Neigung Hettner's zur Tendenzliteratur der Zeit, zur Beziehung aller geistigen Thätigkeit auf die Politik des Tages wieder entfachte, daß er seine subjectiven Sympathien und Antipathien ohne weiteres auf Hettner übertrug.

Die Folgen dieses neuen Freundschaftsbündnisses machten sich in Rom geltend, wohin Hettner mit Stahr am 19. October 1845 zurückkehrte. Enthusiastisch hatte er an Brunn über Stahr geschrieben und den Gewinn, den der römische Freundeskreis an dem geistvollen ältern Manne haben werde, hoch angeschlagen. Aber die Dinge gestalteten sich nicht so günstig, wie Hettner gehofft hatte. Der Winter von 1845 auf 1846 war allerdings an Eindrücken und Erlebnissen so reich und eher noch reicher als der erste Winter, den unser Freund in Rom zugebracht hatte. Durch Stahr ward Hettner in neue und mannichfache gesellige Beziehungen gebracht, namentlich von dem Zeitpunkt an, wo auch Fräulein Fanny Lewald, welche eben mit ihren ersten Romanen und Novellen in Deutschland berechtigte Erwartungen erweckt hatte, nach Rom kam. Da Stahr und Hettner eine Wohnung im gleichen Hause (wiederum Piazza di Poli 28) bezogen hatten, so ward der junge Freund Zeuge der Herzens- und Lebenskämpfe, welche schließlich zu einer dauernden Verbindung zwischen Adolf Stahr und Fanny Lewald führten. Neben den angenehmen und freundlichen Beziehungen gab es aber auch Zerwürfnisse und Trennungen. Daß Hettner, dem eigentlichen Zuge seiner Natur folgend, sich entschieden von der Facharchäologie abwandte, hätten ihm seine archäologischen Freunde vielleicht verdacht, aber keinesfalls verübelt. Daß er vielfach

andere Lebenskreise aufsuchte als diejenigen des vorigen Winters, hätte zu keinem Bruch mit frühern Freunden Anlaß gegeben. Aber die Freundschaft mit Stahr veranlaßte Hettner, in Controversen mit einzutreten, die zwischen Stahr und Emil Braun stattfanden. Hettner war auf des Freundes Zureden und Vermittelung Mitarbeiter der „Bremer Zeitung" geworden, die damals einen Anlauf nahm, im ultraliberalen oder radicalen Sinne eine zweite „Allgemeine Zeitung" für Deutschland zu werden. Seine Mitarbeiterschaft an diesem Organ und der engste Verkehr mit Stahr gaben den Kreisen des Archäologischen Instituts Anlaß zum Mistrauen, und so kam es am Ende bei der Festsitzung vom Freitag dem 24. April zu einer peinlichen Scene. Braun erklärte, seinen Vortrag nicht in Gegenwart Hettner's halten zu wollen, der doch nur als „Adjutant Stahr's" gekommen sei. Auf Bitten des Dr. Henzen entfernte sich Hettner zwar für den Augenblick, aber natürlich waren weitere Erörterungen und leidenschaftliche Auseinandersetzungen unvermeidlich, welche zu einer (glücklicherweise nur vorübergehenden) Trennung von Freunden wie Hettner und Brunn führten.

So blieb denn Deutschland auch in Rom Deutschland und versagte sich Zerwürfnisse aus den geringfügigsten Ursachen nicht! Hettner empfand trotz der ungeminderten Bewunderung, die er für Stahr hegte, doch das Widerwärtige dieser Kämpfe auf diesem Boden. Wahrscheinlich hätten ihn die hier gemachten Erfahrungen noch tiefer berührt, wenn ihm nicht eine Abziehung der erfreulichsten Art zutheil geworden wäre. Unter andern Deutschen, die gegen das Ende des Winters in Rom eintrafen, befand sich eine schlesische Dame, Frau von Tschirschky, in deren Gesellschaft sich zwei junge Damen, ihre Nichte Bogamilla von Schmidthals und deren Freundin Marie von Stockmar, befanden. Hettner fand bald nach den ersten Begegnungen den Verkehr mit den Damen höchst angenehm, und berichtete darüber in einer Weise nach Hause, daß die Aeltern in Hirschberg schon jetzt aufhorchten;

der junge Gelehrte mußte wiederholt betonen, daß nicht die Reize des Lebens, sondern die ernstesten Kunststudien und ein begonnenes Werk „über Kunst des Alterthums“ ihn an der versprochen gewesenen Heimkehr im August 1846 hinderten. In Wahrheit stand es doch ein wenig anders. Dem jungen Manne vielleicht selbst unbewußt begann die „andere Nichte“ der obengenannten Dame, Marie von Stockmar aus Koburg, eine Anziehungskraft der stärksten Art auszuüben. Hettner brachte in Erfahrung, daß die Damen einen Sommeraufenthalt im Gebirge, in Arricia, zu nehmen gedächten, und so stellte sich denn bald heraus, daß es für ihn und sein Buch räthlich sei, bei der Rückkehr von einer Studienreise durch Mittelitalien dem heißen Rom rasch zu entrinnen und die Schatten von Arricia aufzusuchen.

Uebrigens bedurfte der junge Aesthetiker einer so lieblichen Aussicht, um sich den fröhlichen Muth und die frische Empfänglichkeit zu erhalten, mit denen er bis hierher in Italien gelebt. Die Nachrichten, welche er von daheim erhielt, waren trübselig, der Vater hatte sich in die Privatexistenz ohne die gewohnte Thätigkeit und Wirkung noch nicht hineingefunden und litt unter hypochondrischen Verstimmungen, Hermann's Mutter aber war schwer erkrankt und es stellte sich mehr und mehr heraus, daß es ein unheilbares Leiden sei, welches ihre Lebenskraft langsam untergrub. Die eigentliche Sachlage konnte Hettner aus den Briefen der Seinigen nicht klar erkennen, aber er erfuhr und errieth genug, um beunruhigt zu werden. Im Mai 1846 reiste er mit Stahr aus Rom ab, der Verkehr beider war so intim geworden, daß die in Florenz erfolgte Trennung Hettner wirklichen Schmerz bereitete. Und die Correspondenz, welche er wegen einer künftigen Niederlassung nach verschiedenen Universitäten führte, belehrte ihn, daß man in Preußen durchaus keine Hegelianer wolle, auch auf dem neutralen Gebiete der Kunstgeschichte und Aesthetik nicht. Einzig in Breslau eröffnete sich

durch die Vermittelung von Ambrosch und Thilo eine gewisse Aussicht, aber gerade nach der Hauptstadt seiner Heimatprovinz zog es Hettner am allerwenigsten. Was sollte der Kunsthistoriker an einem Orte, „wo die Studenten kein Bild zu sehen bekommen, also den Antrieb, sich mit Kunstgeschichte zu befassen, vollständig entbehren"? Sicher war auch ohne den mächtigen Magnet, der ihn nach Rom zurückzog, seine Lust zur Heimkehr noch eine sehr mäßige!

Nach dem Abschied von Stahr blieb Hettner noch einige Zeit in Florenz zurück, um seine Studien zur Geschichte der florentinischen Malerei fortzusetzen. Er dachte an eine ähnliche Arbeit wie die Abhandlung „Die neapolitanische Malerschule" und faßte als Hauptmomente seiner Darstellung die Werke Ghirlandajo's und Benozzo Gozzoli's auf, mit denen er sich sehr eingehend beschäftigte. Von Florenz ging er nach Pisa, von da nach Umbrien, wo er in Urbino längere Zeit verweilte; im Juni kam er nach Rom zurück. Hier waren inzwischen große Wandlungen vorgegangen, am 1. Juni war Papst Gregor XVI. gestorben, dem die Römer spottend nachrühmten: „unter den alten Päpsten habe die Kirche etwas eingebracht, unter ihm etwas gekostet". Die Staatsschulden beliefen sich auf 60 Millionen Scudi, in den Gefängnissen schmachteten über 2000 politische Verbrecher, die großentheils nur Verdächtige waren. Die Erregung, die in Rom bei jeder Erledigung des Heiligen Stuhls eintritt, war diesmal ins Ungeheuere gestiegen, die in ganz Italien herrschende Gärung verrieth sich in der fieberhaften Spannung, den leidenschaftlichen Befürchtungen und Hoffnungen, mit denen man der Wahl des neuen Papstes entgegenblickte. Hettner langte rechtzeitig an, um die Procession der Cardinäle zum Conclave, die Verkündigung der Wahl Pius' IX. und die Krönung desselben mit anzusehen. An Stoff zu Correspondenzen für die „Bremer Zeitung", die er zugesagt hatte, fehlte es jetzt wahrlich nicht. Die ersten Maßregeln Pius' IX. erweckten einen

Taumel der Freude in der ewigen Stadt, die Fremden theilten den Enthusiasmus der Römer für den menschlich-milden geistlichen Herrscher, der sich in den ersten Tagen seines Pontificats von den Wogen der öffentlichen Meinung gleichsam willenlos weitertragen ließ. In lebendig geschriebenen Briefen berichtete Hettner über das Conclave, die Wahl, die Amnestie, welche Pius ertheilt, über die Triumphzüge des Papstes, über das neue Monsignorenministerium und über das eigenthümliche Verhältniß des Heiligen Vaters zum italienischen Liberalismus. „Es ist schade," schrieb er am 2. Juli seinem Vater, „daß Ihr die «Bremer Zeitung» nicht zu Gesicht bekommt. Ich habe nämlich dorthin einige Berichte über die jetzigen römischen Zustände geschickt, die Euch interessirt haben würden." Doch gehörte er weder zu denen, welche allzu große Hoffnungen auf den in Rom eingetretenen Umschwung setzten, noch zu jenen, welche von einer Art politischen Taumels ergriffen wurden und mit einem male nicht mehr verstanden, wie man überhaupt noch an Bauten, Statuen und Bilder, an Kunst und Alterthum denken könne.

Daß Hettner nicht in diese Stimmung gerieth, dafür sorgte, ganz abgesehen vom wahrhaften Ernst seiner Studien und seinen unerschütterlichen ästhetischen Ueberzeugungen, die Villeggiatur in Ariccia. „Villeggiatura ist eine echt italienische Sitte, und ich habe hier die reizendste Villeggiatur, die man sich denken kann!" rief er in dem schon erwähnten aus Ariccia datirten Briefe vom 2. Juli aus. Freilich war es der reizendste Landaufenthalt, den er sich denken konnte, die unruhig-glückseligste Zeit seines Lebens. Täglich kam er in das Haus der Frau von Tschirschky, täglich begleitete er die Damen auf ihren Spaziergängen und weitern Ausflügen, immer tiefer ward der Antheil, den er an der jugendlichen, durch und durch liebenswürdigen Marie von Stockmar nahm. Bald konnte er sich nicht mehr verhehlen, daß er eine alles vergessende Liebe für dieses Mädchen empfinde. Sein ganzes Wesen war verändert, er schloß sich jeden Tag inniger an

Marie an, deren zarte Innigkeit, deren feines, aber vom leisesten Schatten geistiger Koketterie freies Bildungsbedürfniß ihm immer klarer aufging. „Diese Spaziergänge werde ich nie und nimmer vergessen!" bekannte er damals in einem längern Briefe an Fanny Lewald, die nach Stahr's Abreise nach Ischia gegangen war. Umsonst suchte er sich gegen die Uebergewalt seiner Neigung mit allen Vernunftgründen zu wappnen und sich auseinanderzusetzen, wie wenig Aussicht er habe, dieses Mädchen zu gewinnen. Tausend Gedanken und Vorsätze, die alle auf Theodor Storm's Maxime:

> Wo zum Weib du nicht die Tochter
> Wagen würdest zu begehren,
> Halte dich zu werth, um gastlich
> In dem Hause zu verkehren —

hinausliefen, zogen durch seine Seele. Aber er riß sich nicht von Ariccia los. Was er sich am Abend gelobte, war am Morgen, wenn ein neuer Ausflug in Sicht stand, bei dem sich so gut eine Strecke neben Marie allein gehen ließ, völlig vergessen. So oft er sich zum Verzichten entschloß, sah der blaue italienische Himmel über Ariccia grau und schwarz aus, und ihm war's, als sei der Herbst schon hereingebrochen. Aber dieser Himmel ward wieder schimmernd, sobald sich Hettner seinem glückseligen Traum überließ. Wenn man daheim blieb, las er den Damen Immermann's „Münchhausen" vor, und Marie von Stockmar verstand gut genug, daß er das Idyll von Oswald und Lisbeth, das hier umgekehrt spielte, nicht so ganz absichtslos gewählt hatte. Er begleitete zu Pferd Frau von Tschirschky und ihre Nichten in das herrliche Sabinergebirge, denn er „hatte in Albano ein sehr gutes Reitpferd gefunden und lag diesem edeln Vergnügen mehr ob, als seinem Vater lieb sein durfte". Am Ende siegte die Gewalt unschuldiger und reiner Leidenschaft in den jugendlichen Herzen, sie gestanden einander ihre Liebe, und das junge Mädchen war es, die dem Geliebten die erste

Zuversicht einflößte, daß die Hindernisse, welche sich einer Verbindung für den ersten Augenblick entgegenzustellen schienen, nicht unbesiegbar seien.

Marie von Stockmar war das zweite Kind und die einzige Tochter jenes merkwürdigen und geistvollen Mannes, der als der Freund und Vertreter des fürstlichen Hauses Koburg eine ebenso mannichfache als bedeutende Wirksamkeit entfaltet hat. Christian Friedrich Stockmar, aus angesehener und wohlhabender koburger Familie stammend, hatte ursprünglich in Würzburg, Erlangen und Jena Medicin studirt, sich als Arzt in seiner Vaterstadt niedergelassen und als Oberarzt des herzoglich sächsischen Contingents an den Feldzügen von 1814 und 1815 theilgenommen. Während dieser Feldzüge war er dem Prinzen Leopold von Koburg näher getreten und hatte denselben 1816 nach England begleitet. Aus dem Leibarzt war er zum vertrautesten Freunde, zum Hofmarschall und Vermögensverwalter, zum beständigen Begleiter des Prinzen geworden. Vom Augenblick der griechischen Throncandidatur Leopold's (1827) an war er an wichtigen diplomatischen Verhandlungen betheiligt, und wirkte nun bald in Brüssel, bald in London im Interesse des neuen Königs der Belgier. Durch eigenes bedeutendes Vermögen völlig unabhängig, fuhr er fort, am Wohl und Wehe des befreundeten Fürstenhauses den regsten Antheil zu nehmen. Er war der Bevollmächtigte des Prinzen Albert, als dieser sich mit der jungen Königin Victoria von England vermählte, und verweilte in der Stellung eines vertrauten Hausfreundes und Gastes bald am englischen, bald am belgischen Hofe. Die wichtigsten politischen Geheimnisse waren für ihn kein Geheimniß, seine Anschauungen, sein Rath wurden in tausend Fällen eingeholt, ohne daß er je anders als vorübergehend eine diplomatische Stellung bekleidete. Die ganze Bedeutung seiner Persönlichkeit trat erst lange nach der Zeit, von der hier die Rede ist, durch die von seinem Sohne, dem Freiherrn E. von Stockmar, veröffentlichten

„Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn Christian Friedrich von Stockmar“ hervor. Aber die ganze äußere Lebenslage des Mannes durfte allerdings Hettner Zweifel einflößen, ob er geneigt sein werde, seine Tochter dem zwar vielversprechenden, aber namenlosen und sehr mäßig bemittelten jungen Manne zur Frau zu geben, welcher sich demnächst als Privatdocent an irgendeiner deutschen Universität habilitiren wollte.

Marie hegte besseres Vertrauen zu ihrem damals im Buckinghampalast verweilenden Vater. Muthig theilte sie ihm, sobald die entscheidenden und beglückenden Herbsttage in Ariccia vorüber und sie wieder in Rom waren, die Wünsche ihres Herzens mit, und mit gläubiger Zuversicht besprach sie mit Hermann die Gestaltung ihrer Zukunft. Beide begegneten sich in dem Traum einer Niederlassung in Heidelberg. Die Nachrichten, welche Hettner von dort erhalten hatte, waren nicht ungünstig. Wenn eine hoffnunggebende Antwort aus London einlief, so galt es nunmehr, den römischen Aufenthalt unbekümmert um die Vollendung oder Nichtvollendung des Buches abzukürzen, und die Habilitation zu beschleunigen. Zunächst mußten die Liebenden eine Trennung überwinden, Frau von Tschirschky ging mit ihren Nichten nach Neapel, Hettner blieb in Rom zurück. Wohl war er jetzt fleißiger als je, galt es doch, die Ernte dieser italienischen Jahre unter Dach zu bringen. Aber die genießende Ruhe seiner römischen Tage war natürlich unwiederbringlich dahin; mit Sehnen und Bangen sah er Briefen der Geliebten, Briefen aus Heidelberg entgegen, die wichtige Entscheidungen bringen mußten. Er feierte insofern ein beglückendes Weihnachtsfest, als er von seiner Geliebten die Nachricht erhielt, daß ihr Vater die Eröffnungen über ihre Liebe herzlich und gütig aufgenommen habe, und sich lediglich von Hettner's Charakter und seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit zu überzeugen wünsche, um dann sofort seine Einwilligung zur Verlobung der Tochter zu geben. Mit der ersten Nachricht von seiner Liebe, seinen Zukunftsplänen

konnte Hettner den Aeltern im hirschberger Thal jubelnd verkünden, daß ihm von seiten des Freiherrn von Stockmar kein Einspruch drohe. Mit Innigkeit bat er um ihre Einwilligung, um den Segen der leidenden Mutter, deren Zustand sich gerade in diesen Herbstmonaten wesentlich verschlimmert hatte, wovon ihm die ersten klaren Nachrichten in eben dem Briefe zugingen, mit welchem die Aeltern ihr Einverständniß zu seiner Verlobung aussprachen. Mit naivem Stolz rief er im letzten Brief aus Rom vom 28. Januar 1847 aus: „Marie ist ein Mädchen, die ich auserwählt hätte und wäre sie die ärmste von der Welt! Jetzt, da es sich fügt, daß sie reich ist, ist es mir desto lieber, nicht blos weil dadurch meine Stellung unabhängiger und freier wird, sondern auch deshalb, weil es ihr dadurch möglich war, sich eine Bildung zu erwerben, die nur wenige Mädchen haben. Sie ist von der reichsten und tiefsten Bildung, und wenn ich so sehe, wie sie mit gleicher Geläufigkeit und gleicher Liebenswürdigkeit ihre Conversation im Englischen, Französischen und Italienischen führt, wenn sie im schwarzen Reitkleid auf ihrem Pferde hingalopirt, leicht, schlank, ewig frisch und unermüdlich, bin ich von Herzen selig und freue mich, daß sie, in großen Verhältnissen geboren, auch das Leben groß anzusehen weiß, und dabei doch so einfach, kindlich und häuslich zurückgezogen geblieben ist. Sie ist von einer Wirthschaftlichkeit, die mich manchmal lachen macht. Daß mich Marie innig liebt, das weiß ich, davon habe ich Beweise genug. Ihr Bruder schreibt mir, seitdem Marie mich kenne, schreibe sie gar kein vernünftiges Wort mehr, sie schreibe nur immer von mir. O ich weiß es, wir werden sehr glücklich sein. Und auch das weiß ich, daß der Vater ein durchaus gediegener vernünftiger Mann ist, und deshalb zweifle ich nicht daran, daß Marie einst mein wird."

Mit solchen Aussichten und Erwartungen, glücklich wie er sie begonnen, sah Hettner mit dem Neujahr 1847 seine italienischen Wanderjahre zu Ende gehen. Während ihm unter andern

Umständen das Losreißen von dem geliebten römischen Boden unsaglich schwer geworden wäre, hatte ihn jetzt eine gewisse Ungeduld überkommen, bald in Deutschland zu sein und die Verhältnisse zu begründen, in denen ihm die Verwirklichung seiner Liebeswünsche reifen sollte. Selbst so noch empfand er mit Goethe, was es heißt, die ewige Stadt, deren Bürger er eine Zeit lang gewesen war, zu verlassen. Aber er ging mit der festen Zuversicht, Rom wiederzusehen, und ohne die Ahnung, daß fast ein Vierteljahrhundert seines Lebens vergehen würde, bevor das Wasser der Fontana Trevi seine Wunderkraft auch an ihm bewähren sollte.

5.

Aus Hettner's italienischen Briefen und Tagebüchern.

An seine Aeltern.

Venedig, den 30. August 1844.

Herzlich geliebte Aeltern!

Soll ich Euch weitläufig versichern, daß mir Euer lieber Brief die lebhafteste, aufrichtigste Freude gemacht hat? Kaum war ich hieselbst vorigen Sonntag, als den 23., wohlbehalten, in bester Gesundheit und mit fröhlichstem, heiterstem Sinne angelangt, als ich es meinen ersten Gang sein ließ, den Brief von der Post zu holen. Ich eilte mit dem theuren Schatze auf den nahegelegenen Markusplatz, trank ein Glas Limonade und versetzte mich von der phantastisch-schönen Piazza di San-Marco nach Hause in alle heimatlichen Zustände, die mir dieser Brief wieder so lebhaft vor Augen führte. Das Leben, in dem ich mich gegenwärtig befinde, contrastirt seltsam mit dem Eurigen! Wenn ich daran denke, werde ich tief gerührt wegen der unendlichen Liebe, die Ihr zu mir hegt, und ich werde oft bedrückt davon, weil ich nicht weiß, wie ich diese große Liebe verdiene und auf welche Weise ich im Stande sein werde, dafür mich dankbar zu erweisen. Vorderhand weiß ich nichts zu

thun, als Euch recht dringend zu bitten, an mir und an meinem guten Kerne, Wesen und Willen nicht zu zweifeln. Und ich habe nur zu sagen, daß ich keinen heißern Wunsch kenne, als Euch dereinst glücklicher zu sehen, als Ihr es jetzt seid. Ich bin von der Natur mit einem fröhlichen, heitern Wesen begabt, und der Gang meiner Studien hat mir eine Lebensansicht geschaffen, die es überhaupt mit den Sorgen um die Aeußerlichkeiten des Lebens nicht so ernst nimmt, denn ein wahres und eigentliches Glück hängt nicht ab von der Zufälligkeit des gewöhnlichen Daseins, sondern von dem Glücke, das Kunst und Wissenschaft gibt. Aber auch Dich, lieber Vater, bitte ich, nicht zu verzweifeln. Hat die Gegenwart kein Glück, so hat es vielleicht die Zukunft, die Conjuncturen müssen sich doch auf irgendeine Weise ändern. Handel und Wandel kann doch nicht immer erdrückt darniederliegen.

Ehe ich auf die Schilderung meiner hiesigen, sehr nützlichen und beneidenswerthen Verhältnisse zu sprechen komme, werde ich Deinem Verlangen gemäß meine Reise bis hierher in einigen kurzen Grundzügen schildern. Ich reiste in Breslau den 17. Juli ab und hielt mich dann in Wien etwa 12 Tage auf. Ich that dies deshalb, weil die Gemäldegalerie in Wien einen reichen Schatz der niederländischen Malerei hat, die ich hier in Italien wenig oder selten finde. Von dort reiste ich nach Linz und machte überhaupt einen Abstecher in das herrliche Salzkammergut, das zu den schönsten Gegenden gehört, die ich je gesehen habe, und durch seine malerischen Alpenlandschaften nicht selten mich an die glücklichen Tage meiner Schweizerreise erinnerte. Ich bestieg dort den Schafberg, 6530 Fuß hoch, der in Wahrheit Oesterreichs Rigi genannt zu werden verdient. Ischl ist schön, sehr schön, doch hatte ich schlechtes Wetter daselbst. Sehr hat mich Salzburg entzückt. Es ist ein wahrer Augapfel der Natur. Eine lachende, freundlich ländliche Stadt mit italienischen Dächern, ein mächtiges Schloß über ihr thronend, rings umschlossen von

theils gewaltigen, theils lieblichen Bergen, und überdem die schönste Fernsicht auf die Schneegipfel der Alpen! Dies alles durch die schöne Salzach belebt, gibt einen unvergeßlichen Eindruck. In Salzburg ließ ich mich auf die Post bis Triest einschreiben. Der Weg führt anfangs durch wildromantische Thäler, die zu den Salzburger Alpen gehören, dann mündet er in das gebirgige, oft einsame Ober-Kärnten, das aber sehr oft, wie bei Spital und Villach, lachende Gegenden hat. Zuletzt führt er durch Krain. In Krain spürt man schon merklich den Süden. Der Mais tritt an die Stelle des Weizens, gewundert habe ich mich, daß die Ernte nicht viel weiter vorgeschritten war, als muthmaßlich bei uns. Vor Triest ist die Gegend wüst und einsam. Laibach ist unbedeutend und trostlos. Desto angenehmer wurde ich überrascht, als ich plötzlich vom Karst herab Triest, das schöne, palastreiche Triest vor mir liegen sah und das grüne, gewaltige Meer mit den vielen gewaltigen Schiffen und von unzähligen Gondeln belebt. So ermüdet und abgespannt ich war — ich hatte zwei Tage nnd drei Nächte auf dem Postwagen gesessen — so wurde doch alles Feuer in mir und meine Brust jauchzte auf in freudigstem Entzücken über die Schönheit eines solchen Eindrucks. Triest selbst als Stadt genommen hat mir weniger imponirt. Es ist eine moderne Stadt, wie es deren Tausende gibt, langweilig wie jede Handelsstadt, wenn auch sehr belebt und durchwogt von den mannichfaltigsten Nationalitäten.

Ich liebe mein Venedig. Ich konnte es kaum erwarten, es wiederzusehen. Nach einem Aufenthalte von einem Tage ließ ich mich auf das Dampfschiff einschreiben, mit neugieriger Erwartung, ob die Seekrankheit ihre Macht an mir erproben würde. Das Schiff, wenigstens die Kajüte, in der ich mich befand, sah einem Lazareth ähnlich. Aber ich blieb gänzlich verschont und habe auch nicht den geringsten Anfall von Unwohlsein verspürt. Es war das erste mal, daß ich nichts als Himmel und Wasser sah. Zuerst imponirt dieser Eindruck gewaltig, zuletzt ermüdet

er. Vor Tagesanbruch stieg Venedig aus den Wellen hervor. Ich begrüßte es mit freudigem Entzücken. Gleich den ersten Tag war Musik auf dem Markusplatze. Ueber diesen Abend schreibe ich folgende Stelle aus meinem Tagebuche, das ich sehr fleißig führe, aus: „Wahrlich, Venedig ist ein Feenmärchen, in die Wirklichkeit hineingezaubert, um dem prosaischen Menschen zu zeigen, daß das Schöne nicht blos in der Kunst, sondern in der Natur und im Leben ist. Weil Venedig eine solche lebendige Poesie ist, paßt auch nicht die Werkeltagssonne hinein; man kann es nur im Zauberglanz des friedlichen Mondenscheins ganz genießen. Die marmorglatte Piazza, die schönen symmetrisch-harmonischen Procurazien mit den glänzenden Bazars und den feierlich-träumerischen Illuminationen, der einsam-melancholische Markusthurm, die orientalisch-prächtige Kirche mit ihren tausend Kuppeln, Thürmchen und Statuen, der Glockenthurm, die drei schlanken Siegessäulen und endlich die Piazzetta mit dem ehrwürdigen Dogenpalast und der erhabenen Fernsicht auf das mit Schiffen, Gondeln, Inseln und Kirchen belebte Meer hinaus erweckt und belebt uns, führt uns in phantastischen Träumen weit weg von hier, weit hinaus in die ferne, fremde Welt und macht uns zum glücklich-seligen Schwärmer, wie wir einen ähnlichen Eindruck nur von orientalischen Märchen gewöhnt sind. In solchen Stimmungen und an solchen Orten übt die Musik ihr ewiges Recht aus. Die Stücke, die heute Abend gespielt wurden, waren meist aus bekannten Opern. Hier fühlt man, wie die Musik sich nach lebendiger Erfüllung sehnt. Sie weckt und ruft uns, ihren wundersamen Tönen zu lauschen und uns von ihr heben und tragen zu lassen. Dies geschieht gern und willig, man geräth in die Illusion, als agire man selbst mit in dem schönen Zaubermärchen, von dem uns die Musik und die abenteuerlich-phantastische Piazza erzählen, und man folgt in seliger Träumerei ihrer Lockung, wie der Tänzer von selbst tanzt, wenn ihn schmeichelnd-bittende Töne dazu einladen."

Aus dieser kurzen Skizze aus meinem Tagebuche werdet Ihr sehen, liebe Aeltern, daß ich gerade noch harmlos und frisch und jugendlich genug bin, um alle Eindrücke ungestört auf mich einwirken zu lassen. Aber glaubt nicht, daß diese Reisevergnügungen, die mir das Leben und schöne Gegenden gewähren, der einzige Zweck und Vortheil meiner Reise sind. Soweit Ihr meinen regen wissenschaftlichen Sinn kennt, so werdet Ihr Euch, glaube ich, überzeugt halten, daß ich unverrückt das Ziel meiner Studien und näher meiner Reise im Auge behalte. Wer diese meine Reise eine Vergnügungsreise nennt, ist ein Lügner. Wenigstens kann er sie nur insofern so nennen, als freilich meine hiesigen Studien zugleich meine schönsten und reichsten Genüsse sind. Abends lebt man in Venedig auf dem Markusplatze, und diese Zeit ist die Zeit meiner Erholung. Den Tag über bin ich in den Museen und den Kirchen und bemühe mich, alle die Bilder, Statuen und Architekturen zu betrachten, die irgendein kunsthistorisches oder ästhetisches Interesse darbieten. Oft genug komme ich ganz ermüdet nach Hause, um die Eindrücke und die gewonnenen Resultate mir aufzuschreiben. Von wesentlichem Nutzen ist mir die Bekanntschaft eines wiener Gelehrten, die ich hier gemacht habe.* Er ist außerordentlich gebildet, steht in entschiedenster Kenntniß aller Kunstgegenstände und ist freundlich genug, mich auf alle Schönheiten aufmerksam zu machen, mir die Gründe derselben zu erklären, sodaß ich mich durch seinen Umgang und seine Lehre wesentlich gefördert sehe. Viele Geheimnisse der venetianischen Maler, die zu den bedeutendsten in der ganzen Kunstgeschichte gehören, wären mir ohne seine Aufschlüsse unenträthselt geblieben. Er bleibt noch acht Tage hier. Da ich nicht weiß, ob ich sobald wieder auf solchen vortheilhaften Umgang stoße, so werde ich keinenfalls

---

* Eitelberger.

Venedig früher verlassen als er. Ein Brief von Euch wird mich daher sicher in Florenz treffen. Ich erwarte dorthin einen.

Ueberhaupt habe ich treffliche Bekanntschaften gemacht. Auf dem Dampfschiffe lernte ich zwei sehr liebenswürdige Familien kennen, mit denen ich einen großen Theil von Salzburg sehr angenehm durchreist bin. Die eine bestand aus einem großen Güterbesitzer aus der Gegend von Danzig, aus seiner Frau und Schwester. Namentlich war seine etwa zwanzigjährige Frau außerordentlich liebenswürdig. Sie war eine geborene Gräfin, sehr freundlich und zuvorkommend, ohne Spur von Adelsstolz. Die andere Familie war der großherzoglich hessische Staatsprocurator Dr. Creve aus Mainz und seine Frau. Dessen Gunst scheine ich außerordentlich gewonnen zu haben. Er hat mich sehr dringend zu sich nach Mainz eingeladen, und in der That werde ich ihn jedenfalls besuchen. Die Krone meiner Bekanntschaften bleibt aber mein Freund aus Wien. Je mehr ich mit ihm zusammenkomme, desto gründlichere Kenntnisse in der Aesthetik und Kunstgeschichte zeigt er. Er hat auch viel Bildung in der Philosophie, beklagte sich bitter, in Wien keinen passenden Umgang zu haben, mit dem er in dieser Beziehung einen lebendigen Gedankenverkehr haben könne. Da ich ihm in diesem Fache etwas als Gegendienst geben konnte und ihm namentlich über die neueste Richtung, die er übrigens selbst sehr genau verfolgt hatte, einige Aufschlüsse gab, war unser Bund sehr bald geschlossen, sodaß wir uns gegenseitig beeifern, einander förderlich zu sein. Uebrigens erschrecke ich fast vor der Größe des Feldes, das ich jetzt zu betreten anfange. In Breslau fehlte mir jede Gelegenheit zu ordentlichen Kunstanschauungen. Die Sachen, die ich auf frühern Reisen betrachtet hatte, waren mir natürlich nicht in allen ihren Einzelheiten gegenwärtig. Auf diese kommt es aber wesentlich in der Kunst an. Der Maler spricht eben in solchen

Nuancirungen der Farbe zu uns. So war denn mein Studium auf reine Kunsttheorie beschränkt. Solche abstracte Dinge wurden aber sehr bald zu eng, einer reichen, gewaltigen Kunstfülle gegenüber. Und in diesem gewaltigen, oft drückenden Gärungsprocesse stehe ich jetzt. Mein Blick ist schon jetzt ein wenig geschult, das Verständniß für alle Schönheiten der Kunst ist mir eröffnet. Was mich drückt und ängstigt, ist, die specifischen Unterschiede der einzelnen Kunstschulen in allen Details auffinden, fühlen und analysiren zu lernen, und das ist keine Kleinigkeit. Starres Bewundern ist nicht viel mehr, als das bekannte Sprichwort vom Ochsen erzählt, der das Scheuerthor ansieht. Erlernt muß es also werden. An Fleiß und Lust fehlt es mir nicht und so werde ich diese Schwierigkeiten wol überwinden.

Verzeiht, liebe Aeltern, wenn ich Euch soviel von Dingen erzähle, die Euch gar nicht interessiren werden. Aber weß das Herz voll ist, dessen geht der Mund über. Ich komme jetzt auf mich und meine Reise zurück. Daß Du, lieber Vater, mir Vorwürfe über meine Schneiderrechnung machst, verdiene ich zum Theil. Zum Theil finde ich aber meine Entschuldigung darin, daß meine Reise mehr Kleider nöthig machte, als ich sonst gebraucht hätte. Auf der Reise selbst lebe ich sehr eingezogen, weil ich stets das Princip befolge, so viel als möglich zu sehen; da das mein größtes Reisevergnügen ist, versage ich mir in der Fremde viele Genüsse, die ich mir zu Hause erlauben würde. Italienischen Prellereien bin ich zwar schon genug ausgesetzt gewesen, doch geht es nach einigen Zänkereien, die ich mir als italienische Sprechstunden gelten lasse, noch meist ganz leidlich ab. In Venedig lebt sich's sonst ganz billig, von Ungeziefer bin ich meist noch verschont geblieben, und an die italienische Küche fange ich an mich zu gewöhnen. Bezüglich meiner Gesundheit seid unbesorgt. Ich bin sehr wohl, lebe viel in der Luft, habe viel Bewegung, wüßte also nicht, was mir zustoßen sollte.

Soviel von mir! Schreibt mir nach Florenz, recht ausführlich. Die Adresse macht so:

Al Signor Dr. H. H. à Firenze!

Ferma in posta (d. h. poste restante).

Es würde mir lieb sein, von allen heimatlichen Zuständen unterrichtet zu werden. Darf ich noch eine Bitte wagen? Ich will wegen des Portos nicht an meinen alten treuen Freund Richard Weissig schreiben. Darf ich bitten, ihm den Brief auf einen Tag zur Ansicht zu schicken? Er wird ihn sehr bald in Euere Hände gelangen lassen. Geheimnisse sind ja nicht darin. Thut mir den Gefallen.

Nun lebt wohl. Habt nicht Sorge um mich. In Italien ist es nicht so schlimm, wie es in der Fremde erzählt wird. Italien ist noch immer das Ideal meiner Sehnsucht. Und die Liebe überwindet alle petites misères de la vie, die einem hie und da aufstoßen.

An seine Aeltern.

Rom, den 23. November 1844.

..... Was nun mich betrifft, so kann ich nur wiederholen, daß ich weit mehr Ursache habe, um Euch in Kummer zu sein, als Ihr um mich. Ich bin so glücklich, wie ich gewiß selten gewesen bin, immer frisch und gesund, meinen Studien lebend. Rom ist in Wahrheit die eigentliche Weltstadt. Ihre Eindrücke zermalmen fast den Ankommenden. Jetzt habe ich mich insoweit schon orientirt, daß ich anfange, mir die Sachen hier nach meiner Art und Sinnesweise zu betrachten und für mich zurechtzulegen, sodaß ich wohl sagen kann, daß ich hier in Rom in dieser kurzen

Zeit schon mehr in Kunstbetrachtung gelernt habe, als mir dies mein Leben lang in Deutschland möglich gewesen wäre. Ich kann nicht genug dankbar sein für meine italienische Reise, denn diese bildet entschieden einen Wendepunkt in meinem ganzen Leben. Während früher mein ganzes Sinnen und Denken sich auf Felder bezog, die zwar wichtig und wahr, aber für eine solide bürgerliche Carrière nicht eben förderlich sind, ist jetzt mein Hauptstreben, ja fast möchte ich sagen, mein ganzes Wesen in einem Gebiete aufgegangen, das unstreitig zu den höchsten Richtungen des Geistes gehört, und wo ich die Gewißheit habe, daß ich vielleicht schon in kurzer Zeit etwas zur Förderung und Belebung dieser Wissenschaften beitragen kann. Rom hat das Angenehme, daß man eigentlich nie müßig sein kann. Während in Deutschland die Spaziergänge meistentheils für die Arbeit verloren sind und die Arbeit sich nur auf das Studirzimmer beschränkt, ist hier das Arbeiten so recht eigentlich auf der Straße und in den Museen und Kirchen. Auf jedem Gange treten einem unschätzbare Kunstwerke und Monumente entgegen, die zur Betrachtung und zum Genuß einladen, sodaß ich recht eigentlich fortwährend herumzulaufen habe und nur die Früh- und Abendstunden zu Vorstudien benutze. Dieses ewige Herumwandeln wird durch das ausgezeichnet herrliche Wetter ungemein begünstigt! Nachdem es in der letzten Hälfte des Octobers anhaltend geregnet und gewittert hatte, haben wir im November ein so reizend schönes, mildes und klares Wetter, wie wir zu Hause es nur im Mai zu Frühlingsanfang gewöhnt sind, sodaß ich mich oft gewaltsam erinnern muß, daß man in Deutschland schon hinter dem warmen Ofen Schutz und Wärme sucht!

Vor etwa drei Wochen habe ich zwei schöne Tage benutzt, um einen Ausflug in das herrliche Albanergebirge zu machen. Ich fuhr mit ein paar hiesigen Freunden durch die Campagna nach Frascati und Tusculum, wo der alte Cicero seine Villa hatte, und ritt dann auf einem Esel, wie es hier allgemein landesüblich ist, fortwährend

durch schöne Kastanienwälder nach dem Monte-Cavo. Die Aussicht von diesem Berge herab läßt sich schwer beschreiben. Unter uns liegt die von den malerischen Ruinen alter Städte und Aquäducte belebte Campagna, dahinter als gewaltiger Hintergrund das große kuppelreiche Rom malerisch an Berge angelehnt und auf der Seite das Tyrrhenische Meer und über allem diesem der südlich milde, heitere Himmel Italiens! — Vom Monte-Cavo führt der Weg nach dem See von Nemi. Es ist dies ein schöner grüner Landsee, an den Ufern mit südlicher Vegetation und den reizend gelegenen Städten Nemi und Genzano, zu dem das mächtig in das Meer hineinragende Vorgebirge von Terracina, das aus der blauen Ferne herüberschimmert, einen bedeutenden Hintergrund bildet. Von dort führte uns unser Weg über Ariccia und Albano, südlich malerische Städtchen mit dem herrlichen Albanersee, durch die Campagna am Colosseum und dem alten römischen Forum vorüber nach unserer neuen, mir unendlich lieb gewordenen Heimat zurück.

Wenn man von Rom spricht, soll man gewöhnlich auch etwas vom Papste erzählen. Für diesmal nun kann ich Euch melden, daß ich ihn im vollsten Glanze mitten in den pomphaftesten Kirchenfeierlichkeiten bei heiligen Functionen in der Sixtinischen Kapelle gesehen habe. Es war dies am ersten November als dem Allerheiligentage. Doch muß ich sagen, daß, soviel ich auch immer von dieser Feier gehört habe, sie im ganzen spurlos und eindruckslos an mir vorübergegangen ist. Der Papst ist ein alter würdiger, stattlicher Herr, der schön und erhaben aus all dem Gepränge der Feierlichkeit hervorragt. Auch alle in Rom anwesenden Cardinäle wohnten dieser Feier bei, sodaß ich auf einmal den ganzen Glanz der katholischen Kirche übersehen konnte. Zu Weihnachten, besonders aber zu Ostern, habe ich bedeutende ähnliche Feste zu erwarten.

Das Leben hier ist sehr theuer. Meine Stube ist schlecht, ohne Ofen, wie alle italienischen Stuben, mit schlechten Möbeln,

und kostet mich mit Bedienung 10 $^{1}/_{2}$ Thaler monatlich. Billiger hätte ich sie schwerlich bekommen können. Ebenso kostet mich das Mittagsessen, das ich jetzt, wie es hier allgemein Sitte ist, Nachmittags um 5 Uhr einnehme, 10 Thaler. Und in ähnlichem Verhältnisse stehen alle übrigen Lebensbedürfnisse. Doch habe ich mich außer diesen ganz unentbehrlichen Ausgaben auf das Nothdürftigste eingeschränkt und habe die Hoffnung, da ich hier keine Bücher kaufe, wenig theuerer als in Deutschland zu leben. Berechne ich freilich, was für unendlichen Nutzen ich aus meinem römischen Aufenthalt ziehe, so kann mich und Euch das hier ausgegebene Geld nicht reuen. Auch außer dem Guten und Schönen, das ich hier täglich und stündlich zu lernen und sehen bekomme, bietet mir Rom alles, was zu einem bildenden, behaglichen Jugendleben gehört. Ich habe hier angenehme und in jeder Hinsicht nützliche Bekanntschaften gemacht. Meinen neuen Freund Brunn gewinne ich täglich lieber. Durch seine Vermittelung bin ich bei dem hiesigen hannoverschen Gesandten Kestner eingeführt. Da er als Diplomat hier wenig zu thun hat, hat er sich ganz auf die Kunst geworfen, sodaß man sehr viel von ihm lernen kann. Er ist sehr liebenswürdig und angenehm und außerordentlich zugänglich. Außerdem fördert mich sehr in meinen Zwecken der Director des hiesigen Archäologischen Instituts, Dr. Braun. Mehr eine Curiosität ist eine gelehrte deutsche alte Dame, die hier alte Kunst studirt und mir wenigstens insofern nützt, als sie, unermeßlich reich, immer große Diners gibt, zu denen alle Kunstfreunde eingeladen werden, sodaß man immer in lebendigem Verkehr mit den Leuten bleibt, von denen ich lernen und annehmen kann. Auch bei unserm Gesandten habe ich anstandshalber Visite gemacht. Der Empfehlungsbrief an Landsberg war mir angenehm. Gestern war ich zu einer großen musikalischen Soirée dort. Doch weiß ich nicht, ob ich meine Besuche oft wiederholen werde. Ihr seht, daß ich sehr glücklich hier lebe.

An seine Aeltern.

Rom, den 9. Jan. 1845.

Ich befinde mich außerordentlich wohl. Der Aufenthalt in Italien und besonders in Rom bekommt mir außerordentlich gut, ich glaube, ich habe nie so dick und wohl ausgesehen als jetzt. Wie kann das aber auch anders sein? Während aus Deutschland Klagen über Kälte kommen, saugen wir jetzt, seit der Winterregen vorbei ist, köstliche Maidüfte ein und haben so klares, prächtiges Frühlingswetter, wie wir es zu Hause nur im Mai gewohnt sind. Auf Spaziergängen habe ich manchmal auf den entfernten Apenninen Schnee liegen sehen, in Rom kennt man ihn nicht. Außerdem ist mein jetziges Studium nicht blos auf die Stube beschränkt, wie in Deutschland, sondern drängt mich täglich in Kirchen, Museen und Villen, daß ich die Bewegung vollauf genießen kann. Auf diese Weise ist es kein Wunder, daß mir Italien zusagt und mich körperlich stärkt und kräftigt. Die Mutter wollte Nachricht von meinem Ofen haben. Was denselben anlangt, so bin ich jetzt sehr zufrieden. Anfangs hatte ich, so wie ich Euch schrieb, gar keinen, sondern ließ mir ein Kohlenbecken bringen. Da dies wenig Wirkung that, drang ich in den Wirth, mir einen Ofen zu besorgen. Endlich willigte er ein. Aber es fand sich, daß die italienischen Stuben nicht darauf eingerichtet sind und daß keine Verbindung meiner Stube mit einem Schornstein stattfindet. Nun ist mein kleiner eiserner Ofen an das Fenster gesetzt, die Röhre geht durch eine im Fenster gemachte Oeffnung durch. Hier habt Ihr ein Stück italienisches Leben! Diese Einrichtung findet sich in den prächtigsten Palästen. Freilich werdet Ihr nicht begreifen, wie dies warm halten kann. Dafür haben wir aber auch jetzt den ganzen Tag den göttlichsten Sonnenschein, sodaß es nur für die ersten Morgenstunden etwas Feuers bedarf, um für den ganzen

Tag Wirkung zu thun. Ich bin in meinem Quartier sehr gut aufgehoben. Meine Wirthsleute sind ehrliche, brave Leute voll Sorgsamkeit und Liebe, die thun, was sie mir an den Augen absehen können. Meine Wirthin, Signora Lucia, leidet etwas an übertriebener Geschwätzigkeit; doch habe ich dafür den Vortheil, daß ich durch diese Conversationen leicht und geläufig Italienisch gelernt habe. Wenn ich ihre Unterhaltung satt habe, sage ich ihr, jetzt wolle ich arbeiten, und so scheiden wir in Freundschaft, bis sie eine Anekdote drückt, die sie mir erzählen will.

Ueberhaupt lebe ich in geselliger Beziehung äußerst angenehm und komme oft mehr in Gesellschaft, als mir lieb ist und als ich in so weiter Fremde irgendwie erwarten konnte. Außer bei dem hannoverschen Gesandten bin ich schon mehrere male bei dem preußischen, einem Herrn von Buch, eingeladen gewesen, und heute habe ich eine Einladung vom Fürsten Torlonia, meinem hiesigen Bankier, für den 15. und 27. Januar erhalten, die ich natürlich nicht ausschlagen werde, schon um einmal den enormen Luxus eines der reichsten römischen Großen in der Nähe kennen zu lernen. Dies sind natürlich blos Anstandsvisiten. Freundliche Aufnahme habe ich in dem Familienkreise eines namhaften berliner Malers, Nerenz, gefunden. Unter jungen Leuten, die sich gleicher Zwecke halber hier aufhalten, habe ich das größte Glück gehabt. Mit Brunn stehe ich, wie ich schon früher gemeldet habe, in den traulichsten Verhältnissen. Außer ihm ist mein ausschließlicher Umgang ein Dr. Friedländer aus Berlin und Dr. Mommsen aus Kiel, beide achtbare, liebe Leute, gründlich durchgebildet, aus deren Umgang ich ebenso viel Vergnügen als Nutzen ziehe. Da wir stets gemeinschaftlich die Kunstwerke betrachten, durchsprechen und durchdenken wir dieselben auch gemeinsam und werden dadurch gegenseitig beträchtlich angeregt und gefördert. Dies ist überhaupt einer der größten Vortheile, die ich hier genieße, daß ich fortwährend in der Anregung Gleichstrebender lebe. Nimmt man dazu noch, daß kein Ort einen so wie Rom

mit bedeutenden Fremden und Durchreisenden in Berührung bringt, so könnt Ihr Euch leicht denken, was für ein rühriges, lebendiges Leben und Treiben jetzt in mir herumwühlt. Ach, meine guten Aeltern, wie soll ich Euch je Dank sagen für all das Liebe und Gute, was Ihr an mir gethan habt? Während mich während der letzten Zeit in Deutschland oft herber Mismuth beschlich, wenn ich an meine mit den öffentlichen Zuständen aufs engste zusammenhängende Zukunft dachte, lebe ich hier im schönen frischen kunstreichen Süden wieder neu auf und durchträume noch einmal so recht mit frischem Herzen einen schönen Jugendtraum, der mir Kraft, Stoff und Weihe fürs ganze Leben geben wird. In der Kunst lebe und webe ich und weiß ich, daß hier meiner Thätigkeit ein schönes und reiches Feld offen steht. Es ist dies ein Feld, in dem ich mit dem Staat nicht in Zwiespalt komme und wo ich bei ordentlichem Streben — und das, weiß ich, lebt in mir — einer guten Carriere nach außen und genugsamer Anerkennung nach innen entgegengehe. Für die Aufgabe meiner nächsten Jahre betrachte ich die Ausarbeitung einer Aesthetik. Da mich meine frühern philosophischen Studien auf einen Standpunkt geführt haben, von dem ich das Wesen dieser Wissenschaft anders ansehen zu müssen glaube, als dies bei Hegel geschehen ist, so gedenke ich jetzt eine Grundlage, die Einleitung zu meiner spätern Arbeit, auszuarbeiten und sobald ich sie vollendet habe, unter dem Titel „Zur Reform der Aesthetik" oder in Form einer Recension eines neuerschienenen Buches von Professor Vischer in Tübingen drucken zu lassen. Es drängt mich, einmal alle die Ideen, die mir seit meinem Eintritt in Italien wirr durch den Kopf gegangen sind, übersichtlich zu ordnen und Boden und Ausgangspunkt für künftige Thätigkeit zu fixiren. Noch nie ist mir die Zeit so schnell vergangen als die Zeit vom März bis heute, d. h. seitdem ich für Italien und in Italien lebe und arbeite! Leider aber vergeht sie allzu schnell. Und bedenke ich mir die

Größe und den Umfang alles dessen, was noch für mich übrigbleibt von Arbeiten und Studien, die sich nur in Italien machen lassen, so schwindelt mir freilich der Kopf, wenn ich an die ursprünglich festgesetzte Aufenthaltsdauer denke. Doch denke ich nicht gern daran, indem ich sehr wohl weiß, daß die überschwengliche Liebe guter Aeltern das anscheinend Unmögliche möglich zu machen weiß, besonders hier, wo eine kurze Zeit längern Aufenthalts die Hungerleiderjahre der Privatdocentenschaft gewaltig abkürzen nnd alle unangenehmen Staatsconflicte von vornherein abschneiden muß. Ginge ich jetzt von Rom weg, so hieße dies das Korn in der Blüte abmähen, wogegen sich gewiß Deine landwirthschaftliche Einsicht und Herzensgüte sträuben muß. Und nehme ich die Reisekosten weg, so lebe ich hier ganz gewiß ebenso billig wie in Bonn. Mich gewaltsam nach Bonn drängen, heißt nicht meine Carriere beschleunigen, sondern verlängern, vielleicht gar verderben. Wo es, wie bei den Universitätscarrieren, so sehr auf Bücherschreiben ankommt, ist es keine geringe Empfehlung, wenn ich mit einem fertigen Buche in Bonn ankomme.

Die Feiertage habe ich still, aber angenehm verlebt. Da die Weihnacht über in den Kirchen große Feierlichkeiten waren, die man nur in Rom sieht, und die ganze Nacht hindurch Processionen und Messen gehalten werden, habe ich sie außer dem Bett zugebracht, größtentheils in den Kirchen Ara Celi und Maria-maggiore, wo der gläubigen Christenheit die Krippe vorgezeigt wird, in der das Christkind geboren ist. Das Schönste dabei sind die malerischen Gruppirungen der Italiener und der prächtige Gesang. Den ersten Feiertag begünstigte das herrlichste Frühlingswetter. Ich ging mit meinen Freunden in die Villa Pamfili und durchlebte einen frohen, glücklichen Tag im Freien, unter einem blauen, lieblichen Himmel mit Sonnenschein, wie wir ihn zu Ostern nicht kennen. Ach, was ist das hier in Italien für ein Götterleben! Man weiß nicht, soll man sich

mehr der Natur oder der Kunst freuen, und oft, wenn ich so recht schwelge im Vollgenusse dieser glücklichen Gegenwart, schweift mein Blick dankbar freudig über die Alpen, um Euch, gute Aeltern, als den Schöpfern meines Glückes meinen Gruß zu bringen! Den Sylvesterabend war ich mit meinen Freunden auf dem Capitol zusammen. Am Jahresanfang nachts um 12 Uhr erhoben wir uns und jeder dachte still für sich nach Hause, an seine Lieben daheim, man gratulirte sich und trennte sich darauf. Meine Nachrichten aus Deutschland sind spärlich. Ich correspondire mit niemand als mit Euch und Wißmann, ausgenommen eines Briefes, den ich von Schück in Ratibor empfing. So bin ich auf die Allgemeine Augsburger beschränkt.

Meine Lebensweise richtet sich ganz nach der hiesigen Einrichtung, d. h. ich esse mittags weiter nichts als ein Butterbrot mit Mistio und nehme die Hauptmahlzeit (pranzo) erst um 5 Uhr Abends ein, befinde mich aber wohl dabei und werde täglich dicker und fetter. Heute, den 11. Januar, schicke ich diesen Brief durch Vermittelung des Archäologischen Instituts mit dem österreichischen Gesandtschaftssecretär nach Verona. Schließlich habe ich nichts beizufügen als den innigsten, heißesten Glückwunsch zu Vaters Geburtstag. Trifft auch der Brief natürlich erst weit nach dem 16. Januar ein, so kannst Du doch, lieber Vater, die Versicherung nehmen, daß wie immer so vorzugsweise an diesem Tage meine Gedanken mit Liebe und Dankbarkeit in der Heimat weilen. Was zu Hause in der Familie, besonders auch in der Gustav'schen und in der Johnsdorfer, vorfällt, werde ich stets mit Freuden hören und erwarte sehnlichst Nachrichten hierüber, sowie auch was in öffentlichen Zuständen Bemerkenswerthes vorfällt. Recht sehr bitte ich aber um recht schleunige Antwort, da ich natürlich den Tag, an dem ich einen Brief erhalte, hier in Rom wie einen Festtag betrachte. Die herzlichsten Grüße an alle. Habt um mich keine Sorge ich bin in Rom wohl aufgehoben.

An seine Aeltern.

Milazzo, den 13. Mai 1845.

Milazzo ist eins der vielen Vorgebirge an der Nordküste Siciliens zwischen Palermo und Messina, wenn man von Palermo kommt, ungefähr eine Tagereise von Messina.

Seit dem 22. April befinde ich mich schon wieder einmal auf unsteter Wanderung. Ich habe inzwischen unendlich viel gesehen. Ich reiste über die Pontinischen Sümpfe, Terracina, Molo di Gaëta nach dem einzig schönen Neapel. Vorläufig hielt ich mich nur drei Tage daselbst auf. Der Eindruck dieser Stadt ist unbeschreiblich zauberhaft. Amphitheatralisch liegt sie an einem Berge, mit malerischen Schlössern und Castellen, das schöne blaue Meer dicht an ihr mit den üppig belebten Orten Portici, Castellamare, Sorrent an seinen Ufern, über dem der Vesuv mit seinem ewigen Rauch thront. Und mitten im Meere die schönen Inseln Capri und Ischia. Da ich wieder nach Neapel zurückkehre und dort sechs bis acht Wochen bleibe, hoffe ich in einem spätern Briefe dieses Bild zu vervollständigen. Ich freue mich sehr auf diesen Sommer in Neapel. Eine vorläufige Orientirung in den Museen und Kirchen hat mich bereits gelehrt, was für schöne Studien sich dort machen lassen. Durch die Güte eines meiner Reisegefährten bin ich in die Familie des Malers Götzlaff eingeführt. Der gemüthliche Hausherr, sowie besonders die außerordentlich liebenswürdige junge Frau nebst drei muntern Jungen machen diesen Familienkreis sehr anziehend und laden zu immer neuer Rückkehr ein. Ich habe in ihrer Gesellschaft bereits reizende Partien in die göttlich schöne Umgebung gemacht. Mit dem Dampfschiff reiste ich nach Palermo, und blieb auch diesmal von der Seekrankheit verschont. Wenn man von Neapel nach Palermo kommt, ist es schwer zu sagen, welche Gegend die schönste sei. Zieht einen in

Neapel die Lieblichkeit der Gegend an, so wird man hier von der Großartigkeit der Felsen- und Berg-Formationen, von der Phantastik saracenischer Architektur und von der wunderbaren Fruchtbarkeit des Thals hingerissen. Das Thal, worin Palermo liegt, heißt conca d'oro (Goldwiege). Es ist ein großer, wunderbar schöner Garten von Orangen und Oliven, und man wird fast berauscht von der Pracht und dem Wohlgeruch dieser Goldfrüchte. Abends beim Sonnenuntergang pflegte ich auf die Zisa zu gehen, ein saracenisches Schloß. Von dort hat man den Blick auf das ganze Meer, in das der Monte-Pellegrino und die Zaffarana malerisch mächtig hineinragen, und die Sonne wirft ihre breiten Schlagschatten über die schöne Stadt und färbt mit köstlichen Farben die schönen Berge rings umher, aus dem schönen Thal aber steigt der köstliche Duft der Orangen auf, und Frieden und Ruhe senkt sich in die Seele des Genießenden. Dahin, dahin, laß mich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!

Das Museum von Palermo ist nicht reichhaltig, durch die selinuntischen Tempelreliefs aber außerordentlich wichtig, der Dom von Monreale ist ein wahres Schaustück für mittelalterliche Architektur und Malerei. In Monreale, einem reizenden Ort auf einem der Berge in der Nähe Palermos, nahm ich mit meinen Reisegefährten Dr. Schrader und Dr. Friedländer aus Berlin, von denen letzterer bereits zum zweiten male in Sicilien ist, einen Führer, und verabredete mit ihm die nöthigen Reiseeinrichtungen. Reiseeinrichtungen in Sicilien sind nämlich ganz anderer Art als anderswo. Es gibt hier durchaus keine Landstraßen, und nur in den größten Städten Wirthshäuser. Wegen der großen Hitze und wegen des Mangels aller Brücken ist an eine Fußreise nicht zu denken, wegen des Mangels von Straßen ebenso wenig an Wagen. Die einzig mögliche Art der Reise ist daher der Maulesel. Und da es wenige und meistens sehr schlechte Wirthshäuser gibt, so muß der Reisende natürlich seinen ganzen Proviant bei sich führen. Auf diese Weise ist

unsere Reise abenteuerlich genug. Wir bilden eine nette Karavane. Voran reitet der Führer Giovanni Filecia aus Monreale, dann folgen wir drei auf steifen Mauleseln, dann kommt ein Diener mit einem Maulesel, der unser Gepäck trägt, und endlich ein Diener mit einem Maulesel, der das Schönste, was wir haben, nämlich unsern Proviant trägt. Lebendige Hühner, Seefische u. s. w. bewegen sich auf diesem Thiere und geben unserer Karavane ein sehr idyllisches patriarchalisches Ansehen. Dabei leiden wir aber keineswegs Hunger. Im Gegentheil, unser Giovanni, eine kreuzbrave Haut, ist ein ausgezeichneter Koch und sorgt mit rührender Vaterliebe für seine Pflegekinder. Auf seiner Kaffeemaschine bereitet er des Morgens beim Auszug einen Labetrunk, dann reiten wir fünf bis sechs Stunden, bis wir einen schattigen Baum mit Wasser finden, dort schlagen wir unser Lager auf. Giovanni füllt unsere Gläser halb mit Wasser, halb mit feurigem sicilianischen Weine, siedet uns ein paar Eier und setzt uns ein kaltes Huhn mit delicatem Weizenbrot auf. Den Nachtisch bilden die schönsten Orangen! Nach dieser Stärkung reiten wir weiter. Der Pfad geht meistens über die abscheulichsten Steinwege, bergauf, bergab, aber immer an der Küste des schönen Meeres, zur Rechten die schönsten Berge, und im Thal fortwährend Orangen- und Olivengärten. Sicilien hat den großen Vorzug, daß einem nicht wie in Italien die schönsten Aussichten durch mannshohe Mauern versperrt sind, sondern die Zäune sind lebendige, das heißt, im Gegensatz zu unsern nordischen grünen Sträuchern echt südlich aus wunderbaren Verschlingungen von Cactus und Aloë gebildet. Gegen Abend rücken wir ins Nachtquartier ein. Wir finden dann meist ein Haus in den kleinen Städten, das ein paar Betten mit unzähligen Flöhen und Wanzen hat und dem Führer einen Herd zum Kochen leiht. Unser Giovanni macht uns dann wieder aus unserer wandernden Speisekammer ein treffliches Mahl von drei Schüsseln, sodaß Geist und Körper sich in stetem

Wohlleben und Jubel befinden. Wir wären überglücklich, wenn uns nicht alle Nächte die Flöhe an die irdische Seite des menschlichen Lebens oft ziemlich empfindlich erinnern wollten. Doch, was schadet es?

Eine ausführliche Ortsbeschreibung liefere ich nicht. Worte vermögen doch nicht, die wunderbar lieblichen Naturbilder der reizend gelegenen Städte, der Berge, Orangenthäler und des schönen Meeres hervorzuzaubern. Nehmt Euch eine Karte und verfolgt den bisher zurückgelegten Weg von Palermo nach Termini, Cefalu, San-Stefano, Giojosa, Patti, Tyndaris und Milazzo. Für meine Studien habe ich schon viel Ausbeute gefunden und bereits einen kleinen Artikel über die neuesten Ausgrabungen bei Caronia (?) für das Archäologische Institut geschrieben. Noch mehr Ausbeute verspricht Syrakus und die ganze Südküste mit ihren großartigen Ruinen von Segesta, Selinunt und Girgenti. Von Milazzo habe ich einen sehr interessanten Abstecher nach den Liparischen Inseln gemacht. Von San-Stefano an nämlich hat der Reisende einen wunderbaren Anblick. Auf der Landseite prangte der schneebedeckte Gipfel des Aetna mit seinem Rauche und seinem Nachtleuchten über die grünen Vorgebirge herüber, und im Meere liegen hintereinander, fast in Reih und Glied aufmarschirt, die schönen Inseln von Lipari. Da wir in jetziger Jahreszeit doch nicht den Aetna besteigen können, so gaben wir unserm Drange zu dem andern Abstecher in die See nach. Unsere Barke ging an der Isola Vulcano vorüber. Sargähnlich liegt sie im weiten Meere, ganz und gar wüst und öde, größtentheils aus Lavasteinen gebildet. Nur am Capo Aluccia sind vier bis fünf Häuser von exilirten Verbrechern bewohnt, die sich kümmerlich von gefangenen Seefischen nähren. An der Westküste raucht der einsam öde Krater. An dieser Insel, dieser öden, gottverlassenen kleinen Welt vorüber, fuhren wir nach Lipari. Dies ist die größte Insel und hat an ihrer Südküste eine kleine Stadt, die nicht uninteressant

mit einem von zwei Kanonen bewaffneten Castell an einem Berge gelegen ist. Es wächst hier ein ausgezeichneter Wein, Malvasier, den ich mir habe wohlschmecken lassen, und die Sorte von Weintrauben, aus denen die Rosinen gemacht werden. Dort angekommen, mußten wir uns durch Gesundheitsatteste aus Milazzo ausweisen, und wurden dann ans Land gelassen. Die ganze kleine Einwohnerzahl, wenig an den Anblick von Fremden gewöhnt, umringte uns, mit tausend Fragen belästigend. Ein Wirthshaus ist nicht da. Aber der Commandant des Orts trat uns freundlich ein Zimmer ab und bewirthete uns mit dem bereits erwähnten Weine. Eine Schar Neugieriger war uns in das Zimmer gefolgt, und hier natürlich, wo wir die Pflicht der Gastfreundschaft namentlich nicht gegen unsern Wirth verletzen durften, mußten wir redlich Rede und Antwort stehen. Alle beeilten sich, gefundene antike Münzen, Vasen und Terracotten zu zeigen, und namentlich zeichnete sich ein junger Mensch vor allen durch seine Zuvorkommenheit aus. Er liebte es, wie fast alle Italiener, die Bildung affectiren, schlecht Französisch mit uns zu sprechen, und erbot sich, uns Liparis Antiquitäten zu zeigen. Nach einer schlechten Nacht — für Weissig, den ich mir als Mitleser denke, die Nachricht, daß der Malvasierwein am ersten Pfingsttage, d. h. am Jahrestage unsers Diners und Maiweins in M. spielt — waren wir kaum aus unsern flohreichen Betten, als auch wirklich jener junge Mensch, sehr elegant gekleidet, ankam, um uns zu einigen Münzhändlern zu führen. Mit italienischer Höflichkeit reichte er mir den Arm, und so zeigte er uns die merkwürdigsten Punkte Liparis. Die Stadt hat eigenthümliche Architektur, alle Häuser sind, wie in Sicilien überhaupt, ohne Fenster, das Licht dringt durch die stets offene Thür, die Dächer sind ganz flach; die Höhe nur ein Stock oder vielmehr bloßes Parterre. Beim Durchstreifen der Stadt kamen wir in viele Gefängnisse. Unser Gefährte eröffnete uns, daß es eine Verbrechercolonie sei, und daß fast

alle Einwohner zur Strafe hier seien, die einen zur Arbeit, die andern zum bloßen Aufenthalt auf den Inseln condemnirt. Auch ich bin auf fünf Jahre hierher exilirt, fügte er bei. Er mochte wol auf unsern Lippen ein leises, verwundertes Warum? spielen sehen, das uns der Anstand verbot auszusprechen. Mit erstaunlicher Naivetät sagte er: parce que j'ai tué quelqu'un. Ich sah ihn etwas unheimlich an, aber seine Freimüthigkeit und sein nobles Wesen ließen mich voraussetzen, daß dies im Duell geschehen sei. Nachdem wir die Stadt besichtigt hatten, wollten wir noch nach einer andern Insel, Stromboli, fahren, ein rauchender Vulkan, der sich mitten aus dem Meer erhebt. Wegen schlechten Wetters mußten wir dies leider unterlassen. Natürlich wegen meines neuen Bekannten sehr gespannt, fragte ich die Schiffer nach den nähern Umständen dieser Geschichte. Diese wußten nur sehr wenig Bescheid zu geben. Nach Milazzo zurückgekehrt, besahen wir ein Münzcabinet des Cavaliere B. Wir erzählten ihm, daß wir in Lipari gewesen seien, und fragten ihn nach den nähern Verhältnissen. Er erwiderte uns, daß dieser junge Mann der Baron Caraffi gewesen sei. Er habe mit einem andern sicilianischen Edelmann Streit gehabt, jener habe den Stock genommen und ihn durchgeprügelt; dieser habe, also aufs äußerste gereizt, von seinem Stockdegen Gebrauch gemacht und ihn todtgestochen. Dies klingt bei uns fürchterlich. Allein ich habe diese Geschichte mitgetheilt, theils weil sie mir selbst einige Zeit im Kopf herumging, theils um zu zeigen, wie der südlich hitzige Charakter anders beurtheilt sein will als nach unserer nordischen Sitte! Die Strafe ist offenbar so verhältnißmäßig mild ausgefallen, weil dieser Kampf als Duell betrachtet wird. Als solches wenigstens betrachtete es unser Cavaliere in Milazzo, der überdies noch ein Anverwandter des Getödteten war.

An Gustav Hettner in Leysersdorf.

Neapel den 3. September 1845.

Geliebter Bruder.

Wie sehr mich Dein lieber Brief erfreut hat, kann ich Dir gar nicht sagen. Es war mir ein außerordentlich wohlthuendes Gefühl, wieder einmal mit Dir mich direct unterhalten zu können und klare Nachrichten über Dinge zu erhalten, von denen ich zwar dasselbe ahnte, für deren Bestätigung ich Dir aber herzlich Dank sage.

Neapel ist allerdings der reizendste Sommeraufenthalt, den man sich wählen kann, um so reizender, wenn sich erst das Auge auf die wunderbar schönen und zarten Farben versteht, die nur der italienische Himmel bietet. Glaube mir, lieber Bruder, auch das Sehen ist eine Kunst, aber eine Kunst, die man in Deutschland, wo der Himmel immer aussieht, als läge zwischen Himmel und Erde eine dichte Schicht von Rauchwolken, nun und nimmer erlernen kann. Die Luft ist hier so wundersam duftig, daß sie förmlich leuchtet, und die Berge sind mit einer Klarheit hingehaucht, daß sie mit unsäglicher Harmonie die verschiedenen Farbentöne ineinanderspielen lassen. Davon hat man aber in Deutschland gar keinen Begriff. Neapel nur ist der Ort, wo bei dem glücklichsten Himmel die Gegend so bezaubernd schön ist, daß sie bei italienischer Beleuchtung freilich der schönste Punkt sein mag, der vielleicht auf der Erde gefunden wird. Denn nirgends können sich Städte, grüne Berge, Meer, Inseln zu einer so lieblichen harmonischen Gesammtwirkung wieder zusammenfinden. Der Vesuv hat die schönste Bergform, die es geben kann, das heißt die lieblichste, gewaltiger und kühner ist freilich der Monte-Pellegrino bei Palermo. Der Vesuv ist immer thätig, des Tags über sieht man die schöne Rauchwolke

vom Winde lustig hin- und hergetrieben, des Abends aber die hellen Flammen seines ewigen Feuers. Ich weiß nicht, ob Du einmal des Johannisabends von Hirschberg aus das Feuer auf der Koppe gesehen hast. So ungefähr mußt Du Dir den Anblick von Neapel aus denken, ein Anblick, den ich täglich von meinem Fenster aus genieße, den ich abends sogar, wenn ich schlafen gehe, noch im Bett habe. Vor einigen Wochen habe ich den Vesuv bestiegen. Er ist nicht eben beschwerlich zu besteigen, und Gefahr ist auch nicht vorhanden. Von seinen Lavafeldern war ich nicht so überrascht als meine Gefährten, denn ich hatte sie weit bedeutender am Fuße des Aetna gesehen, aber das tobende Auswerfen der Lavasteine, das Krachen und Dröhnen des Kraters, das all die Schrecken ahnen läßt, die der Berg in seinem Innern zurückhält, mit einem Worte, all dies Urweltliche macht einen unwiderstehlich großartigen, erhabenen Eindruck. Auf der einen Seite ging die Sonne unter, auf der andern stieg der Mond auf, und zwischen ihnen tobte in Finsterniß der gewaltige Berg, mit seinem Feuer über die ganze Gegend leuchtend, unter unsern Füßen quoll die glühende, hochrothe Lava mitten hervor aus den bereits verkohlten Felsriffen. Ein Engländer, mit dem ich die Partie gemacht hatte, amüsirte sich besonders darüber, daß er seine Cigarre an der Lava anzünden konnte. Nächstens werde ich diese Partie wiederholen. Ein Genuß ganz anderer Art ist Camaldoli. Dies ist ein Punkt, auf dem man unter sich das blaue weite Meer hat mit Capri, Ischia hinauf bis Terracina, den Vesuv und die grünen Hügel von Neapel, eine unvergleichliche Aussicht! Und damit Dir nichts fehlt zum Bilde hiesigen Lebens, schildere ich Dir eine Wasserfahrt bei Mondschein:

Auf bewegtem blauen Meere
Schwankt die Barke auf und nieder,
Lustig singt der Gondoliere
Alte heiße Liebeslieder.

Rauch und Leuchten des Vesuves
Glitzert bunt im Meeresspiegel,
Zwischen drein der Mond am Himmel
Und die Stadt am grünen Hügel.

Und es wiegt mich meiner Barke
Ewig Auf- und Niederschwanken,
Wie im Schlummer wogen in mir
Flücht'ge Träume und Gedanken.

Dies heißt dolce far niente,
In der Welt ist gar nichts schöner,
Fahre wohl, du deutsche Heimat!
Lustig werd' ich Italiener.

Jeden Morgen nehme ich Seebäder, die sehr wohlthuend auf mich wirken. Ich habe gut schwimmen gelernt und amüsire mich in diesen Bädern herrlich. Die würden den guten Aeltern recht wohlthun! Nach diesem Bade gehe ich in das Museum.

Vielleicht würde ich schon Neapel verlassen haben, wenn nicht jetzt ein Gelehrtencongreß wäre, dem ich gern beiwohnen wollte, weil bei dieser Gelegenheit sonst verschlossene Schätze des Museums geöffnet und mehrere Ausgrabungen in Pompeji vorgenommen werden. Das allein fesselt mich noch in Neapel. Denn das muß ich doch sagen, daß trotz all dieser unbeschreiblichen Schönheit mir Neapel auf die Länge der Zeit überdrüssig wird. Rom ist mir lieber, weil Rom ernster ist und denkwürdiger, ich freue mich außerordentlich auf Rom zurück.

Du siehst, mein Leben ist trotz der schönen Gegend, in der ich weile, sehr einförmig, und in gewisser Hinsicht sogar zurückgezogen. Bei Euch in Deutschland aber scheint es allmählich sehr ernst zuzugehen. Ich weiß übrigens von Deutschland so gut wie gar nichts. Seit dem 20. April, das heißt seit dem Tage, daß ich Rom verlassen habe, habe ich nur dann und wann einmal eine Zeitung gesehen, wenn ich sie durch Zufall durch die preußische Gesandtschaft in einer hiesigen Familie, bei

der ich eingeführt bin, zu Gesicht erhielt. Die augsburger Zeitung ist zwar gerade nicht verboten, allein so hoch besteuert, daß ein Exemplar 60 Ducati, d. i. 85 Thaler kostet, folglich jedem Privatmann unzugänglich. Ebenso wenig sieht man englische und französische Zeitungen, und die hiesige Zeitung — es existirt für das ganze Königreich nur eine — ist so behutsam, daß zum Beispiel bis auf den heutigen Tag nur sehr wenige Leute etwas von dem vorjährigen Aufstande der Bandiera wissen. Ueberall Geheimniß! Die Erziehung ist durchaus in den Händen der Jesuiten. Der Kirchenstaat mag in mancher Hinsicht weiter sein. In Deinem sehnlichst erwarteten Briefe kannst Du offenherzig schreiben, Briefe sind sicher, doch adressire ihn nach Rom All instituto archeologico per il Sign. H. H., denn dann befinde ich mich offenbar dort.

Seit Ende Mai habe ich vorgestern wieder den ersten Regen gesehen. So etwas erlebt man in Deutschland nicht. Die Früchte sind ausgezeichnet, Pfirsiche von unbeschreiblicher Schönheit! Die Aepfel sowie die Weintrauben sind hier zu süß. Uebrigens herrschte keine unerträgliche Hitze; es war jederzeit so, wie es in einem von Gott gesegneten Lande sein muß. Nach den Nachrichten aus Deutschland muß es dort zuweilen heißer gewesen sein. Daß Du mit der Ernte zufrieden gewesen bist, freut mich.

Begegnung mit Hebbel in Neapel.*

(Sommer 1845.)

Jeden Nachmittag waren Hebbel und ich zusammen, tranken in der Villa Reale gemeinsam Kaffee oder schlürften Eis, ver-

---

* Mittheilung Hettner's an Emil Kuh. Abgedruckt in Kuh's „Biographie Friedrich Hebbel's“ (Wien, 1877), Bd. 2, S. 197.


LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

loren uns auch wol zuweilen — horribile dictu — dort in dem Genuß kühlenden Bieres, gingen dann an dem wunderbaren Gestade des Posilipp spazieren, meistens mit tiefen und anregenden Gesprächen über Kunst und deren ewige Schönheitsgesetze beschäftigt. Abends pflegten wir dann wol im Café di Europa an der Ecke des Toledo zu enden, noch einen kleinen Nachtimbiß nehmend. Hebbel hatte damals eben „Maria Magdalena" geschrieben, stand im frischen Genusse seines Ruhmes, voll kühner und weittragender Zukunftspläne. Ich war ein junger Mensch von dreiundzwanzig Jahren, der eben an der Schulweisheit der eingelernten Hegel'schen Philosophie durch das frische Anschauen der italienischen Kunstwerke irre geworden, tausend der Lösung bedürftige Probleme in sich trug, ohne aus dem eigenen Denken immer sogleich genügende Lösung zu finden, und der daher doppelt gern den Antworten Hebbel's lauschte, der in etwas veränderter Form denselben Proceß in sich durchlebt hatte und mir, dem Werdenden, nun als ein bereits Fertiger gegenüberstand. Ich bin mir klar bewußt, daß ich ihm unendlich vieles verdanke. In unsere Kreise spielte dann hauptsächlich Mommsen herein; aber doch nur ferner, da er kürzere Zeit in Neapel verweilte und, obgleich in seiner Jugend selbst Dichter, dichterischen und künstlerischen Fragen sich fremd hielt. Sie werden sicherlich in Hebbel's Tagebuch Andeutungen über einen lustigen Augustabend im Café di Europa finden, wo wir drei — es war ein Däne Ussing dabei — nach echt deutscher Studentenart in Capriwein uns bekneipten, und damit das Entsetzen der Italiener erregten...

An Heinrich Brunn in Rom.

Neapel den 28. September 1845.

Lieber Brunn!

Aus dem Datum ersiehst Du, daß dieser Brief vor Ankunft des Kuriers geschrieben ist. Wundere Dich daher nicht, wenn auf Deinen Brief, den ich mit dem Kurier erwarte, noch keine Antwort erfolgt. Ich schreibe heute, weil ich, falls das Wetter nur irgend günstig ist, morgen meine Reise nach Pästum machen will, und es doch nöthig ist, Dich zu bitten, alle Briefe, die etwa im Laufe der Woche an mich in Rom ankommen, bei Dir zu behalten. Denn ich gedenke Anfang nächster Woche in Rom einzutreffen, und Briefe, die mich hier in Neapel verfehlen, sind schwer habhaft zu werden. Also sei der Kurier, den Du heute abfertigst, die letzte Sendung.

Ich freue mich wie ein Kind auf Rom! Den nächsten Dienstag ist der Jahrestag meiner ersten Ankunft, der Anfang unserer Freundschaft, die hoffentlich fürs Leben dauern soll! Trinke einen Schoppen hierauf! — Sollte eine gute Stube (nicht die Keil'sche) für mich auf dem Capitol frei sein, so miethe sie. Wenn nicht, so ist der Schaden nicht groß. Unsere gemeinsamen Studien können dann in Weise des vorigen Winters fortdauern. Ich würde in diesem Falle mit Professor Stahr in meine alte Wohnung ziehen. Denn Stahr wird doch auch im nächsten Winter derjenige sein, mit dem ich außer Dir am meisten liirt bin. Unsere Studien sind wirklich im eigensten Sinne gemeinschaftlich. Stahr und ich haben gemeinsame Principien, es ist gegenseitiger Austausch, wir fördern uns gegenseitig, denn was den formellen Theil der bildenden Kunst anlangt, so bin ich ihm — dank Deinen Lehren — überlegen, während er recht scharfsinnig ästhetische Consequenzen zu ziehen weiß. Ich werde

durch ihn am bequemsten in den Literaturkreis eingeführt, den ich mir doch von Haus aus als Ziel gesteckt habe. So sind denn auch schon viele Arbeiten für künftigen Winter unter uns verabredet worden, theils gemeinsame*, theils selbständige. — Gegenwärtig ist er nach Palermo gereist. Nach seiner Rückkehr eilen wir Rom zu. Wir kommen über Civitavecchia.

Du wirst erstaunen, wenn Du hörst, daß weder Merkel noch Stahr noch ich an dem Congreß theilnehmen. Es soll dort fürchterlich zugehen, d. h. langweilig, über alle maßen langweilig. Avellino hat eine Vorlesung gehalten über die importanza der Archäologie. Ich dächte, wer sein Leben an diese Wissenschaft setzt — und dies thun doch alle, die in der archäologischen Section sind —, dem braucht die Wichtigkeit dieser Wissenschaft nicht erst vorbuchstabirt zu werden. Minervini hat eine Vase erklärt! — Alle stimmen, wie gesagt, über die Langweiligkeit überein, und Friedländer zieht sich zurück. Nur Mommsen und Ussing sind consequent. Man muß einen jeden gewähren lassen. Da ich nicht in die Adunanzen und Abendconversationen der Gelehrten komme, habe ich Gerhard's Bekanntschaft noch nicht gemacht, oder vielmehr, ich habe mich ihm noch nicht vorstellen lassen, denn gesehen habe ich ihn schon öfters im Museum. Natürlich werde ich in Rom seine Bekanntschaft aufsuchen. Meiner Meinung nach fängt das eigentlich Wissenschaftliche der Archäologie erst da an, wo jetzt die Archäologen meist aufhören. Die Archäologen — trotz des großen Vorganges Winckelmann's — sind Italiener geblieben. Deutlicher gesagt, heißt dies, die Archäologen haften am blos Stoffartigen. Sie wollen wissen, was ist hier vorgestellt. Dies ist richtig und nothwendig, so nothwendig, daß man gar nicht begreifen kann, wie nicht schon längst einer auf die Idee gekom-

---

* Es war eine gemeinsame Uebersetzung der Colletta'schen Geschichte Neapels beabsichtigt.

men ist, die Legenden und Heiligengeschichten zusammenzustellen, die den Vorwurf der italienischen Malerei bilden, d. h. eine christliche Kunstmythologie zu schreiben. Vielleicht werde ich Materialien dazu sammeln! Aber nur Kinder beruhigen sich bei dieser Frage! Und unter diese gehören die Italiener und italienisirenden Deutschen und Franzosen, die Kunsterklärung und Kunstwissenschaft identisch setzen. Habeant sibi!

Erkundige Dich doch etwas näher, was eigentlich für ein Publikum Braun mit seiner neuen Archäologie im Auge hat! Ist es eine ganze Archäologie oder Kunstmythologie? Soll es eine Propädeutik sein? Was ist es? Sind seine Lotzbeck'schen Reliefs und seine Ludovisi fertig? Es wäre mir höchst interessant, nähern Aufschluß über Braun's neues Buch zu erhalten. Sollten neue Bücher noch nicht verschrieben sein, so schreibe auf den Zettel: Forchhammer, „Panathenäische Festrede". Ich brauche diese Broschüre nothwendig. Denn ich denke bereits an die Ausarbeitung eines Collegienheftes. Die bildende Kunst möchte ich gern den Hauptumrissen nach in Italien absolviren. Zur Entschädigung des Instituts kündige ich als Geschenk von mir ein Werk an, das mir Fiorelli geschenkt hat. Ich kann es nicht brauchen, denn es sind nur edirte Münzen. Es ist ein gesuchtes, sehr gelobtes Buch, und es kostet 2 Piaster.

Habt Ihr in Rom denn auch so ganz abscheuliches Wetter? Hier ist der ganze September fürchterlich gewesen, Sirocco und wieder Sirocco, dann Regen, dann Sturm und dann wieder Sirocco. Es ist zum Verzweifeln, fast kommt es mir vor, als bereite sich die Erde zu einem Erdbeben vor. Bei dem Wetter waren Stahr und ich heut vor acht Tagen in der größten Lebensgefahr! Wir fuhren von Sorrent in einer piccola barca bei größtem Sirocco ab. Es war eine Schwüle auf dem Meer, daß einem Angst war im Innersten der Seele, so erdrückend war diese Schwüle. Da zogen schwarze Wolken hinter Capri und Ischia auf, sie kamen näher, es regnete. Fortwäh-

rend war es windstill, die Segel hingen schlapp herunter, plötzlich wurde der Regen furchtbar, es kam ein Windstoß, der so in die Segel blies, daß das Schiff sich horizontal aufs Meer legte, wild tanzte es dann in die Höhe, von den Wogen gepeitscht. Die Schiffer sanken auf die Knie und beteten zum heiligen Antonino. Unsere Rettung hing davon ab, ob es gelang, die Segel einzuziehen. Einem jungen Burschen gelang es. Ein Regen übergoß uns, daß das Wasser mit Kannen aus dem Schiff geschöpft werden mußte. Wir waren bis auf die Haut durchnäßt, doch merkten wir es kaum. Der Zustand, der uns sonst unerträglich gewesen wäre, war uns wie ein rettender Engel, nachdem wir der Lebensgefahr entgangen.

Du wirst meinen neapolitanischen Briefen große Abspannung angemerkt haben. Ich bin so stumpf und dumpf, daß es die höchste Zeit ist, Neapel zu verlassen. Wenn ich nicht nach Sorrent gegangen wäre, wäre ich krank geworden. Die Nerven leiden in Neapel fürchterlich. Ich singe ein Danklied, wenn ich werde Neapel verlassen können. Gott sei Dank, die Zeit ist nahe!

Alter Freund, wir sehen uns in kurzem wieder! Ist der erste Theil dieses Briefes gewissermaßen ein Bulletin für nächsten Winter geworden, so laß uns treu zusammenhalten. So zusammenhalten, daß wir uns um die übrige Welt möglichst wenig kümmern.

Ueber vieles, was Dir räthselhaft bleiben muß, mündlich nähern Aufschluß. Es freut sich meine Seele, wenn ich an Rom denke!

An Heinrich Brunn in Rom.

Neapel, den 8. October 1845.

Du glaubst nicht, lieber Freund, wie sehr ich mich nach Rom sehne. Neapel ist mir furchtbar überdrüßig, fast möchte ich sagen, verhaßt worden. Leider ist meine Abfahrt um einige Tage wieder hinausgeschoben, sodaß ich erst Anfang künftiger Woche ankommen kann. Die Veranlassung ist der Professor Stahr. Am 27. September ist er nach Palermo abgereist, hatte aber fürchterlichen Sturm. Wie sehr dies seiner Gesundheit und der damit unmittelbar zusammenhängenden Stimmung geschadet hat, magst Du aus folgendem Briefe an mich ersehen:

„So sehr es mich beschwert, Sie in dem unseligen Neapel durch meine Schuld noch einige Tage länger gebannt zu sehen, so hat mich doch die furchtbare Sturmfahrt, die ich bei meiner Herreise erlitten, zu dem Entschluß gebracht, Leib und Leben künftig nur diesen erprobten Schiffen, nicht der Postbarke anzuvertrauen. Mit einer solchen wären wir in der Schreckensnacht vom 27. bis 28. September, an die ich Zeit meines Lebens gedenken werde, verloren gewesen. Dazu kommt, daß mein Gesundheitszustand durch jene Meerfahrt und die hier unmittelbar folgende Hitze nicht gebessert, sondern zurückgebracht ist und noch ein paar Tage Ruhe verlangt!"

Stahr bedarf dieser Ruhe und Schonung, also gilt es zu warten. Von längerm Bleiben in Sorrent konnte nicht die Rede sein, denn es wurde dort empfindlich feucht. Auf der Rückkehr von Pästum war ich noch einmal dort, aber auch mich trieb das Feucht-Kalte der dortigen Mauern fort. Ich hoffe für Stahr's Gesundheit überhaupt wenig, doch Rom, hoffe ich, wird für ihn von der besten Wirkung sein. Er hat Steinhäuser aufgetragen, sich nach einer Wohnung für ihn umzuthun. Sollte noch nichts Festes abgeschlossen sein, so habe ich ihm dringend

Piazza Poli 28 empfohlen. Ofen können gesetzt werden, und die Hauptsache ist, daß Stahr bei Leuten wohnt, die ihn nicht verlassen, wenn er krank wird. Dies weiß ich, daß die Treue und Sorgfalt meiner alten Wirthsleute erprobt ist. Da keine Wohnungen auf dem Capitol leer sind, die Colonie aber, was das Merkel'sche Zimmer anlangt, zu theuer, und in den übrigen Stuben klein und unbequem ist, so werde ich wol mein altes Quartier beziehen. Hoffentlich ist es frei. Du würdest mir einen Gefallen thun, wenn Du einmal hierüber Erkundigung einziehen wolltest, doch muß ich für meinen frühern Preis, einen Ofen haben, sowie auch Professor Stahr.

Du schreibst von vielen Arbeiten, die Du diesen Winter vorhast, auch ich habe Riesenpläne, hoffe aber deren Ausführung. Die ästhetisch-geschichtliche Arbeit über alte Kunst zu künftigen Collegien wird mir sehr förderſam sein. Es gibt einen netten Abschluß. Wie steht es mit Deinen Studien über Zingaro? Ich habe sehr viel über neapolitanische Maler notirt. In der Geschichte derselben herrscht die grauenhafteste Verwirrung. Das Dunkel wird wol auch nicht so bald gelichtet werden; vielleicht ist es sogar unmöglich, denn Fresken sind selten, und die Staffeleibilder nur inschriftlich beglaubigt. Ich gedenke meine Notizen zu einem kleinen Aufsätzchen in die „Tübinger Jahrbücher" zu verarbeiten, da ich mich mit diesen zunächst liiren muß. Doch müssen wir uns hierüber erst verständigen, da ich natürlich damit die Anzeige Aloës verbinden würde. Kann dies nun zwar meines Erachtens auch ohne Eintrag Deines Vorhabens, dies im „Kunstblatt" zu thun, geschehen, so werde ich dies doch nie ohne Deine Erlaubniß thun. Du hast das Recht der Priorität. Willst Du es nicht, so schadet es nichts.

Ueber meinen Aufsatz hast Du mir ja gar keine tröstlichen Worte gesagt, Du hast ihn wol nicht gelesen? Oder hast Du dich durch das Schellengeklingel philosophischer Ausdrücke abschrecken lassen? Es ist mir unlieb, ich hätte ihn gern mit Dir

durchgesprochen. Ich bin mehr durch diese Arbeit gefördert als der Leser. Ich hätte sie noch einmal umschreiben sollen, allein es war mir überdrüßig, und überdies war bei mir eine Nervenkrankheit im Anzuge, der ich nur durch meine Flucht nach Sorrent entgangen bin.

In Pästum hatte ich schöne Tage. Jetzt regnet und regnet es wieder. Neapel steht nicht freundlich in meinem Angedenken! Es ist eine Metze liebreizend und bezaubernd wie alle feilen Dirnen, aber hinter dieser äußern Hülle steckt viel moralischer Morast, ihr Négligé ist unerträglich widerlich. Man läuft fort, um nie wiederzukehren, man schimpft, man flucht auf die verrätherische Gleißnerin, dann aber ist sie wieder so lieb, so schön, sie lächelt einem den Schmerz und den Haß von der gerunzelten Stirn fort, ihr schöner Leib wiegt einen in die schönsten Träume, ihr Liebesschlummer berauscht einen, bis sie wieder aufs neue Lug und Trug fortwirft, die Schminke zeigt, und dem berauschten Liebhaber die Stacheln tief ins Herz drückt, daß er, zehntausend Teufel in der Brust, wüthend davonläuft. Ewiges Lieben, ewiges Hassen, zwischen beiden wechselt Neapel. Ich denke, die ewigen Reize der Allmutter Roma sind besser, unvergänglicher, gediegener. Neapel setzt in ewige Unruhe, die Ruhe, die Rom dem Wanderer gibt, ist die hohe classische Ruhe des Antiken. O, wäre ich erst dort!

Ist denn immer noch nicht mein Geld aus Berlin angekommen? Ich habe hier in Neapel und Sicilien etwas über 500 Thaler gebraucht, mit Einschluß neuer Kleider. Diese Noth und Trübsal soll mich übrigens nicht abhalten, vielleicht doch auf kurze Zeit nach Athen zu gehen. Kommt Zeit, kommt Rath! Ueberbringer dieses Briefes ist Herr Ussing.

Nun also ein herzliches und hoffentlich letztes a rivederci. Meine Seele schmachtet nach Rom. O, Gott weiß, wie sehr ich Neapel satt habe!

6.

Heidelberg zum andern male.

Am 28. Januar 1847 hatte Hettner von den zurückbleibenden römischen Freunden Abschied genommen, war mit dem Dampfer von Civitavecchia nach Marseille gereist und hatte, ohne sich unterwegs irgendwo aufzuhalten, über Lyon, Châlons und Straßburg am 6. Februar den deutschen Boden wieder erreicht. Wie bei jedem, der längere Zeit im Süden gelebt hat, rief der schneereiche Winter, in dem er sein geliebtes Heidelberg wiedersah, schwermüthige Stimmungen in ihm hervor. Er war vieler guten Hoffnungen voll in Heidelberg angelangt und hatte sogleich alle für die beabsichtigte Niederlassung zunächst nothwendigen Schritte gethan. Man erschwerte ihm offenbar seine Habilitation in keiner Weise und er konnte rasch genug nach Hause berichten, daß er wohlbestallter Privatdocent der ältesten Hochschule des eigentlichen Deutschland, der Ruperto-Carola sei und im Sommersemester seine ersten Vorlesungen an ihr halten werde. Am 17. Februar fand ein Colloquium vor den Professoren Bähr, Reichlin-Meldegg und Spengel statt, und die günstigen, ja glänzenden Zeugnisse der beiden erstgenannten Professoren entschieden von vornherein über seine Zulassung. Auch der Probevortrag am 13. März: „Ueber die ältern griechischen Kunst-

schulen" (ein Thema, das Bähr gestellt hatte), fiel günstig aus und die öffentliche Disputation reducirte sich auf eine reine Formalität. Er trat als Privatdocent der Archäologie, Aesthetik und Kunstgeschichte in die philosophische Facultät der heidelberger Universität ein. Seinem guten Glücke durfte er danken, daß er nicht bei den Vorbereitungen zu seiner künftigen Laufbahn das Leben hatte lassen müssen. Er hatte sich zur Erfüllung gewisser Formalitäten nach der badischen Landeshauptstadt Karlsruhe begeben und war am Abend des 28. Februar mit seinen Geschäften zu Ende gewesen. Ohne andere Beziehungen in Karlsruhe, wollte er das Hoftheater besuchen und traf auf dem Wege zu diesem mit einem Reisebekannten zusammen, welcher ihn veranlaßte, den Abend im Weinhause zu verplaudern. So entging er der furchtbaren Katastrophe des an demselben Abend stattgefundenen Hoftheaterbrandes, in der über 60 Menschen ihren Untergang fanden, zu denen er, der Fremde, mit dem Gebäude Unvertraute, leicht hätte zählen können.

Hettner verweilte nicht länger in Heidelberg, als zur Erledigung der Habilitation durchaus nothwendig war. Es trieb und drängte ihn nach der schlesischen Heimat, er wollte und mußte die Mutter in Hirschberg, deren Krankheit sich noch immer bedenklich gesteigert hatte, noch einmal sehen. Die letzten von Rom an die Aeltern gerichteten Wünsche, sie beide gesund und heiter wiederzufinden, konnten nicht mehr in Erfüllung gehen. So waren es bange, gepreßte Tage, denen Hettner in Hirschberg entgegensah. Sein Lebensschiff war jetzt vom günstigsten Winde beflügelt, und der Gedanke, daß er mit all seinen günstigen Aussichten seiner Mutter nur das Scheiden zu erleichtern, nicht aber, wie er gehofft, künftige Jahre zu erhellen vermöge, begleitete ihn auf der Reise und dämpfte die Freude über die glückliche Heimkehr. Wenige Wochen nur waren ihm in der Heimat gegönnt und über diesen Wochen lag die Bangigkeit eines letzten Abschieds. Während des Aufenthalts in Hirschberg empfing

Hettner die Nachricht, daß Marie von Stockmar am 14. März aus Rom in Koburg angelangt sei und daß sie der Zukunft mit allem Vertrauen entgegensehe. Hettner wechselte zu dieser Zeit Briefe mit dem Bruder seiner Geliebten, Ernst von Stockmar in Berlin, und ließ sich von beiden in der Hoffnung der Zustimmung des Vaters bestärken. Begreiflicherweise spielte auch diese Ungewißheit in die Tage herein, welche Erinnerungen und Zukunftsplänen in buntem Wechsel gewidmet waren. Die Aeltern hatten Ursache, sich des stattlich gereiften Sohnes zu erfreuen — der Sohn suchte in liebevoller Besorgniß vor der Mutter zu verbergen, wie hoffnungslos ihm ihr Zustand erschien und wie gebeugt er sich fühlte. Als er sich endlich losreißen mußte, um zum Beginn des Semesters nach Heidelberg zu kommen, empfing er den letzten mütterlichen Segen. Schon in der ersten Hälfte des April muß Hettner Hirschberg verlassen haben, Mitte April war er in Heidelberg, am Samstag den 17. April lernte er im „Privatdocentenverein", welcher sich im „Holländischen Hof" bei der Neckarbrücke versammelte, eine Anzahl seiner künftigen Collegen, unter ihnen auch Jakob Moleschott, den Anatomen und Physiologen, kennen, der sich eben gleich ihm habilitirt hatte und zu dem er sich von der ersten Begegnung an besonders hingezogen fühlte. Moleschott berichtet in seinen unter dem Titel „Hermann Hettner's Morgenroth" (Gießen 1883) besonders veröffentlichten persönlichen Erinnerungen: „Mit seinem reichen nußbraunen Haar, der ernsten Stirn, der hübschen, wohlgebauten Nase, die für Deutschland groß zu nennen war, dem feinen Mund, den lieben, ruhigen Augen, dem lebhaften, beweglichen Mienenspiel, den anmuthigen Manieren, die bei seiner formliebenden Künstlerseele doch nicht an Förmlichkeit streiften, seiner offenen, hingebenden Mittheilsamkeit, war Hettner eine im ersten Augenblick das Herz gewinnende Erscheinung. Und doch war vielleicht noch mehr als seine Liebenswürdigkeit schon in der ersten Stunde eine tiefinnere

wissenschaftliche Uebereinstimmung das Band, das uns von jenem unvergeßlichen Abend an umschlang. In der ersten Nacht unserer Bekanntschaft brach wie eine Blume das Geständniß seiner Liebe, sein Hoffen und Bangen aus seinem Busen hervor."

Allerdings beherrschte die Beseligung über seine Liebe und die Besorgniß um dieselbe das ganze Dasein des jungen Mannes. Selbst die Befriedigung über den leidlichen, in Anbetracht der Verhältnisse guten Erfolg seiner ersten Vorlesungen, namentlich der „Aesthetik, Theorie der Kunst nebst einer encyklopädischen Uebersicht der gesammten Kunstwissenschaft", trat natürlich hinter den Wünschen und Befürchtungen des Liebenden völlig zurück. Herr von Stockmar, dessen Rückkehr nach Koburg für Ende März oder Anfang April in Aussicht gestanden hatte, war bei seinem königlichen Freunde in Brüssel längere Zeit aufgehalten worden und langte erst Mitte Mai bei seiner Familie an. Am 21. Mai schrieb Hettner an seine römische Freundin Fanny Lewald: „Im ganzen machen mir meine Vorlesungen sehr viel Freude. Ich habe sehr viel Zuhörer und es bildet sich unter ihnen schon ein kleiner Anhang — das begeistert mich, so wird meine Thätigkeit gesteigert, mein Vortrag täglich gelenker und frischer, sodaß mir vor meiner akademischen Laufbahn nicht bange ist." Um so mehr Bangigkeit aber verrieth er bei der Ungewißheit über die letzte Entscheidung des Vaters seiner Geliebten. „Guter Gott, kennen Sie nicht das schöne Bild, das Goethe vom Liebenden gebraucht? Ich bin noch immer in Arbeit, immer in Bewegung und doch nimmer vom Fleck. Der alte Herr von Stockmar ist nämlich erst vor kurzem in Koburg eingetroffen und nun sehe ich jeden Tag einer Citation entgegen. Der Bruder schreibt mir fortwährend, es sei keinerlei Befürchtung nöthig, der beste Ausgang stehe sicher zu erwarten, und Marie ist so glücklich heiter und über die Lage der Dinge beruhigt, daß sie meiner drängenden Ungeduld fortwährend Trost

einspricht und die Sache als fait accompli behandelt. Aber was nützen mir all diese schönen Hoffnungen? Zu Grunde gehe ich dabei, denn wenn so ein liebes Briefchen ankommt und ich dann so recht innig glücklich bin, schreckt mich auf einmal der Gedanke wild auf, daß mir vielleicht die nächsten Tage dies unwiederbringlich rauben, und diesen Gedanken werde ich gar nicht mehr los, er frißt sich in mich hinein, täglich tiefer und immer tiefer, je länger der bang und doch so sehnlich erwartete Citationsbrief vom Alten ausbleibt. Ich mußte vor einigen Tagen laut auflachen, als ich in einer französischen Zeitung las: Leopold von Belgien habe die spanischen Heirathen eingefädelt, und sich der Autor in den Schlußworten Luft machte: der Koburgianismus ist an allem Unheil schuld! Ja wohl ist dieser schuld an allem — wie konnte mir der Mann nur so aus der Seele schreiben?"

Für den schlimmen Fall, daß seine öffentliche Verlobung nicht während des Sommers zu Stande komme und ein längeres Warten, ja wol gar eine Trennung unvermeidlich sei, faßte Hettner den Plan einer Reise nach Paris und den Niederlanden ins Auge, er mochte fühlen, daß ihm dann große und mannichfaltige Eindrücke noththun würden. Zum Glück bedurfte er derselben nicht. Herr von Stockmar kam selbst nach Heidelberg, um den jungen Mann, dem seine einzige Tochter ihr Herz geschenkt, kennen zu lernen. Keine von allen Befürchtungen, mit denen sich Hettner herumgeschlagen, traf ein: der weltkluge, erfahrene und wahrhaft vornehme Mann erkannte rasch den innern Adel des jungen Gelehrten und gab seine Einwilligung zu einer baldigen Verbindung. Die Verlobung sollte schon jetzt, die Heirath erst dann stattfinden, wenn Hettner durch Vollendung eines ersten größern Werkes seiner akademischen Thätigkeit die letzte noch fehlende Grundlage gegeben hätte. Der Glückliche konnte sich diesen Aufschub um so eher gefallen lassen, als er bereits in Italien die Vorarbeiten zu dem Buche „Vorschule

zur bildenden Kunst der Alten" begonnen und die Arbeit selbst sogar in den ersten vielbewegten Monaten in Heidelberg gefördert hatte.

Mit welcher Sehnsucht er nach erfolgter Verständigung mit Herrn von Stockmar den großen akademischen Ferien entgegensah, die ihn zunächst nach Koburg führen sollten, läßt sich leicht nachempfinden. Im beglückenden Beisammensein mit seiner Marie verlebte er leuchtend schöne Sommertage und trat während derselben auch der Familie seiner Braut näher. Von Koburg und Füllbach, dem Stockmar'schen Familiengute, ging er nach München, wo inzwischen zu den Kunstwerken, welche er 1841 zuletzt gesehen, zahlreiche neue hinzugekommen waren. Nachdem er schon in Heidelberg wieder seinen Einzug gehalten hatte, unternahm er noch einen Ausflug nach dem Rhein, um Adolf Stahr, welcher in der Curanstalt Marienberg bei Boppard verweilte, zu besuchen und ihn für einige Tage nach Heidelberg zu entführen. Es scheint, daß Stahr, der durch die ganze Gestaltung seiner Lebensverhältnisse gedrängt war, seine Stellung in Oldenburg aufzugeben, damals an eine dauernde Niederlassung in Heidelberg, vielleicht selbst an eine akademische Carriere dachte. Wenigstens reiste er mit dem jungen Freunde nach Heidelberg, um das Terrain kennen zu lernen und sich über die Kreise, in denen Hettner lebte, persönlich zu unterrichten. Ob dieselben seinen Beifall nicht fanden, oder ob sich andere Hindernisse ergaben — nach diesem Besuche im October 1847 war von der Uebersiedelung Stahr's nicht ferner die Rede.

Das Wintersemester von 1847 zu 1848 gab Hettner in seinem neuen Wohnorte die erste Stetigkeit. Seine Vorträge, unter denen sich diesmal auch ein vielbesuchtes Colleg über „Kunst und Poesie der Gegenwart" befand, und die fleißige Arbeit zur Vollendung seiner „Vorschule" halfen die Ungeduld und Sehnsucht, mit denen er der dauernden Verbindung mit seiner Braut entgegensah, einigermaßen beschwichtigen. Dem

geselligen Leben durfte er sich gleichfalls nicht entziehen, galt es doch auch, für seine künftige Frau Beziehungen anzuknüpfen, die ihr das demnächst bevorstehende Einleben in ganz neue und ungewohnte Verhältnisse erleichtern helfen konnten. Unter den Häusern in Heidelberg, die er viel besuchte, stand das des trefflichen Schlosser obenan. Derselbe zeigte für Hettner und seine wissenschaftlichen Bestrebungen die wärmste Theilnahme und pflegte mit ihm wie mit mehrern andern der jüngern Docenten einen geselligen Verkehr, in welchem seine volle, herzgewinnende Liebenswürdigkeit ebenso zu Recht kam, als seine geistige Vielseitigkeit und seine geradezu riesige Belesenheit. Auch Schlosser's Gattin wußte den jüngern Männern ihr Haus zu einer Heimstätte zu machen. Eine noch intimere Beziehung ergab sich durch die Familie des Philosophen Kapp. Dieselbe bewohnte ein Haus mit prächtigem Garten über dem Neckar und gehörte zu den wenigen heidelberger Familien, welche Gastfreundschaft in größerm Stile ausübten. Der heitern Geselligkeit bei den Kapps gedachte Hettner noch in spätern Jahren mit herzlicher Dankbarkeit. Unter den jüngern Lehrern der Universität sah der Historiker Karl Hagen häufiger seine Freunde bei sich, zu denen Hettner alsbald zählte. Außer der Universität bot das Heidelberg jener Tage mancherlei wichtige und förderliche Anknüpfungen. Berthold Auerbach, der damals in der ganzen Frische seiner mit den „Schwarzwälder Dorfgeschichten" bewährten Productionskraft stand, hatte sich nach seiner ersten Heirath mit seiner jungen Frau, einer liebenswürdigen Breslauerin, in Heidelberg niedergelassen. Sein Umgang war für Hettner vielfach anregend und half namentlich dem jungen Aesthetiker dazu, seine Anschauungen gegenüber der Literatur der Gegenwart und ihrer Aufgaben zu läutern. Von der tendenziösen Reflexion war bekanntlich Auerbach selbst nicht frei und auf der Höhe unbefangener Lust an den Erscheinungen und unmittelbarer Wiedergabe derselben vermochte er sich nicht dauernd zu erhalten.

Aber die Dürftigkeit specifisch politischer Poesie, wie sie von den „Halleschen Jahrbüchern“ gepredigt und ausschließlich gepriesen worden war, begriff er vollständig und wußte Hettner von der geheimen Hinneigung zu dieser halbpoetischen Richtung, welche noch aus den Tagen der „Halleschen Jahrbücher“ stammte und durch die Anschauungen Stahr's jedenfalls nicht gemindert worden war, zu befreien. Auch mit den jüngern Mitarbeitern der eben ins Leben getretenen „Deutschen Zeitung“, namentlich mit A. L. von Rochau und dem polnischen Journalisten Julius Klaczko ergab sich ein näheres Verhältniß, das auch in späterer Zeit noch brieflich aufrecht erhalten ward.

Der Freund unter den Freunden blieb Jakob Moleschott. Der junge Aesthetiker und der junge Naturforscher, die in ihren gemeinsamen philosophischen Neigungen einen ersten Berührungspunkt gefunden hatten, schlossen sich täglich inniger zusammen und befestigten sich in der Ueberzeugung, daß sie für die allgemeinsten geistigen Fragen, für die höchsten wissenschaftlichen Probleme einen sichern Halt aneinander haben würden. Beide hatten einander auf und aus ihren verschiedenen Wissensgebieten so viel zu erschließen und mitzutheilen, in beiden lebte die gleiche jugendliche und warme Empfänglichkeit für die Studien, die Arbeiten und Resultate des andern, daß ihr Verkehr zu einem beständigen Austausch ward. Im Winter von 1847 auf 1848 bewohnten sie in zwei verschiedenen Stockwerken dasselbe Haus, das des Kaufmanns Thomas in der Hauptstraße, an der Ecke der Dreikönigsstraße. Hettner schrieb noch an seiner „Vorschule zur Kunst des Alterthums“, für welche ihm Stahr in der Schulze'schen Hofbuchhandlung zu Oldenburg einen guten Verlag gewonnen hatte. Das Buch wurde in Heidelberg gedruckt und war jetzt naturgemäß die große Lebensangelegenheit für den jungen Docenten und Bräutigam. Moleschott bearbeitete zu eben dieser Zeit den Theil der Physiologie Tiedemann's, welcher „Untersuchungen über das Nahrungsbedürfniß, den Nahrungs-

trieb und die Nahrungsmittel des Menschen" enthielt. Da wurden denn die Abendstunden fleißig ausgenutzt. „Wir kamen wol", erzählt Moleschott („Hermann Hettner's Morgenroth", S. 12), „manchmal zu unserm einfachen Abendbrot auf ein Viertelstündchen zusammen, aber die längste Zeit schrieb jeder in seinem Zimmer, oft noch lange, nachdem wir die Störung, die der wüste Kneipenlärm zur Polizeistunde unter unsern Fenstern veranlaßte, überwunden hatten. Denn nicht selten fanden wir uns um Mitternacht zusammen, um einander das Geschriebene vorzulesen oder, wenn nichts gefleckt hatte, in traulichem Geplauder vor Schlafengehen uns zu erholen. Wir trauten einanders Urtheil, wie es nicht häufig gelingen mag, Vertrauen zu fassen. Gerade der Umstand, daß der Stoff, den ein jeder von uns behandelte, dem andern beziehungsweise fremd war, erhöhte die Beruhigung, daß es uns gelungen war, Klarheit und Rundung zu erzielen, wenn der Freund befriedigt war. Wie gern vergaßen wir dann das kalte, dunkle, unheimliche Gängelchen, das wir zweimal, vor dem Besuch und nach der Trennung, durchmachen mußten."

Moleschott war denn auch in diesem Winter der Vertraute von Hettner's Seelenstimmungen. Der Jubel über das Liebesglück, dem dieser sich jetzt nach der Verlobung und angesichts der bevorstehenden Hochzeit hätte überlassen mögen, ward in ernster Weise gedämpft. Der lange befürchtete und vorausgesehene Tod von Hettner's Mutter war am 12. November in Leysersdorf erfolgt. Hettner hegte zu dem natürlichen Schmerz, zu dem bangen Gefühl jedes guten Menschen, der Geschiedenen nicht ganz und voll das gewesen zu sein, was er ihr zu sein gewünscht hatte, das tiefste Leid um die Unzulänglichkeit alles Menschlichen. Wie hatte die Mutter um seine Zukunft gebangt und gesorgt und wie sehnsüchtig der Zeit entgegengesehen, wo der Lieblingssohn in anerkannter, sichtbarer Wirksamkeit stehen und womöglich am eigenen sichern Herde ruhen werde! Und jetzt, wo das eine

endlich erreicht war, das andere nahe bevorstand, mußte er sie, deren ganzes Leben Mühe, Arbeit und Sorge gewesen war und die bei aller Gunst der äußern Verhältnisse so wenig Lebensgenuß gehabt hatte, verlieren. „Sein Schmerz verrieth sich mehr durch sein ganzes gedämpftes, sinniges Wesen als durch bittere Klagen. Wenn die so häufig gültige Regel sich auch an ihm bewährt, daß ausgezeichnete Männer ihrer Mutter gleichen, dann muß es eine liebe, herrliche Frau gewesen sein, deren Sanftmuth Hettner öfters hervorhob." (Moleschott, „Hermann Hettner's Morgenroth".)

In das Stillleben der jungen Docenten brausten die Frühlingsstürme des Jahres 1848 erregend herein. Sie kamen dem Kreise, in welchem Hettner lebte, nicht unerwartet, sie wurden mit Jubel und großen Hoffnungen begrüßt, aber sie wirkten auf das persönliche Leben Hettner's nicht in so entscheidender und verhängnißvoller Weise ein wie auf das Dasein vieler seiner Altersgenossen. In eben den Tagen, wo sich in Heidelberg auf die Einladung Itzstein's, Welcker's, Bassermann's und anderer eine große Zahl süddeutscher liberaler Abgeordneten vereinigte und das deutsche Vorparlament nach Frankfurt berief, trat unser junger Gelehrter die Reise nach Koburg an, von der er nicht allein wiederkehren wollte. Eine geräumige Wohnung an der „Anlage", gegenüber einem großen geräumigen Garten und dem hübsch bewaldeten Hügel, auf dessen Höhe sich der Riesenstein erhebt, war bereits gemiethet und eingerichtet worden; Hettner sah mit Ungeduld dem Zeitpunkte entgegen, wo sich ihm die Träume von Ariccia und Rom verwirklichen sollten.

Den ganzen März hindurch verweilte Hettner in Koburg, am 8. April 1848 fand daselbst seine Hochzeit mit Marie von Stockmar statt; über Bamberg, Würzburg, Heilbronn traf das junge Paar in Heidelberg ein, von Moleschott mit freundschaftlicher Ungeduld erwartet, von den Freunden, die Hettner sonst erworben hatte, mit herzlicher Theilnahme begrüßt. Ein volles,

neues Glücksgefühl überkam den Glückverwöhnten, als er mit seiner Marie in die behaglich eingerichteten Räume seines neuen Heim einzog. Das Getöse des Sturmjahres hinderte ihn nicht, idyllisch ruhige Monate zu verleben, in denen selbst die wissenschaftliche Arbeit ein Spiel schien. Er las im Sommersemester von 1848 drei Collegien, welche die eigenthümliche Vielseitigkeit seiner Bildung klar herausstellten. Nächst seiner „Archäologie, d. h. Geschichte der bildenden Künste bei Griechen, Etruskern und Römern", welche er wöchentlich einmal vortrug, hatte er „Geschichte der Malerei" und eine Vorlesung „Ueber Goethe" angekündigt. Er machte die Erfahrung, welche sich noch öfter wiederholen sollte, daß für die allgemein ästhetischen und die literarhistorischen Vorträge sich weit eher eine stattliche Hörerschaft zusammenfand als für die kunsthistorischen. Dies hinderte ihn nicht, die eine wie die andere der Aufgaben, welche er sich gesetzt, mit jener Frische, jenem beinahe enthusiastischen Antheil zu lösen, welche nach aller Zeugniß seine Vorträge in jener wie in späterer Zeit auszeichneten.

Auch im veränderten Leben blieb Jakob Moleschott der treueste Gefährte. Dies um so mehr, als er Hettner's Beispiel gefolgt war und sich im Sommer 1848 mit Sophie Strecker aus Mainz verlobt und bald darauf verheirathet hatte. Die beiden jungen Paare waren schier unzertrennlich; gemeinsame Abende, fast tägliche Spaziergänge, öfters größere Ausflüge in die schönen Umgebungen Heidelbergs, lebendiger Austausch aller geistigen Interessen und harmlos fröhlicher Verkehr erhöhten den Reiz eines hoffnungsreichen und anspruchslosen Daseins. Die Zeitereignisse wurden mit entschiedenem, ja leidenschaftlichem Antheil begleitet, die jüngern Docenten fühlten sich schon darum politisch weiter nach links gedrängt, weil der Kreis der „Deutschen Zeitung", welche inzwischen von Heidelberg nach Frankfurt, dem Sitz der Nationalversammlung, verlegt worden war, sich mit einem gewissen hochmüthigen Doctrinarismus der Erregung der Jugend gegenüber-

stellte. Gesündigt ward hier intra et extra muros; wenn die Doctrinäre der Gothaischen Partei die einsichtigere Schätzung der historisch gewordenen Kräfte besaßen, so ging ihnen dafür das Verständniß für die lebendigen, neuerwachsenen Kräfte vollständig ab. Die sociale Frage, welche eine Generation später die verhängnißvollsten Wirkungen haben sollte, war für die Politiker der „Deutschen Zeitung“ so gut wie nicht vorhanden. Die Gruppe jüngerer geistvoller Männer, zu welcher Hettner gehörte, begriff im Gegentheil die ungeheuere Bedeutung und Tragweite gerade dieser Frage. In den wenigen Briefen Hettner's aus dem Jahre 1848 und den zahlreichen aus den nächstfolgenden Jahren tritt der angedeutete Gegensatz zwischen seiner Auffassung und der in den ältern Professorenkreisen herrschenden sehr bestimmt hervor. Den Kreisen der badischen Demokratie, welche eine südwestdeutsche Republik für möglich hielten und wiederholte Anläufe nahmen, dieses Ideal zu verwirklichen, standen Hettner und seine intimern Freunde ganz fern. Gingen sie doch überhaupt mit ihren Interessen und ihrem persönlichen Leben in der trüben Tagespolitik nicht auf und wahrten sich, was in diesen Jahren so vielen eine Unmöglichkeit dünkte, ihre frische Arbeitsfähigkeit.

Die revolutionären Stimmungen und Hoffnungen durchdrangen freilich alle Verhältnisse. Am 12. und 13. Juni 1848 hatte auf der Wartburg eine große Studentenversammlung getagt, zu der Delegirte aller deutschen Hochschulen erschienen waren. Außer Reformen des Studentenlebens selbst wurde für die Zukunft eine Betheiligung der Studirenden bei der Berufung der akademischen Lehrer gefordert. Den Beschlüssen der eisenacher Versammlung waren mehrfache Versuche gefolgt, durch Petitionen und Deputationen Einfluß auf die Ergänzung der Docentencollegien zu gewinnen. Namentlich die heidelberger Studentenschaft gedachte, auf eigene Hand vorgehend, der Universität den radicalsten Philosophen der Neuzeit, Ludwig Feuerbach, zu

gewinnen. Da eine Massenpetition an das badische Ministerium erfolglos blieb, so ward Feuerbach eingeladen, als freier, nicht zur Universität gehöriger Docent aufzutreten und eine Reihe philosophischer Vorlesungen zu halten. Der heidelberger Gemeinderath stellte für diesen Zweck den Rathhaussaal zur Verfügung, und der Einsiedler von Bruckberg erschien, um der ohnehin erregten Jugend seine „Vorlesungen über das Wesen der Religion" dreimal wöchentlich zu halten. Den anthropologischen Standpunkt in Religion, Leben und Wissenschaft mit Consequenz vertretend, riß Feuerbach nicht nur die Studenten mit sich fort, sondern begeisterte auch reifere und urtheilsfähigere Naturen. Hettner hatte seit Jahren die Erscheinung und Entwickelung Feuerbach's mit höchstem Antheil begleitet und ließ sich auch jetzt nicht abhalten, den Vorträgen desselben zu folgen, ja über dieselben enthusiastische Berichte zu erstatten. Die Anregungen, welche er theils durch den Umgang mit Moleschott, theils durch andere Eindrücke empfangen, hatten Hettner in demselben Winter, in welchem Feuerbach las, noch einmal zur Philosophie zurückgeführt. Er las ein Colleg über „Spinoza und seine Stellung zur Gegenwart" als Einleitung in das Studium der Philosophie. Er erfreute sich damit trotz der außerakademischen Concurrenz Feuerbach's eines großen Erfolgs. Der Dichter Gottfried Keller, ein Hörer dieser Vorträge, erzählt darüber: „Im Herbst 1848 kam ich, 29 Jahre alt, nach Heidelberg, um gewissen Studien obzuliegen. Von Landsleuten hörte ich von einem jungen Privatdocenten sprechen, Hermann Hettner, welcher an den Samstagabenden* ein sogenanntes publicum lese, das Aufsehen errege, und zwar über Spinoza. Ich fand den größten Hörsaal der Universität von Studirenden und ältern Herren angefüllt und fühlte mich von

*) Im Lectionskatalog der Universität erscheint das Colleg als zweistündig angekündigt.

dem freifließenden, belebten Vortrage so angesprochen, daß ich denselben nie mehr versäumte, auch gegen meinen Plan die übrigen Collegien Hettner's über deutsche Literaturgeschichte, Aesthetik und dergleichen häufig besuchte. Immer von seinem Gegenstande begeistert, in seinem Forschen uud Denken leicht und glücklich vordringend, von dem freisinnigen Geist der Zeit getragen, machte der junge Mann auf die ihm noch so nahestehende Jugend den besten Eindruck und riß auch Aeltere mit sich fort. Ich wurde bald auch persönlich mit Hettner bekannt und gewann einen ausdauernden und theilnehmend treugesinnten Freund an ihm, ohne daß ich wußte, wie das geschah." Die Freundschaft Hettner's für den schweizerischen Dichter sollte von großer Bedeutung für seine eigene geistige Entwickelung werden. Der geistige Reiz des Kreises, in welchem der junge Aesthetiker vorzugsweise lebte, ward durch den Eintritt eines wahrhaft schöpferischen Talents ganz außerordentlich erhöht.

Zunächst freilich ward dem harmlosen Lebensgenuß und dem ungestörten gemeinsamen Streben manche empfindliche Unterbrechung bereitet. Mit dem blutigen Mai des Jahres 1849 brach jene badische Revolution aus, welche mit Hülfe eines Soldatenaufstandes für ein paar Wochen lang die Träume von einer südwestdeutschen Republik verwirklichte. Selbst ein Republikaner wie Johannes Scherr kann nicht umhin, diese Revolution als eine „Zeitwidrigkeit" zu verurtheilen, ihren Führern Genie und Kraft abzusprechen. „Das anachronistische Unternehmen krankte auch am Mangel eines klar herausgestellten und freisam bekannten Princips. Kein ernsthafter Mann konnte an die Don-Quixoterie glauben, der Kampf werde alles Ernstes für die Reichsverfassung geführt, also für ein Ding, welches durch die Ablehnung der Kaiserkrone seitens des Königs von Preußen zu einem bloßen Phantom geworden." Wer aber in unmittelbarer Nähe stand und ganz abgesehen von allem andern den tragikomischen Zwiespalt zwischen Zweck und Mitteln, die

ganze Sinnlosigkeit des Gebarens dicht vor Augen hatte, wer wie Hettner und seine Freunde unter der Last der Gegenwart und den trübsten Aussichten für die Zukunft doppelt litt, der konnte wohl in jenen Tagen aus dem Gleichgewicht kommen. Wider Willen mußte unser Freund in der heidelberger Volkswehr sogar die Waffen für die Bewegung ergreifen. Moleschott erzählt darüber („Hermann Hettner's Morgenroth", S. 77): „Uns brachten die Unruhen mancherlei Enttäuschung und auch persönliches Misbehagen, ja sie wären beinahe unserer Freundschaft gefährlich geworden. Eines Morgens bekam ich von Hettner ein Billet, in dem er mich aufforderte, ihn nachmittags 2 Uhr zu besuchen. Er hatte mir niemals rücksichtslos geschrieben, und seine Zeilen waren so abgefaßt, wie er auch nicht geschrieben haben würde, falls er — wie das vorkam — dringend meinen ärztlichen Rath begehrt haben sollte. Das hinderte mich nicht, hinzugehen, nur nahm ich, gleichsam zur Bedeckung, meine Frau mit. Wir trafen Hettner zu der von ihm selber anberaumten Stunde nicht zu Hause, Marie aber verzagt und verscheucht, wie wir die Gute nie gesehen hatten. Was war geschehen, was hatte ich verbrochen? Da es keine rechte Erläuterung gab und Hettner auf sich warten ließ, beschloß ich, mich für einige Minuten zu entfernen. Meine Frau blieb bei Marie zurück, und ich ging in das gegenüberliegende Haus zu meinem Freunde Ferdinand von Babo, um ein Buch zu holen, dessen ich zu meinen Vorlesungen über vergleichende Anatomie benöthigt war. Zum Unglück war es Ehrenberg's großer Infusorienatlas. Als ich damit in Hettner's Wohnung erschien, war Hermann zurückgekehrt, und er überfiel mich alsbald mit den höhnischen Worten: «und du kannst dich in dieser Zeit auch noch mit deinen großen Büchern herumschleppen?» Er war so aufgebracht, daß an eine Verständigung nicht zu denken war, und ich, der ich leider aufbrausen kann, wünschte einen stürmischen Auftritt zu vermeiden. Ich bat meine Frau, sich mit

mir zurückzuziehen. Es war ein förmliches Zerwürfniß. — Was war nun der eigentliche Grund? Am Tage vorher hatten die Freischärler Hettner zu einem Verfolgungszuge gegen den besonders verhaßten Dragonerobersten von Hinckeldey gepreßt. Er war infolge dessen von morgens früh bis abends spät vom Hause entfernt gewesen und seine arme Marie hatte die Zeit in unsäglicher Unruhe verbracht. Aber wir wußten nichts davon. Es war eine unglückliche Fügung, daß wir einander an jenem trostlosen Tage nicht aufgesucht hatten. Marie war nicht auf den Gedanken gekommen, uns rufen zu lassen. Hettner aber hatte geglaubt, wir müßten um das Ereigniß wissen, von dem die ganze Stadt ja Kunde gehabt. Aber wir wohnten vor dem Mannheimer Thore, eine fliegende Tagespresse, die einen von jedem wichtigen Vorfall sogleich unterrichtet hätte, gab es nicht, kurzum, wir hatten nichts gewußt. Wir waren also wirklich unschuldig und meine Frau hatte den zürnenden Freund darüber aufgeklärt. Das Mitleid mit seiner geliebten Frau mag seinen Zorn entschuldigen. Es waren böse Stunden, und wer von uns vieren am meisten gelitten hat, das wüßte ich nicht zu sagen. — Meine Schwiegermutter hatte das Verdienst, das Leiden abzubrechen. Sie wußte von Sophie, was geschehen, sie wußte auch, wie sehr uns die ganz grundlos unbegründete Trennung schmerzte. Sie schrieb an Hettners, und kaum hatten diese den Brief erhalten, als sie zu uns eilten. Unsere Wohnung war ländlich einfach. Der Stock, den wir bewohnten, hatte nicht einmal einen Verschlag mit besonderer Thür. Wer unsere Behausung kannte, trat eben ganz einfach vor die Thür unsers bescheidenen, aber gemüthlichen Wohnzimmers, das die wunderbare Aussicht auf den Heiligenberg mit seinen Abendröthen bot, und klopfte. Nun klopfte es, und gleich darauf — ich sehe es immer — schaute durch die eben klaffende Thür das halb verschämte, aber ganz liebevolle Gesicht Marie's hervor und in derselben Minute lagen wir einander in den Armen.

Es hat nie mehr ein Misverständniß zwischen uns vieren gegeben, und wenn es eins gegeben hätte, würde eine sofortige Erklärung jeder auch noch so flüchtigen Trennung vorgebeugt haben."

Nach dem Ende der badischen Revolution verliefen die beiden Jahre, welche Hettner und seine junge Lebensgefährtin noch in Heidelberg zubrachten, friedlich und beinahe durchaus erfreulich. Die Freundschaft und Lebensgemeinschaft mit dem Ehepaar Moleschott gestaltete sich immer inniger. Gottfried Keller, der ebendamals die Grundlinien zu seinem Roman „Der grüne Heinrich" zog, wurde ein häufiger und bald ein täglicher Gast des Hettner'schen Hauses. Mit ihm pflegte Hettner die ästhetischen Fragen durchzusprechen, denen Moleschott naturgemäß keine so intensive Theilnahme entgegenbrachte als der schöpferische Dichter, der ernst über alle Voraussetzungen und Mittel seiner Kunst nachdachte und zu jener Zeit auch von einer dramatischen Wirksamkeit träumte. Diese Neigung Keller's traf mit den Interessen, die Hettner hegte, mit den Anregungen, welche ihm Hebbel in Neapel gegeben hatte, und einigen äußern Anlässen, die sich aus geselligen Beziehungen ergaben, zusammen. Zu dem heidelberger Kreise gehörte vorübergehend Hettner's Jugend- und Schulfreund Weissig, welcher neben den juristischen Studien sich poetischen Bestrebungen widmete und natürlich Trauerspiele dichtete; er war eine Zeit lang Hettner's Gast in Heidelberg. Bis zum Herbst 1849 lebte auch Friedrich Locher, der Dichter eines Trauerspiels, „Friedrich II.", und eines Lustspiels, „Antigone", daselbst, ward Hettner's unmittelbarer Nachbar und wußte manche Stunde des Vielbeschäftigten, aber immer Gefälligen für seine dramatischen Pläne zu erobern. Auch ein zweiter künftiger Shakespeare und dramatischer Messias, Bachmeyer, fand sich ein und erregte Hoffnungen. In Hettner's schlesischer Natur lag die Fähigkeit, sich leicht zu enthusiasmiren, mit klaren Kunstforderungen und einer anspruchsvollen Kritik zu dieser Zeit noch

vielfach im Kampfe. Er empfand trotz seiner Aesthetik wesentlich noch, wie ein junger Künstler meist empfindet, glaubte an Kraft, wo er Leben und Bewegung sah, und die schmerzlichsten Enttäuschungen konnten ihm demgemäß nicht erspart bleiben. Um so fester schloß er sich an Keller an, der wenigstens als Lyriker schon zahlreiche namhaftere Poeten weit überragte und dessen Kernnatur und künstlerischer Ernst eine glückliche Entwickelung verbürgten. Den andern gegenüber fand Hettner's Theilnahme zunächst einen Ausweg. Da er nicht an ihrem Talent zweifelte, so suchte er den Grund des Mislingens ihrer Anläufe in dem Mangel an theoretischer Einsicht, an klarem Bewußtsein über die Forderungen der Zeit. Den Dramatikern gegenüber schien ihm das um so gewisser, als er in dem Misverhältniß zwischen der lebendigen Production und einer ganz auf traditionelle Convenienzen gestellten Bühne nicht klar war. Seit seinen berliner Studentenjahren hatte er keine dauernde Anschauung eines Theaters gehabt, und das Hof- und Nationaltheater zu Manheim, das er von Heidelberg aus öfters besuchte, konnte ihm keinen Maßstab für die deutschen Bühnenzustände im allgemeinen geben. So regte sich im Verkehr mit jüngern Poeten (denen sich auch sein Specialschüler, der Schweizer Karl Morel, Otto Roquette und Hermann Presber zugesellten) und mitten unter den Arbeiten zu einer Abhandlung über die romantische Schule auch der Wunsch, in die Literatur der Gegenwart einzugreifen. Als im Frühjahr 1850 Keller Heidelberg verließ und nach Berlin übersiedelte, schrieb ihm Hettner in einem seiner ersten Briefe, daß er den Plan zu einem ästhetischen Noth- und Hülfsbüchlein vorzugsweise für die jungen Dramatiker und darüber hinaus für alle Freunde des modernen Dramas hege. „Poetische Kraft ist in der Gegenwart vorhanden, aber sie geht zu Grunde an dilettantischem Naturalismus. Die Phantasie allein erschafft kein Drama; das Drama verlangt wesentlich auch Kunstverstand. Niemand hat größern Kunstverstand als Sophokles, Shakespeare

und Calderon, nur dadurch sind sie die großen Meister geworden. Ich weiß nicht, inwiefern diese künstlerische Weisheit bei diesen großen Meistern blos Sache des Gefühls und des künstlerischen Taktes gewesen ist; aber das weiß ich, daß in unsern kritischen Zeiten das instinctive Gefühl zwar viel, aber nicht alles thun kann. Dem heutigen Dramatiker ist eine klare ästhetische Durchbildung unentbehrlich; der Mangel an einer solchen principiellen Einsicht in die ewigen Gesetze und Forderungen seiner Kunst rächt sich an ihm jederzeit. Was meinen Sie, lieber Keller, sollte es nicht möglich sein, daß hier die Kritik selber unserer jungen Dramatik ein wenig unter die Arme greifen könnte? Ich gestehe, ich trage mich schon seit einiger Zeit mit einer derartigen Idee; ich möchte gern einen solchen kleinen dramatischen Katechismus geben. Meine Aufgabe wäre, in der Weise der Aristotelischen Poetik klar und scharf die Hauptgesetze des Dramas, besonders der Tragödie, herauszuheben, nicht von oben herab in metaphysischen Deductionen, sondern praktisch als Maximen der Technik, der Composition, der Gestaltung."

Bis es zur Ausführung des hier angedeuteten Planes kam, sollte freilich noch eine geraume Frist verstreichen. Die literarische Thätigkeit Hettner's war durch die Stürme auch des zweiten Revolutionsjahres nicht gehemmt worden, und gerade im Sommer und Herbst hatte er sein Buch über „Die romantische Schule in ihrem Zusammenhange mit Goethe und Schiller" zu Ende geführt. Mit demselben gewann er in Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig einen trefflichen Verleger, der ihm und dem er während der ganzen Folgezeit seiner literarischen Thätigkeit treu blieb. Hettner arbeitete außerdem fleißig für verschiedene kritische Zeitschriften, vor allem für die Brockhaus'schen „Blätter für literarische Unterhaltung". Eduard Brockhaus (gegenwärtig der älteste Chef des Hauses F. A. Brockhaus), der damals in Heidelberg seinen Studien oblag, zählte zu Hettner's eifrigsten Hörern, und durch ihn wurden die schon

früher angeknüpften Beziehungen des jungen Docenten zu der Verlagshandlung der genannten Zeitschrift noch engere, sodaß Hettner auch für einige Auflagen des Brockhaus'schen „Conversations-Lexikon" ästhetische und literarische Artikel theils neu bearbeitete, theils durchsah. Naturgemäß aber nahm der akademische Beruf um so mehr die Zeit und Kraft Hettner's in Anspruch, als er zu seinen Vorträgen stets neue hinzufügte. Im Winter 1849 auf 1850 las er neben der „Geschichte der neuern deutschen Literatur" eine „Poetik", im Sommer 1850 ein Colleg „Ueber Calderon und Shakespeare" (offenbar schon eine Vorbereitung zu dem beabsichtigten dramaturgisch-ästhetischen Buche). Für das letzte Semester in Heidelberg drängte er seine literar- und kunsthistorischen Studien in eine interessante übersichtliche „Geschichte der Poesie und bildenden Künste von Gottsched und Rafael Mengs bis auf die Gegenwart" zusammen. An Hörern fehlte es ihm nie, und die Mehrzahl derselben wurde von tiefer gehender Theilnahme in seine Vorlesungen geführt, als der nachmalige serbische Minister Ristitsch, der zu dieser Zeit in Heidelberg studirte. Derselbe belegte nämlich so eifrig bei Hettner, daß der geschmeichelte Docent in ihm einen besonders begeisterten Verehrer der deutschen Literatur und der Renaissancekunst vermuthete und dem jungen Südslawen private Förderung bei seinen so ernsten Studien anbot. Ruhig erklärte Ristitsch, daß er ein besonderes Interesse an den von Hettner behandelten Gegenständen keineswegs nehme, daß es ihm nur darum zu thun sei, Deutsch zu lernen, und daß er Hettner vor andern Docenten den Vorzug gebe, weil dieser am schärfsten und deutlichsten ausspreche.

Wenn sich Hettner trotz seines häuslichen Glückes, trotz des erfreulichen, ihn voll befriedigenden Verkehrs mit wahren Freunden, trotz der Theilnahme, die seine Vorträge fanden, schon gegen den Beginn des Jahres 1849 aus Heidelberg hinwegsehnte, so stand dabei in erster Linie das natürliche Verlangen des talentvollen und erfolgreichen Privatdocenten, zu einer Pro-

fessur zu gelangen. Die Aussichten für eine Beförderung in Heidelberg selbst waren keineswegs günstig, politisch und literarisch hatte sich Hettner den maßgebenden Kreisen zu fern, ja zu Zeiten gegenüber gestellt, um auf den guten Willen derselben rechnen zu dürfen. Die befreundeten ältern Lehrer der Universität, Kapp, Schlösser und einige andere, vermochten gerade für ihn nicht zu wirken, und so hatte sich Hettner alsbald nach dem Erscheinen seines Buches „Die romantische Schule“ in einem Schreiben an den Geheimrath Johannes Schulze in Berlin gewendet, der noch immer der „Professorenmacher“ der preußischen Universitäten hieß. Aber auch in Preußen war nur unter ganz besonders glücklichen Voraussetzungen eine Berufung zu erwarten, und so wenig sich Hettner an den revolutionären Ausschreitungen des Sturmjahres betheiligt hatte, so fielen doch gewisse Berichte über seine Gesinnung schwer in die Wagschale. Je länger die Wartezeit in Heidelberg währte, um so mehr bemächtigte sich seiner eine gewisse Ungeduld und störte ihm gelegentlich selbst den Genuß der glücklichsten Tage. Kam es ihm doch selbst zu Zeiten vor, als sei er, „abgeschnitten von dem Verkehr gleichgestimmter Fachgenossen“, „lediglich dazu verdammt, die Brosamen, die von der Reichen Tische fallen, zu sammeln“, und berichtete er an Gottfried Keller (Heidelberg, 21. Juni 1850): „Meine Tage fließen hier sehr einförmig hin“, ohne zu ahnen, wie oft er sich im Leben nach dieser glücklichen Einförmigkeit zurücksehnen sollte. Wenigstens ließ er sich durch Projecte Stahr's für eine rein literarische und journalistische Thätigkeit in Berlin nicht bestimmen und hielt am Gedanken akademischer Thätigkeit fest.

Die günstige Aufnahme, welche allgemein sein Buch über „Die romantische Schule“ fand, führte gegen Ausgang des Jahres 1850 eine Berufung Hettner's nach Jena herbei. Durch höchstes Rescript, datirt Weimar, den 8. November 1850, ward Hettner als außerordentlicher Professor in der philosophischen Facultät berufen, und er war auf der Stelle ent-

schlossen, diesem Rufe Folge zu leisten. Eine äußerlich glänzende Stellung und eine Wirksamkeit im großen Stile standen ihm auch hier nicht in Aussicht, aber eine außerordentliche Professur für Kunst- und Literaturgeschichte dünkte ihm immerhin ein glücklicher Fortschritt. Am 5. Januar 1851 schrieb er an Dr. Eduard Brockhaus, welcher ihm seine Verwunderung ausgedrückt hatte, daß er daran denke, Heidelberg mit Jena zu vertauschen: „Glauben Sie mir, Heidelberg nimmt sich in den Augen eines Studenten ganz anders aus als in den Augen eines Docenten. Auch ich hatte hier als Student so glückselige Jugendtage genossen, daß ich lediglich durch diese schönen Reminiscenzen mich bestimmen ließ, Heidelberg zur Habilitation zu wählen. Aber wie wurde ich enttäuscht! Das ist ein Jammer um die hiesigen geselligen Verhältnisse! Und man wird hier mit um so mehr Anfeindungen verfolgt, eine je selbständigere Richtung man hat. Man hat es mir nie vergessen wollen, daß ich zu stolz war, mich zum Protégé irgendeines ältern Herrn zu erniedrigen. Einmal hat man sogar Miene gemacht, mich wegen meiner Vorlesung über Spinoza, an der Sie theilnahmen, zu suspendiren. Ich verlasse daher Heidelberg mit leichtem Herzen und freue mich in der That auf das stille Thal von Jena, über dem die Geister unserer großen literarischen Vergangenheit schweben."

Allzu wörtlich darf man derartige Aeußerungen, die eine Gesammtstimmung ausdrücken, nicht nehmen. Wir wissen bereits, daß Hettner nicht blos um seiner Jugenderinnerungen willen nach Heidelberg gekommen war, wissen, daß er selbst den geselligen Verhältnissen der Universitätsstadt eine Reihe guter Tage abgewonnen hatte und daß er nichts weniger als leichten Herzens von dem treuanhänglichen Moleschott und seiner Sophie schied. Aber niemand hätte ihm verargen dürfen, daß er mit den besten Hoffnungen der neuen Lebenslage und neuen Thätigkeit in Jena entgegenblickte. Trug er doch ein

Bewußtsein wachsender Kraft, ernsten Sinnes und Strebens in sich, und zog er nach Jena doch nicht mehr allein, wie er nach Heidelberg gekommen war, sondern hatte die junge Lebensgefährtin zur Seite, deren treue Neigung, deren glücklichen Lebensmuth und deren Verständniß für sein Wesen und sein Wollen er nun schon drei sonnige Jahre hindurch erprobt hatte. Am 17. März 1851 verließ der neue Professor Heidelberg, das er erst nach vielen Jahren und unter völlig veränderten Verhältnissen wiedersehen sollte.

7.

Literarische Anfänge.

Mit dem Scheiden von Heidelberg trat Hermann Hettner in jene Zeit der männlichen Reife ein, in welcher seinen literarischen Bestrebungen und Leistungen, die bis hierher die Theilnahme und Anerkennung nur kleinerer Kreise gefunden hatten, eine erhöhte Geltung, eine bedeutende Wirkung bei jenem größern Publikum zutheil wurde, das sich an Werken der Wissenschaft, welche nicht eigentlich Popularität erstreben, aber durch klare, freie und edle Form im besten Sinne populär sind, erquickt und erfreut. Zu groß sind bekanntlich in Deutschland auch diese größern Kreise nicht, aber es sollte Hettner gelingen, sie in ihrem ganzen Umfang für seine Anschauungen und Darstellungen zu interessiren. Von der Veröffentlichung der „Griechischen Reiseskizzen", und noch mehr vom ersten Bande der „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" an ward Hettner ein vielgelesener, im höchsten Sinne wirkungsreicher Schriftsteller; die Wünsche, welche er in frühester Jugend nach dieser Richtung hin gehegt, gingen überreich in Erfüllung. Hier ist es daher wohl am Platz, jener literarischen Anfänge eingehend zu gedenken, welche das größere Publikum der spätern Werke nicht fanden und nicht finden konnten, und in denen gleichwol, wie bei jedem guten Schriftsteller, ge-

wisse Keime vorhanden sind, welche jene theilnehmende hoffnungsfrohe Beachtung verdient hätten, die literarischen Anfängen so selten zutheil wird. Wenige Aufsätze ausgenommen, in denen sich der junge Aesthetiker und Kunsthistoriker ausschließlich an seine Fachgenossen wandte, hatte Hettner bei seinen literarischen Arbeiten von vornherein die Wirkung auf die Kreise der allgemeinen Bildung im Auge. Freilich faßte er den Begriff dieser allgemeinen Bildung anders als die Mehrzahl der Schriftsteller, welche sich an diese Bildung wandte und auf sie berief. Für den wissenschaftlich geschulten, ununterbrochen in Kreisen der Wissenschaft lebenden Hettner galten der sachliche Ernst, die Hingabe an alle Erscheinungen der Cultur, ein lebendiges Interesse an deren historischem Werden und eine gewisse Vielseitigkeit des Blicks bei seinen Lesern schlechthin als Vorbedingungen der eigenen Wirkung. Und so konnte er wol, bei ausgesprochener Abneigung gegen allen Pedantismus, alle Mikrologie, gegen die unphilosophische oder überhaupt geistlose Materialhäufung, gegen jede Art falscher Feierlichkeit, vielfach beschuldigt werden, er schreibe mehr wie ein Belletrist oder Journalist, denn wie ein Gelehrter, er konnte gelegentlich ungerecht gegen wissenschaftliche Bestrebungen und Richtungen werden, die ihm unsympathisch waren und zu weit vom Mittelpunkt geistiger Erkenntniß und Weltzusammenfassung hinwegzuführen schienen, aber er blieb vor jeder Verflachung und vor der arbeitsscheuen Schnellfertigkeit bewahrt, welche den Autor bedrohen, der einem großen Kreis die Resultate seines Forschens und seiner Kritik zugänglich machen will.

Das älteste Zeugniß von Hettner's literarischen Bestrebungen, der in Wigand's „Vierteljahrsschrift" (1844) erschienene Aufsatz „Zur Beurtheilung Ludwig Feuerbach's", bewährt, daß Hettner's Neigungen während der berliner und halleschen Universitätszeit sich vorzugsweise der Religionsphilosophie zugewandt hatten. Der Kampf, welcher bald nach Hegel's Tode

durch das Erscheinen von Strauß' „Leben Jesu" auf diesem Gebiet entbrannt war, hatte die Scheidung der Alt-Hegelianer und Jung-Hegelianer entscheidend gefördert. Durch die Kritik der „Halleschen Jahrbücher" beeinflußt, und andererseits von der Anschauung erfüllt, daß nur die Philosophie die berechtigte sei, welche sich als nothwendige Consequenz und Fortbildung des Hegel'schen Princips erweise, erscheint Hettner in diesem Aufsatz als der unbedingte Panegyriker Feuerbach's. Wenn das Absolute nur darin sein Wesen hat, und nur dadurch ist, daß es als Endlichkeit gesetzt wird, so ist nicht dieses Absolute oder Unendliche, sondern in Wahrheit jenes Endliche selbst das Wesentliche, Ursprüngliche, Bestimmende, schlechthin Erste. Natur und Menschheit sind das allein Wirkliche und Wahre. „Und da dieses Princip nichts ist als das einfache, wahr und ehrlich ausgesprochene Resultat der consequenten Analyse des Begriffs vom Absoluten, so werden wir nicht umhin können, die Feuerbach'sche Lehre als eine historische Nothwendigkeit, als die Wahrheit und Fortbildung nicht nur der Hegel'schen, sondern der neuern Philosophie überhaupt freudig anzuerkennen." Vom Standpunkt dieser Ueberzeugung aus konnte natürlich Konstantin Frantz, dessen Schrift „Ueber den Atheismus, mit besonderer Bezugnahme auf Ludwig Feuerbach", den äußern Anlaß zu dem Hettner'schen Essay bot, nicht anders als abfällig beurtheilt werden, und es fragte sich lediglich, ob die Anschauungen, die der jugendliche Autor hier so enthusiastisch bekannte, ihm von außen her angeflogen, ob sie ihm in Fleisch und Blut gegangen waren, und ob er den Drang in sich verspürte, die Kraft seines Geistes an ihre weitere Durchbildung und Verbreitung zu setzen. Wir wissen bereits, daß Hettner sich vom Gebiete der Philosophie im weitesten Sinne auf das engere Gebiet der Aesthetik zurückzog. Und hier verrieth die zweite Arbeit des jugendlich Ringenden, die gleichfalls in Wigand's „Vierteljahrsschrift" (1845) veröffentlichte Abhandlung „Gegen die speculative Aesthetik", daß Hettner's geistige

Entwickelung zwar keinen Bruch mit der philosophischen Bildung suchte, aber doch beinahe bis zu diesem Bruche kam. Die Hauptsätze der langen, sich noch mehr als billig in der überlieferten abstracten Schulsprache bewegenden Abhandlung laufen darauf hinaus, daß eine neue Theorie des Stils erforderlich sei, daß eine Formeneintheilung, die durch alle Künste gleichmäßig hindurchgehe, der Kunst „Gewalt anthue, und nichts sei und bleibe als logischer Schematismus“; daß die Betrachtung der einzelnen Künste sich daher um ein solches durchgehendes Eintheilungsprincip nicht zu kümmern habe, „selbst auf die Gefahr hin, daß sie als rohe Empirie verschrieen werde“. Da aber die Formen, die unmittelbar vorgezeichnet sind, durch den Begriff der Kunst und nach der Natur des Materials zwar das Erste und Letzte der Kunst, aber ihrer Natur nach äußerlich, abstract und unlebendig sind, Leben erst durch den Inhalt, der in ihnen schöpferisch wirkt, durch den lebendigen Hauch des Individuums bekommen, so ist dies ein tieferer Grund, warum nothwendig aus sich selbst heraus jede Kunsttheorie in die Geschichte hinüberführt. Die speculative Aesthetik muß daher in die Kunstgeschichte, in die Geschichte der Künste in ihrer ganzen Breite und äußerlichen Abhängigkeit von Religion und Nationalsitte münden. „Dadurch hört die Trennung einer philosophischen und empirischen Kunstwissenschaft auf. Auf der einen Seite steht nicht die Philosophie, auf der andern die Empirie, wie technische Theorie, historische positive Kunstgelehrsamkeit, die sich feindselig ausschließen, sondern beide sind wesentlich Eins, wie ihr Gegenstand nur Einer und ein und derselbe ist. Dies ist die einzig mögliche, aber durchweg nothwendige Lösung einer Antinomie, an der nicht allein die speculative Aesthetik, sondern die gesammte Philosophie leidet.“

Auf dem Boden dieser Anschauung bewegt sich Hettner auch in den beiden dem Jahre 1846 angehörigen Arbeiten, mit welchen er Schwegler's „Jahrbücher der Gegenwart“ bereicherte. Der

Aufsatz über „Die neapolitanische Malerschule", in scharfer historischer Kritik im Sinne Rumohr's, sucht die Wege auf, um Fabeln, Verwechselungen und historische Ungenauigkeiten, aus denen sich um diese Zeit die Geschichte der neapolitanischen Malerschule noch zusammensetzte, zu lichten. Der Ton der Kritik hierbei ist jugendlich und rücksichtslos, der positive Theil des Aufsatzes besteht nur in einer liebevollen und feinsinnigen Charakteristik des Antonio Solario, genannt lo Zingaro. Ueber das 15. Jahrhundert hinaus und nach Zingaro's Ableben ist nach Hettner's Meinung keine eigene neapolitanische Malerschule mehr entstanden, „doch ist keine Kunstbewegung Italiens in Neapel ohne Nachhall geblieben". So unzulänglich dieses Resultat gegenüber den neuern Forschungen und Darstellungen erscheinen mag, so ist in der in Rede stehenden kleinen Arbeit ein Ansatz zur sorgfältigsten, schärfsten Betrachtung von Kunstwerken und scharfsinnigen Combinationen vorhanden, welcher erst in den „Italienischen Studien" späterer Zeit entscheidend wiederkehren sollte. Der Aufsatz „Drangsale und Hoffnungen der modernen Plastik" erscheint im höchsten Maße charakteristisch für die geistige Gärung, in welche sich Hettner durch den Verkehr mit Adolf Stahr geworfen sah. Scharf, sicher und unbeirrbar in dem, was er selbst schaute und selbständig empfand, sprach er aus, daß die moderne Plastik allerdings seit Thorwaldsen wieder Stil habe, „wenn wir das Wort Stil ausschließlich auf das Sichfügen in die Forderungen des Materials beschränken". Allein Stil bedeute auch das in Formen verkörperte Empfindungsvermögen einer bestimmten Zeit. Und hierin müsse der modernen Plastik der Stil ganz und gar abgesprochen werden. „Auffassung und Behandlung ist in ihr nicht unsere eigenste und unmittelbarste Denk- und Gefühlsweise, die wir rückhaltslos verkörpern, sondern eine durch Reflexion erzeugte, durch vielfache Bildung künstlich erlernte, gewaltsam aufgedrungene." Die Plastik müsse unabweislich dem geschichtlichen Zuge

folgen, dürfe nicht länger in ihrer vornehm isolirten Stellung, ihrer kalt abweisenden Idealität, in der abstracten Reproduction einer vergangenen Weltanschauung verharren. Mit Bestimmtheit wahrt der Aesthetiker dabei der Plastik das Recht, sich im Sinne der Griechen auf die unmittelbare Natur, an jede Erscheinung körperlicher Schönheit und Kraft zurückzuwenden, in der zugleich ein ewiges, allgemein gültiges und ein individuell poetisches Moment enthalten sei. An den Gruppen Steinhäuser's „Hero und Leander" und „Der Jäger und die Pantherin" verdeutlicht der Autor, wohin er mit diesen einigermaßen unbestimmten Forderungen zielt. Bezüglich der Monumentalplastik wendet sich Hettner entrüstet gegen alles falsche Gräcisiren und fordert „die individuellere, detaillirtere, wenn man will im Verhältniß zu den Griechen mehr porträtartige naturalistische Darstellung". Der junge Aesthetiker kannte weder die Entwürfe zu Rauch's Friedrichs-Denkmal, noch wußte er, unter welchen Kämpfen eben damals Ernst Rietschel seinen Lessing schuf, aber seine Anschauung und Kritik traf mit der Empfindung der besten unter den productiven Künstlern zusammen. Und wenn man über die gelegentlichen Wiederklänge Stahr'scher Anschauung in dem Aufsatz, über die Nebeneinanderstellung George Sand's und Fanny Lewald's, die Ueberschätzung der theatralisch-rhetorischen Dramen Julius Mosen's ein Lächeln nicht unterdrücken kann, so zeugt doch die ganze Arbeit von dem tapfern Geiste, der Gedankenfülle und dem ehrlichen, warmherzigen Antheil, den Hettner an der Kunst der Gegenwart nahm.

Eine ähnliche Bedeutung hat die kleine Schrift „Der Landschaftsmaler Ernst Willers" (Oldenburg, 1846) in Anspruch zu nehmen, welche Hettner als Aufsatz für eine Zeitung gedacht hatte, und die Stahr dann als besondere Broschüre in Druck gab. Hettner stattete die Besprechung der Werke eines jungen vielversprechenden Künstlers mit den Betrachtungen aus, welche er seit Jahren

über die Landschaftsmalerei gehegt. Er trat auch in der Landschaftsmalerei für „die individuelle Bestimmtheit und scharfe Charakteristik" ein, die er als den specifischen Vorzug der neuern Landschaftsmalerei betrachtete. Der große historische Stil, wie ihn Rottmann in München eben wieder geschaffen, muß mit der lebensvollen Charakteristik der Naturformen erfüllt werden. Wahre Objectivität in der Landschaftsmalerei besteht darin, „daß der Künstler nicht mit den Naturformen nebeln und schwebeln dürfe, sondern mit innerster, unverletzlichster Nothwendigkeit an die bestimmt individuelle, charakteristisch lebendige Ausdrucksform einer realen Naturphysiognomie gebunden sei".

Die große Arbeit der italienischen Studienjahre Hettner's, welche, wie erwähnt, während des Jahres 1847 in Heidelberg vollendet wurde, und deren Vorwort vom 9. März 1848 datirt ist, war die „Vorschule zur bildenden Kunst der Alten" (Oldenburg, Verlag der Schulze'schen Buchhandlung, W. Berndt, 1848), die ursprünglich auf zwei Bände berechnet gewesen zu sein scheint, von denen der erste „Die Kunst der Griechen", der zweite „Die Kunst der Etrusker und Römer" behandeln sollte. Nur „Die Kunst der Griechen" ist erschienen. Das Werk fand trotz der frisch-jugendlichen Begeisterung, mit der Hettner seine eigenen Anschauungen und Eindrücke und seine literarischen Studien zu einer Einheit verschmolzen hatte, und trotzdem es namentlich in den philosophisch-historischen Einleitungen der einzelnen Abschnitte durch jenen lebendigen, klaren, einschmeichelnden Stil ausgezeichnet war, der späterhin Hettner volle Gunst gewann, keinen besondern Anklang. Begreiflich genug, da Hettner „durchgängig nicht blos die Fachgelehrten, sondern auch die weitern Kreise der gebildeten Lesewelt vor Augen gehabt hatte", so stand er mit seinem Buche auf einem höchst bestrittenen Boden. Die Fachgenossen nahmen an der Vortragsweise ohne gelehrten Apparat, bei der sich nicht Blatt für Blatt unterscheiden ließ, wo der Autor die Resultate eigener Anschauung und eingehender

Beschäftigung mit den Dingen gab, wo er nothgedrungen compilatorisch verfuhr, entschiedenen Anstoß, bei einzelnen genügte die Widmung an Adolf Stahr, um dem Buche von vornherein jedes Verdienst abzusprechen. Das weitere gebildete Publikum, von welchem der junge Aesthetiker träumte, war nicht vorhanden. „Die freudige Zukunft, in der man wieder einsehen wird, daß eine harmonische, echt menschliche Erziehung, ohne eine reine Geschmacksbildung schlechterdings undenkbar ist", lag wenigstens im Jahre 1848 noch in unsehbarer Ferne. Der Sinn für bildende Kunst, und vollends für Kunst des Alterthums, war im wesentlichen doch nur auf die Kreise beschränkt, denen die „Vorschule zur bildenden Kunst der Alten" Anstoß gab. Daß übrigens der tüchtige geistvolle Kern, die vielversprechende Frische des Buches nicht überall verkannt wurden, erwies ein Brief Welcker's an Hettner. In diesem, Bonn, 4. Januar 1850 datirten Schreiben sprach der berühmte Philolog dem jungen heidelberger Aesthetiker seinen Dank für die Uebersendung der „Vorschule" aus, nannte sie eine schöne Frucht von Hettner's Reisen und Studien und meinte, daß die im ganzen wohlgemeinten Besprechungen von A. Schöll und K. F. Hermann den Verfasser sicher nicht von der Fortsetzung zurückschrecken dürften. Hätte den gedachten Besprechungen, deren Tenor unfreundlich genug war, eine entscheidende Theilnahme auch nur Eines Kreises gegenübergestanden, und wäre das Buch nicht in der stürmischen Zeit der Jahre 1848 und 1849 so gut wie unverkäuflich geblieben, so würde sich Hettner schwerlich durch noch so gegründete und ungegründete Ausstellungen zur Aufgabe der Arbeit haben bestimmen lassen. So wirkte eben vieles zusammen, um Hettner zu veranlassen, den Rest seiner Vorarbeiten, fleißige und eingehende Studien über die römische Kunst, namentlich über die Hadrianische Epoche, beiseitezulegen.

Die nächste größere Arbeit Hettner's: „Die romantische Schule in ihrem innern Zusammenhange mit Goethe und Schiller"

(Braunschweig, Vieweg und Sohn 1850), war sein erster bedeutender Schritt auf das Gebiet der Literaturgeschichte. Wer des Ausgangs Hettner's von der speculativen Aesthetik zu concreten historischen Forschungen und Darstellungen sich erinnert, wird unmöglich von einem willkürlichen Uebergange von einem Wissenschaftsgebiete zum andern sprechen können. Die Idee einer „in sich einigen, selbständigen, nur auf sich gestellten Kunstwissenschaft" erfüllte ihn durchaus, und in ihrem Sinne war die Verbindung zwischen der Geschichte der bildenden Künste und jener der Poesie gar nicht abzuweisen, in ihrem Sinne beklagte er, daß ihm die Natur das Verständniß für die Musik versagt habe, und gestand sich schon im Jahre 1844 in seinen wiener Reisetagebuchsblättern bei Gelegenheit der Aufführung des „Don Juan": „So sehr ich auch von solcher Musik ergriffen und erhoben bin, so bin ich doch leider nicht im Stande, ein Tonwerk zu analysiren." Gegenüber der Dichtung aber fühlte er sichern Boden unter den Füßen, sie redete die Sprache, mit der er völlig vertraut war, sie galt ihm zwar nicht im Sinne der Alt-Hegel'schen Aesthetik „als die absolute Kunst, der alle Wirkungen zu Gebote stehen, welche den andern Künsten eigen sind, sodaß sie der innern Vorstellung Gebäude, Bildwerke, Gemälde, dem innern Gehör Töne vorführen könne, und also eine geistige Totalität aller Künste sei", aber er empfand, daß das „Material der Poesie" der Sprache eine höchste Freiheit und Beweglichkeit, eine Mannichfaltigkeit der Darstellungen und Wirkungen gestatte, welche die Wirkungen aller andern Künste übertreffe. Die romantische Schule interessirte ihn eben, weil sie den kühnsten Anlauf genommen, eine Universalpoesie zu sein, welcher die Wirkung einer einzelnen Kunstform, ja jeder einzelnen Kunst als zu eng und dürftig galt. „Sie will alle Wirkungen der Poesie, die epischen, lyrischen und dramatischen, zu gleicher Zeit erreichen, und dadurch die volle Höhe der eingebildeten Urpoesie wiederherstellen. Die Vermischung der einzelnen Kunstarten, das

heißt die verschwimmende Formlosigkeit, wird Grundsatz und Doctrin, und tritt mit dem Anspruche auf, die höchste Vollendung der Poesie, ja das allein und specifisch Poetische zu sein." Lebhaft empfand Hettner, daß die Erklärung der Romantik aus dem politischen Gesichtspunkt völlig unzulänglich sei, und daß die Romantik als eine Fortsetzung und Fortbildung des Sturmes und Dranges existirt habe, ehe von Rückschrittsbewegungen in Staat und Kirche ernstlich die Rede habe sein können. In dem Sinne, daß die Romantik eine noch entschiedenere Weltflucht, ein noch schärferer Bruch mit einer schlechten prosaisch-nüchternen Wirklichkeit gewesen sei, als der Sturm und Drang, vermochte Hettner geistvoll den Nachweis zu führen, daß die romantische Schule in einem viel engern und innerlichern Zusammenhange mit Goethe und Schiller stehe, als jene Kritik einräumte, die nur den Gegensatz zwischen ihr und den Classikern der deutschen Literatur erfaßt hatte. Man wird Vischer nicht unrecht geben, der in einem Briefe an Hettner (Tübingen, den 20. Februar 1850) den Abschnitt über Goethe's und Schiller's antikisirende Poesie, namentlich über das Schicksal in Schiller's Tragödien als „die bedeutendste Partie" der frischen lebendigen Arbeit bezeichnete, „welche den Charakter der innern Lust und Energie trägt". Nicht ohne Kühnheit, aber doch voll Pietät und mit feinem Anempfindungsvermögen für die eigentliche Intention des poetischen Künstlers tritt Hettner den Nachweis an, daß jene Subjectivität, welche in der Romantik herrschend geworden, Goethe wie Schiller, namentlich aber dem Letztern, keineswegs so fremd sei, als eine rein panegyrische Charakteristik zugeben will. „Das Geheimniß der neuen romantischen Poesie aber ist der Subjectivismus. Nur der Einzelne, das Subject hat recht; die ihm gegenüberstehende Welt, das Object, ist ihm schlechthin unterthan und sein willfähriges Spielwerk. So erklärt sich sehr leicht diese poetische Richtung. Sie ist keine vereinzelte Erscheinung; die ganze Zeit ist so subjectiv und excentrisch. Und zwar einzig

deshalb, weil die eben vorangegangene so entsetzlich platt und nüchtern gewesen. Der Kampf des Subjectivismus gegen die vernünftige objective Weltordnung ist der Kampf und die Noth der ganzen Zeit."

Getrost hätte Hettner noch einen Schritt weiter gehen und in dem Subjectivismus der Romantiker nicht blos denjenigen einer Zeit erblicken dürfen, welche mit ihrer nüchternen platten Prosa die Phantasie geächtet hatte, sondern jenen Subjectivismus, der ein Erbtheil der deutschen Natur ist. Die doppelten Wurzeln der Romantik, aus denen so grundverschiedene Erscheinungen aufsproßten, wie Friedrich Schlegel oder Uhland und Eichendorff, waren die uralte Naturliebe und träumerische Waldseligkeit des germanischen Gemüths, und die überreizte Reflexion einer gärenden modernen Bildung, welche die Phantasie als das allein Wesenhafte und Lebendige betrachtete, dabei aber keine Frische der Phantasie besaß. Hettner hat bei seiner Auffassung vorzugsweise nur die letztere Wurzel im Auge. Und die romantische Schule ist ihm, obschon er (S. 178) ausdrücklich hervorhebt, daß sie „wesentliche, bleibende, befruchtende Elemente in sich hatte", doch vor allem „die Doctrin und Praxis der subjectiv auf sich gestellten, gegenstandslosen, phantastischen Phantasie". — „Die Phantasie reißt sich eigenmächtig los von dem natürlichen und vernünftigen Gleichgewichte aller Seelenkräfte, erklärt sich zum alleinigen Souverän, und fertigt alles hochmüthig und verächtlich ab, was sich ihr beschränkend in den Weg stellen will." Doch hatte die Vorrede es ausdrücklich betont, daß „die romantische Schule viel tiefer in unsern deutschen Zuständen und Eigenthümlichkeiten wurzle, als sich die meisten eingestehen", und ein feines Gefühl für die Lyrik in der romantischen Dichtung geht durch die Blätter der kritischen Schrift hindurch. „Eben wegen ihres rein musikalischen Grundtons schlägt diese Poesie Saiten in unserm Innern an, so tief und ergreifend, so lieblich scherzend oder rührend, wie dies einer

mehr plastischen Dichtung nimmer gelingen kann. Frühlingszauber und Blumenfrische, und alle süßen Wunder der Schönheit tauchen auf in der wonnetrunkenen Seele, und wecken jauchzend längst verschwundene Kinderträume." Aber um zur vollen Würdigung der romantischen Lyrik zu gelangen, hält sich der Aesthetiker viel zu einseitig an die Tieck'sche stammelnde Lyrik, überhaupt an den Schlegel-Tieck'schen „Musenalmanach für das Jahr 1802". So erscheint es als unvermeidliche Consequenz seiner Auffassung, daß er erklärt: „Die einzige wahrhaft naturgemäße Dichtungsart für die Romantik ist daher das Märchen. Hier ist ihre springende phantastische Anschauungsweise ganz am Platze. Man erfaßt das Wesen des Märchens ganz falsch, wenn man es als eine einzelne poetische Form hinstellt. Es ist der realistischen Poesie gegenüber die rein phantastische; im Gegensatz zur Poesie der Wirklichkeit die Poesie des Wunders. Das Märchen ist durch und durch Phantasie. Es macht die Phantasie zum Schöpfer und Lenker der Dinge, es hebt den natürlichen Weltlauf auf, es erblickt im Gewöhnlichen und Nächsten ein Wunder, und umgekehrt im Fremdesten und Uebernatürlichsten ein Gewöhnliches. Hier ist also der Witz der Erfindung durch nichts beengt und gebunden, ein jedes Capriccio ist erlaubt, ja die vollständige Willkür und Gesetzlosigkeit der Form wird sogar durch das Traumhafte und Wunderbare des Stoffes selbst gefordert. Was in andern Dichtarten beleidigt, ist hier oft gerade der eigenste Reiz und die höchste Schönheit. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß in der ganzen neuern Literatur die Form des Märchens nie wieder so oft und nie wieder so frisch und sinnig behandelt worden ist als von diesen romantischen Dichtern. Wer die Romantiker von ihrer liebenswürdigsten Seite kennen lernen will, und noch Kindlichkeit der Phantasie genug hat, sich in diese traumhafte Wunderwelt einleben zu können, der halte sich an ihre epischen und dramatischen Märchen."

Es ist leicht ersichtlich, daß in diesen Deductionen sich die alte Lust am Schematisiren und Generalisiren regte, und daß der Sinn unsers jungen Aesthetikers noch immer mehr nach allgemeinen, aus der Fülle der Erscheinungen rasch gewonnenen Resultaten, als nach Hingabe an die Einzelerscheinungen stand. Gleichwol waren die zahlreichen, und zum Theil hochanerkennenden Kritiken (u. a. in den „Blättern für literarische Unterhaltung", 1850, Nr. 89; in Kolatschek's „Deutscher Monatsschrift", October 1850; in den „Grenzboten" 1850, Nr. 4; in der „Allgemeinen Zeitung" 1849, Nr. 365; im londoner „Athenäum" 1851, Nr. 1547) im besten Recht, wenn sie zunächst betonten, welche frische Kraft und welche glänzende kritische Fähigkeit sich in der kleinen Schrift kundgaben.

Auch Hettner's erst in Jena abgeschlossenes Büchlein „Das moderne Drama. Aesthetische Untersuchungen" (Braunschweig, Vieweg und Sohn 1852), gehört seiner Absicht und seiner Ausführung nach durchaus zu Hettner's literarischen Anfängen. Der persönliche Verkehr mit einer ganzen Reihe von jüngern Dramatikern, die ihn in ihre Pläne, Nöthe und Erwartungen hereingezogen, knüpfte sich an die ästhetischen Gespräche mit Hebbel in Neapel fast unmittelbar an, und so entstand der Vorsatz, die Resultate dieser Gespräche und dieses Verkehrs literarisch festzuhalten. In dem „Jena, den 21. August 1851" datirten Vorwort bemerkt Hettner, daß er die nachfolgenden Blätter am liebsten in den Händen junger Dramatiker wüßte. „Angeregt durch einige neuere dramatische Versuche, die uns in den letzten Jahren vielleicht mit allzu vorschnellem Stolze wieder von den Anfängen einer neuen dramatischen Poesie sprechen lassen, suchte ich mir die Aufgaben klar zu machen, die dem Drama in der Gegenwart hauptsächlich gestellt sind. Wir haben die großen Muster Goethe's und Schiller's nicht einmal annähernd erreicht. Und doch können wir nicht mehr nach ihnen zurück; alles drängt rüstig vorwärts nach einem unbekannten, nur dunkel geahnten Neuen. Ich

meine, in solchen schwankenden Uebergängen kann auch die Theorie fördernd eingreifen. Indem sie einige Ansichten widerlegt und dunkle aufhellt, ebnet sie dem Dichter die Wege und gibt ihm jene feste Sicherheit, ohne die nun einmal ein gedeihliches Schaffen nicht möglich ist. Dies ist es, was man productive Kritik nennt. Ich bin emsig bemüht gewesen, diesem hohen Ziele nach Kräften nachzustreben." In drei Hauptgruppen: „Die historische Tragödie", „Das bürgerliche Drama" und „Die Komödie", enthält die Schrift neun Abhandlungen: über „Das historische Drama und die Gegenwart", „Shakespeare und die historische Tragödie", „Das Wesen der historischen Tragödie", „Das Wesen des bürgerlichen Dramas", „Das bürgerliche Trauerspiel", „Die Oekonomie der tragischen Kunst", „Das Wesen der Komödie", „Die Komödie der Gegenwart", „Die musikalische Komödie und das musikalische Drama überhaupt". Hettner legt darin eine Reihe von geistvollen Bemerkungen und feinen Beobachtungen über gewisse Mängel der dramatischen Bestrebungen der Gegenwart nieder, feinsinnige Erörterungen, namentlich in Anknüpfung an die Shakespeare'schen Dichtungen. Für die innere Entwickelung des Aesthetikers war es von Wichtigkeit, daß er sich vom Begriff eines historischen Dramas im Sinne der „Halleschen Jahrbücher", bei dem die poetischen Forderungen über Bord geworfen wurden und nur die tendenziösen übrigblieben, vollständig losgelöst hatte. „Im ganzen genommen ist diese Unterscheidung (zwischen der psychologischen Charaktertragödie und der geschichtlichen Principientragödie) nur von geringer Erheblichkeit. Der Unterschied zwischen Charakter- und Principientragödie ist nur ein glücklicher Griff des Stoffs, eine Steigerung des innern Gehalts; auf die formellen Gesetze und Bedingungen der künstlerischen Gestaltung als solcher hat er nicht den mindesten Einfluß. Ist also das historische Drama ein wirkliches Kunstwerk, so ist es eben eine rein psychologische Charaktertragödie mit allen Gesetzen und Bedingungen dieser

Kunstart. Nimmt dagegen das historische Drama für sich eigensinnig ganz besondere Eigenthümlichkeiten in Anspruch, so geräth es immer und überall in Verirrungen, die um so verderblicher werden, je eitler sie sich das Ansehen unantastbarer Naturgesetze zu geben streben." In ähnlicher Weise wahrt Hettner durch das ganze kleine Buch hindurch das gute Recht der Poesie. Mit den doctrinären Schulmeistern, welche das Drama zu einem Lehrbuch der Geschichte degradiren wollen, und, statt nach der poetischen Wahrheit, nach der historischen Treue fragen, mit den Pedanten, welche das bürgerliche Schauspiel verwerfen, weil es angeblich der Idealität bar sei, und mit den Philologenpoeten, welche die Aristophanische Komödie schlechthin nachahmen, hat der Verfasser von „Das moderne Drama" nichts gemeinsam, er vertritt eine gesündere, der Poesie unendlich näher stehende Anschauung. Gleichwol möchte der mit dem ganzen Entwickelungsgange des modernen Dramas Vertraute nicht überall Hettner's Einzelurtheilen zustimmen. Ein so einschneidender und wahrer Satz wie der S. 82 stehende: „In den Kämpfen unserer innern Charakterentwickelung, in den Geheimnissen des in seinen innersten Grundlagen tief erschütterten Familienlebens, in dem vulkanisch unterhöhlten Boden unserer socialen Zustände liegen jetzt gerade die tiefsten Conflicte. Wo tiefe sittliche Kämpfe sind, da ist auch das große gigantische Schicksal, und wo ein großes, d. h. ein innerlich nothwendiges Schicksal ist, da ist auch reine Tragik", würde ein weit liebevolleres Eingehen in alle lebensvollen und lebensfähigen Bestrebungen der neuern Literatur bedingt haben, als sie das kleine Werk aufweist. Der feinfühlige Aesthetiker ward doch von den Mustern, von der literarischen Ueberlieferung stärker beherrscht als von der Mitempfindung für das Leben, aus dessen Zwang und Einfluß alle neue Dichtung, die schließlich diesen Namen verdient, erst erwächst. Und charakteristisch genug wird in Hettner's Schrift „Das moderne Drama" die Degeneration

der deutschen Bühnenverhältnisse nicht in Anschlag gebracht, der Aesthetiker hat die bewußte und unbewußte Wechselwirkung zwischen der Bühne und der dramatischen Production nicht scharf genug ins Auge gefaßt.

Wenige akademische Aesthetiker standen trotz alledem der neuern Dichtung und ihrem Ringen so antheilnehmend und vorurtheilslos gegenüber als gerade Hermann Hettner. In der heidelberger Periode gelang es ihm, durch die intimen Beziehungen zu Berthold Auerbach und namentlich zu Gottfried Keller, die letzten Nachwirkungen der Gärungsperiode der vierziger Jahre und der jung-deutschen Theorien in sich zu überwinden, gleichzeitig befreite er sich von gewissen persönlichen Einwirkungen, welche gelegentlich die unbefangene Würdigung der zeitgenössischen Leistungen gehindert hatten. Ernst und künstlerische Weihe, die er bei so zahllosen poetischen Arbeiten der Gegenwart vermißte, sprachen ihn da, wo er ihnen begegnete, um so tiefer an. Mit wahrem innern Jubel begrüßte er, trotz mancher in die Augen springenden Compositionsmängel, Gottfried Keller's Roman „Der grüne Heinrich". Aus Heidelberg schrieb er am 25. Februar 1854 dem Verfasser: „Es ist mir innig wohlthuend gewesen, in dieser geräuschvollen Zeit wieder einmal ein stilles liebes Romanleben mit durchleben zu dürfen. Ihre schöne treue Dichtung hat mich tief in innerster Seele getroffen." In ähnlicher warmempfänglicher Weise stand er anderen „Productionen" gegenüber; die Schöpfungen Auerbach's, die scharf realistischen aber formvollen Romane von Fanny Lewald, Otto Müller's „Charlotte Ackermann" erfreuten ihn nicht nur, er trat auch öffentlich für das, was ihn erfreute, ein, und seine bezüglichen Kritiken dürfen als Muster lebendiger lichtvoller Darlegung der Vorzüge neuerer Dichtungen gelten, so wenig Werth der junge Docent auf diese gelegentlichen Nebenarbeiten auch legen mochte.

8.

Der Eintritt in Jena.

Die Uebersiedelung Hettner's von Heidelberg nach Jena im Frühjahr 1851 fand nicht ohne eine momentane Trennung von seiner Familie statt. Er reiste mit Weib und Kind zuerst nach der Heimat seiner Frau, nach Koburg, und eilte dann allein nach Jena, um Quartier zu machen, was nicht so leicht von statten ging, als er gewähnt hatte. Die altberühmte kleine Universitätsstadt, damals von allem Weltverkehr noch in besonderer Weise abgelegen, mit dem größten Theil ihrer Häuser, ja, nach Heinrich Rückert's Ausdruck, „mit allen Oefen, Fenstern und Thüren aus der Mitte des 16. Jahrhunderts stammend, wo die Universität gestiftet ward", setzte dem Verlangen nach einer behaglichen und in bescheidenen Grenzen eleganten Wohnung einen unbesiegbaren Widerstand entgegen. Hettner's Briefe an seine Frau in Koburg, die er aus der Wohnung seines als Docent in Jena habilitirten Schwagers, Ernst von Stockmar, schrieb, klangen immer kleinlauter, und er mußte eingestehen, daß sich in Bezug auf Wohnung die heidelberger Verhältnisse nicht wiedergewinnen ließen. Die Einrichtung in dem endlich ermietheten Quartier mußte er zum Theil fremden Händen übergeben, denn für ihn selbst war eine Reise nach Schlesien in Familienangelegenheiten ganz unerläß-

lich geworden. Am 2. April, an dem frischer Schnee auf den Höhen des Riesengebirges lag, sah er Hirschberg wieder, und berichtete am 3. April an Marie, daß er seinen Vater wohl und in verhältnißmäßiger Behaglichkeit gefunden habe. Aber verstimmende Geschäfte, die durch den Tod seines Bruders Gustav, des Rittergutsbesitzers auf Leysersdorf, nothwendig geworden waren, ließen ihn nicht zur Freude an der Heimat kommen. Das Misgefühl der ersten längern Trennung von den Seinigen beherrschte ihn: „Ich eile und dränge zur Rückkehr, soweit dies nur mit den hiesigen Dingen irgend verträglich ist. Dann komme ich über Jena nach Koburg." Immerhin vergingen noch Wochen, ehe er diesen Vorsatz auszuführen vermochte. Ein paar sonnige glückliche Tage in Koburg aber entschädigten ihn vollauf für die eben verlebte unerquickliche Zeit, und vor Ende April geleitete er seine kleine Familie in die neue Heimat.

Am 1. Mai 1851 schrieb Hettner dann den ersten Brief aus Jena an seinen Herzensfreund Moleschott, berichtete, daß der Umzug und Einzug in die eigene Wohnung glücklich vollbracht sei, und setzte nicht ohne schmerzliche Erinnerung an die heidelberger Herrlichkeit hinzu: „Was unsere Wohnung (am Markt, im Hause des Raths Dr. Gohren) betrifft, so müssen wir leidlich zufrieden sein. Wir wohnen zwar mitten in der Stadt, aber auf einem freien Platz, und haben aus allen Zimmern die Aussicht auf Berge. Namentlich hat meine Arbeitsstube eine sehr schöne Lage. Wir haben sehr vielen Platz, aber wir erkaufen uns diesen mit der Unbequemlichkeit, zwei verschiedene Stockwerke zu bewohnen." Wichtiger als dieser kleine Uebelstand war es, daß der neue Professor sich mit seiner Lage im übrigen sehr zufrieden erklärte. „Was ich bisjetzt von Jena kenne, entzückt mich und läßt mich für die nächste Zukunft die schönsten Hoffnungen fassen. Die Gegend ist herrlich. Das Leben unter den Professoren ist nach allem, was ich davon gesehen und gehört habe, sehr collegialisch, namentlich ist keine Spur von

neidischem Coteriewesen. Ich trabe jetzt von Haus zu Haus, um meine Antrittsvisiten zu machen; ich bin dabei überrascht von der Gemüthlichkeit und Urbanität, mit der mich diese Leute empfangen, und besonders auch von der Feinheit und Gewandtheit des Umgangs, die hier den meisten eigen ist." Beinahe noch schwerer fiel die günstige Aufnahme des neuen Universitätslehrers bei den Studenten ins Gewicht. Bei der Thatsache, daß in Jena immer ein Drittel oder mehr der angekündigten Vorlesungen nicht zu Stande kam, und daß er der Mehrzahl der Studirenden völlig unbekannt war, sah Hettner dem Anfang seiner eigenen Vorträge „nicht ohne Herzklopfen" entgegen. Aber bereits am 13. Mai konnte er an Moleschott melden, daß er in seinem Colleg „Ueber Shakespeare" 34 eingeschriebene Zuhörer neben einem Dutzend ab- und zulaufenden Hospitanten habe, während sich zu der „Aesthetik" doch 15 Hörer verpflichtet hatten. Bei der damals nicht ganz 400 erreichenden Zahl der Studirenden in Jena war dies immerhin ein guter Erfolg, noch höher durfte es der Docent anschlagen, daß es ihm gelang, seine Hörer von vornherein derart zu fesseln, daß sie ihm fast ausnahmslos treu blieben. Das Leben in Jena ließ sich sonach heiter und vielversprechend an. Mit dem Mathematiker Snell, dem Historiker und Germanisten Heinrich Rückert, mit dem Zoologen Oskar Schmidt, mit dem Theologen Adolf Hilgenfeld und einer Reihe von jüngern Docenten trat Hettner alsbald in den freundschaftlichsten und regsten Verkehr, er lebte sich mit der ihm eigenen Vielseitigkeit und raschen Antheilnahme in die verschiedenen wissenschaftlichen Interessen seiner Freunde ein, und lernte dabei immer für sich selbst. Auch Alt-Jena kam ihm freundlich entgegen, namentlich der ausgezeichnete Göttling fand großes Wohlgefallen an dem jungen Aesthetiker und sprach seine Freude über das rege geistige Leben und den offenen ungetrübten Blick Hettner's so unumwunden gegen den Erbgroßherzog Karl

Alexander (den gegenwärtigen Großherzog von Sachsen) aus, daß Hettner auch nach dieser Seite hin bestens empfohlen war.

Zu „Weimar-Jena, der großen Stadt," gehörte natürlich auch ihre andere Hälfte, die kleine Residenz an der Ilm, die in den ersten funfziger Jahren nicht mehr allein von ihren großen Erinnerungen zehrte. Durch die Niederlassung Liszt's in Weimar und die Bedeutung, welche er den musikalischen Bestrebungen und Zuständen in der classischen Stadt gab, durch Zusammentreffen mannichfach günstiger Umstände war ein „Neu-Weimar" entstanden, welches Reiz und Anziehungskraft auch für das gelehrte Jena besaß. Das weimarische Hoftheater, welches damals unter der Intendanz des geistvollen und feingebildeten Karl von Beaulieu-Marconnay und unter der musikalischen Leitung Liszt's stand, veranlaßte häufige Ausflüge nach Weimar. Aber Hettner trat bald auch den bedeutendsten weimarischen Lebenskreisen persönlich näher. In einem Briefe vom 13. Mai 1851 erzählte er Moleschott: „Sonnabend und Sonntag war ich in Weimar, um Stahr und Fräulein Lewald zu besuchen, die sich dort den ganzen Sommer aufzuhalten gedenken. Was mich aber besonders gefreut hat, das ist, daß ich durch Stahr's Vermittelung Liszt sehr genau kennen und lieben gelernt habe. Liszt ist ein außerordentlich bedeutender Mensch, eine tiefe, liebenswürdige Künstlernatur, mit dem man gleich in den ersten Minuten sehr genau bekannt und vertraut ist und aus dessen Gesprächen man fortwährend Anregung und Belehrung erhält. Durch Liszt sodann bin ich mit der ganzen weimarer Kunstwelt in Berührung gekommen, und diese Berührung ward auf Liszt's Zimmer mit einer großen Champagnerfête besiegelt. Kurz, ich habe hier gefunden, was ich so schwer vermißt habe, ich habe wieder Menschen, habe Künstler, ich bin glücklich."

Unter den Künstlern Weimars interessirten Hettner natürlich die bildenden Künstler ebenso sehr und noch mehr als die um Liszt vereinten Musiker. Der geniale Friedrich Preller der

Aeltere, damals noch nicht allgemein anerkannt und bewundert, aber ohne Frage schon ein Meister ersten Ranges, sein Schüler Karl Hummel, welcher zur Zeit von Hettner's eigenem Aufenthalt in Italien und namentlich in Sicilien gewesen war, und eben den reichen Inhalt seiner Studienmappen zu großen, hier und da ein wenig vedutenmäßigen Ideallandschaften zu verarbeiten anfing, und einige jüngere Talente bildeten neben den ältern, noch aus Goethe's Tagen übergebliebenen Kräften auch ein malendes „Neu-Weimar" von wirklicher Bedeutung. Hettner nahm um so lebendigern Antheil an der Production, die ihm hier entgegentrat, als er in Heidelberg jenen Verkehr mit Künstlern und jene unmittelbare Anregung durch eben entstehende Werke vermißt hatte, die ihm in Rom in so reichem Maße zutheil geworden waren. Mit Weimar ward daher ein reger Verkehr angeknüpft, welcher während der Jahre, die Hettner in Jena verweilte, fortwährend aufrecht erhalten blieb. Die Hauptsache war doch, daß die häuslich geselligen Verhältnisse in Jena sich so angenehm entwickelten, als sie im Anfang versprochen hatten. Die fortwährenden Veränderungen an einer deutschen Universität machten sich freilich auch geltend, schon im Frühling 1852 verließ Heinrich Rückert, einer Berufung nach Breslau folgend, Jena, und mit ihm schied derjenige unter den jüngern Collegen, welcher Hettner den tiefsten Respect und den unbedingtesten Glauben an seine Zuverlässigkeit eingeflößt hatte. Minder schmerzlich wurde der Tod O. L. B. Wolff's, des nächsten Fachgenossen, im September 1851 empfunden; Hettner's ganze Anschauung von den Aufgaben der Literaturgeschichte und der Aesthetik war der leichtfertigen Polyhistorie, in der sich der einst berühmte Improvisator zuletzt gefallen oder gehen gelassen hatte, allzu entgegengesetzt.

Im Herbst war Hettner's Buch „Das moderne Drama" erschienen. Die Aufnahme, die dasselbe fand, mußte bei der Natur des Stoffs und der Besonderheit gewisser Anschauungen des

jungen Aesthetikers eine sehr verschiedene sein, der Ernst des Grundgedankens und die Frische des Ausdrucks wurden indeß allseitig anerkannt. Der Widerspruch gegen gewisse Sätze und Forderungen, die Hettner ausgesprochen hatte, konnte um so mehr ein stiller bleiben, als er sich hauptsächlich in den Kreisen der Schaffenden regte. Die Pfade, welche die deutsche dramatische Dichtung gerade in jener Zeit einzuschlagen begann, führten von dem breiten Wege, den Hettner in seiner Schrift zu zeigen suchte, weit ab. Des Gegensatzes zwischen seinen Anschauungen und dem Wollen der Poeten aber ward sich der Verfasser um so weniger bewußt, als er unmittelbar nach Vollendung des kleinen Buches von einem großen Reiseplan erregt und in Anspruch genommen ward, in späterer Zeit aber durch den Beginn der Arbeit an seinem großen Werke über das 18. Jahrhundert sich den poetischen Bestrebungen der Gegenwart zuerst unmerklich, in späterer Zeit sogar mehr, als billig und für die Frische des eigenen Urtheils gut war, entfremdete.

9.

Reise nach Griechenland.

In dem ersten Winter (von 1851 zu 1852), den Hettner mit den Seinigen in Jena verlebte, trat der Gedanke einer Studienreise nach Griechenland, mit welchem er sich in Italien wiederholt beschäftigt und den er schließlich mancherlei Rücksichten geopfert hatte, erneut an ihn heran. Der hervorragendste der jenenser Philologen, Karl Wilhelm Göttling, beabsichtigte im Interesse gewisser Studien im Frühjahr 1852 zum vierten male nach Griechenland zu gehen, ein Reisegefährte war in dem damaligen Oberbibliothekar in Weimar, Ludwig Preller, dem Verfasser der vorzüglichen „Griechischen Mythologie" und „Römischen Mythologie", bereits gewonnen, jetzt lud Göttling auch seinen jugendlichen Collegen ein, sich der Fahrt zum Ilissos und in den Peloponnes anzuschließen. Hettner vermochte sich nicht augenblicklich zu entscheiden, die längere Trennung von Frau Marie und den Kindern, welche in diesem Falle nothwendig wurde, fiel ihm schwer, und einem raschen Entschluß stellten sich beinahe ebenso viele Bedenken entgegen, als gute Gründe für einen solchen sprachen. Die kaum eröffnete neue Docententhätigkeit brauchte freilich keine lange Unterbrechung zu erfahren, die Zeit vom frühen Schluß eines Wintersemesters bis zum späten

Beginn eines Sommersemesters erschien nach des erfahrenen Göttling Urtheil ausreichend für die Reise. Dagegen mußte sich Hettner fragen, ob gerade ihm diese Reise Früchte tragen könne. Er hatte auch in Jena wieder die Erfahrung machen müssen, daß für die allgemein ästhetischen und daneben für die literaturgeschichtlichen Vorträge ein weit regeres Interesse vorhanden sei als für die kunstgeschichtlichen. Er durfte in seinen nächsten Umgebungen auf keinerlei Theilnahme für diese letztere Richtung seiner Studien und diese Seite seiner Thätigkeit rechnen und hatte schon erwogen, ob es nicht im Interesse der immer mehr begehrten und allseitig empfohlenen Concentration Pflicht werde, sich auf die Literaturgeschichte, die ihn doch je länger um so mächtiger anzog, zu beschränken. Eine griechische Reise aber mußte nothwendig alle Erinnerungen aus den römischen Jahren erwecken und neue mächtige und verwandte Eindrücke hinzufügen, mußte ihn in den Kreis zurückführen, in dem er sich in seiner „Vorschule zur bildenden Kunst der Alten" bewegt hatte. Und es mußte ihm sehr zweifelhaft erscheinen, ob ihm die Zukunft eine erwünschte Benutzung dessen gönnen werde, was er in Griechenland zu gewinnen hoffen konnte. Auf der andern Seite stimmte die an ihn ergangene Lockung zu sehr mit Hettner's geheimsten Wünschen überein, als daß er ernstlich hätte widerstehen können. Mit seinem ganzen Herzen hing er fester an den bildenden Künsten, als er zu Zeiten selbst wußte. Die Concentration auf die Literaturgeschichte allein würde für ihn eine schmerzliche Resignation, würde den Verzicht auf einen Theil seiner Entwickelung, auf reiche Arbeitspläne, würde selbst denjenigen auf manche äußere Zukunftsaussicht bedeutet haben. Es war immer ein Lieblingstraum des jungen Kunstgelehrten gewesen, dereinst an der Spitze größerer Kunstsammlungen zu stehen, und er erkannte wohl, daß dieser Traum nur zu verwirklichen sei, wenn er trotz aller Ungunst der augenblicklichen Verhältnisse auch an seiner kunsthistorischen Thätigkeit festhalte.

Auch war ihm gerade in jüngster Zeit eine Reihe von kunsthistorischen und ästhetischen Fragen wieder nahegerückt worden. Anselm Feuerbach, der Archäolog, Verfasser des Buches „Der vaticanische Apollo", zuletzt Professor an der Universität Freiburg, war am 8. September 1851 nach langem Siechthum aus dem Leben geschieden. Hettner hatte es im Interesse der befreundeten Witwe, welche selbst die Biographie ihres Gatten verfaßte, übernommen, den literarischen Nachlaß Feuerbach's zu ordnen. Die Beschäftigung mit der „Geschichte der griechischen Plastik" und den kunstgeschichtlichen Abhandlungen des Geschiedenen hatte manches in ihm wieder auf- und angeregt, was jetzt durch Jahre hindurch geschlummert hatte. Im ersten Sommer in Jena hatte er zudem die Correcturbogen der bedeutsamen Schrift Gottfried Semper's „Ueber Polychromie und ihren Ursprung" mit großem Antheil gelesen und war durch sie zu ernstem Nachdenken über die wichtige von Semper besprochene Frage bestimmt worden. Auch für diese specielle Frage hoffte er in unmittelbarer Anschauung Förderung und Aufschluß zu gewinnen. Marie Hettner, welche den innern Kampf des Gatten wohl wahrnahm, entschied ihn durch liebevolle Zusprache der innersten Sehnsucht Hettner's gemäß.

Die Reise sollte gegen Mitte März 1852 angetreten werden. Am 15. März erfolgte in der That der Aufbruch. Ein Brief, den Hettner am Vormittag dieses Tages von Apolda aus an seine in Jena zurückgebliebene Frau richtete, verräth, daß der Abschied ein thränenreicher gewesen war. „Als ich heute Morgen den letzten Abschiedskuß auf Deine Lippen drückte und die lieben schlafenden Kinder zum letzten mal sah, da ward mir so schwer, so schwer ums Herz, daß ich Reise und Griechenland mit thränenvollem Auge verwünschte. Und als nun vollends der Wagen fortrollte in die öde Nacht hinein, da war es mir, als ginge ein tiefer Bruch durch meine Existenz, und am liebsten wäre ich wieder umgekehrt und hätte mich weinend in Deine Arme

gestürzt." Natürlich wuchs unter den Eindrücken der Reise selbst auch der Reisemuth und die frohe Zuversicht, das Rechte gethan zu haben. Ueber Leipzig, Dresden, Prag und Wien (wohin die drei gelehrten Reisenden am 19. März gelangten) ward die Fahrt nach Triest verhältnißmäßig rasch zurückgelegt. In Triest jauchzte Hettner beim Anblick des blauen italienischen Himmels und bei den Bildern italienischen Straßenlebens erinnerungsfroh auf. „Ich kann Dir nicht sagen", schrieb er an Marie, „wie mir das Herz jubelte, als ich wieder das Meer sah und die italienischen Schiffer, die Fisch- und Früchteverkäufer ihre gellenden Laute in die Straßen hineinschreien hörte. Das ganze deutsche Leben erscheint einem dann auf einmal wieder so dürftig und farblos und trocken, daß es schwer wird, sich in seine idyllische Behaglichkeit zurückzudenken." Am 25. März, dem Geburtstag seiner Frau, ging Hettner mit Göttling und Preller zu Schiff. Mit seinen Reisegefährten fühlte er sich im besten Einklang und bedauerte nur, daß Göttling nicht vollkommen gesund und kräftig war, sodaß ihm da und dort die Freudigkeit des Reisens fehlte, die für frische Sinneneindrücke nöthig ist. Die Fahrt selbst ward vom Wetter nicht begünstigt, bis Korfu hielt der Sonnenschein vor, dann traten kalte stürmische Regen ein, und um die griechischen Küsten, denen die Blicke der Reisenden und namentlich des jüngsten mit sehnsuchtsvoller Spannung zugewendet waren, hingen dichte Nebel; als Gunst des Schicksals durfte es schon gelten, daß dieselben auf einige Stunden zerrissen und hinter den kahlen vielzerklüfteten Vorgebirgen die schneebedeckten Häupter des Taygetos erkennen ließen. Am Dienstag Abend den 30. März erreichte das Schiff Hermopolis auf Syra, nach einem Tag Aufenthalt auf der Insel bestieg man den nach Athen gehenden Postdampfer. Am 2. April konnte Hettner seine glückliche Ankunft in der griechischen Hauptstadt nach Jena melden. Die Briefe an Frau Marie, unter den ersten frischen Eindrücken geschrieben, fanden im folgenden Herbst

und Winter, als er seine „Griechischen Reiseskizzen" ausarbeitete, zum größten Theil wörtliche Aufnahme, und dem vortrefflichen, nach seinem ersten Erscheinen leider niemals wieder aufgelegten Buche (Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1853) entnehmen wir den Bericht über die ersten Tage auf griechischem Boden.

„Unser erstes Ziel haben wir erreicht; wir befinden uns seit gestern früh in Athen.

Das Schiff war abends von der Insel Syra abgegangen, und wir näherten uns bereits der attischen Ebene, als uns des Morgens unser Reisediener Dimitri weckte. Wir stiegen auf das Verdeck; es war auf der Höhe der phalerischen Bucht. Welch ein Blick! — ich werde ihn nie vergessen. Zur Seite liegen die weltberühmten Inseln Aegina und Salamis; und drüben auf dem Festlande steigt der mächtige Pentelikon auf, seine Arme über das Thal weit ausbreitend, gleich als wolle er es unter seinen Schutz nehmen, und an diesen schließt sich der langhingestreckte Hymettos und der einsame, feingezeichnete Bergkegel des Lykabettos; und endlich, für den ungeduldigen Reisenden fast allzu spät, tritt immer deutlicher und deutlicher auch der Hügel der Akropolis hervor mit den weithin schimmernden Säulen des Parthenon, der Propyläen und des kleinen Niketempels.

Wir landeten im Piräus, dem Seehafen von Athen. Es gibt wol nirgends ein so günstiges, von allen Seiten so geschlossenes Hafenbassin als dieses; der alte Themistokles, der die Seemacht der Athener begründete, wußte sehr wohl, was er wollte, als er den Athenern anrieth, ihre hauptsächlichste Stärke im Piräus zu suchen.

Während unser Diener beschäftigt war, unsere Sachen ans Land zu bringen, ergötzte ich mich an den malerischen Gruppen von Griechen und Griechinnen, die rings um mich herum auf dem Verdeck lagerten. Wunderbar schön sind die Männer. Das schwarzgelockte Haupt ist mit einem knappanschließenden rothen

Fes bedeckt. Stechende Augen, schwarzbrauner Teint, die Nase lang, aber leise gebogen, das Kinn spitz, aber kräftig vortretend. Der Nacken ist frei. Nur ein schmaler weißer Kragen legt sich über das rothe oder blaue Camisol, dessen freischwebende Aermel die zierliche Bewegung der Arme begleiten. Auf der Brust liegt das feingeglättete Hemd. Und von den Hüften schwebt durch einen farbigen Gürtel zusammengehalten bis zum Knie die weiße, faltenreiche Fustanella, ein hemdartiger Ueberrock, der der ganzen Gestalt eine freie, wenn auch zuweilen fast weibische Zierlichkeit gibt. Unter den Knien sind die Beine in knappe, scharlachrothe oder blaue, mit blauen Quasten und Stickereien gezierte Gamaschen geknöpft, und die Füße sind mit zierlichen Schnabelschuhen oder Sandalen bekleidet. Ein Mantel von zottigem Ziegenfell mit freischwebenden Aermeln, oder bei Vornehmen ein blauer Paletot mit rothem Kragen, dient in der strengern Jahreszeit als Ueberwurf.

Es macht einen eigenen Eindruck, wenn man die Laute, die uns bisher nur aus Homer und Thucydides bekannt waren, hier als lebendige Sprache von den gewöhnlichsten Leuten sprechen hört; und als ich gestern in Syra den Speisezettel zur Hand nahm und auch dieser in griechischen Worten und Lettern geschrieben war, da muß ich gestehen, war mir einen Augenblick ganz verzaubert zu Muthe. Es war mir, als sei das alte Wundervolk, das uns wie ein halbverklungenes Märchen in der Phantasie lebt, wieder auferstanden, und es hätte mich gar nicht gewundert, wenn Sokrates gekommen wäre, das Haupt bekränzt, und hätte uns zu einem platonischen Gastmahl geladen. Denn in Wahrheit, mögen nun diese Neugriechen die wahren Abkömmlinge der Altgriechen sein, oder mag noch so viel slawisches Blut in ihren Adern fließen, diese Menschen — die Männer vornehmlich — wissen sich mit einem Adel und mit einem Schwunge zu tragen und zu bewegen, daß uns die ganze Plastik der alten Kunst aus diesen Gestalten lebendig zur Seele spricht. Ich sah gestern auf der Straße in Syra einen griechischen Palikaren=

häuptling und einen vornehmen Mann aus Sparta miteinander Arm in Arm auf- und abspazieren; diese gingen so stolz und ihrer Schönheit so selbstbewußt, daß ich mich gar nicht satt an ihnen sehen konnte; sie gemahnten mich wie verkommene Nachkömmlinge alter Königsgeschlechter, die selbst im Bettlermantel noch immer die alte Würde zu wahren wissen. Merkwürdig ist es, daß die Frauen, wenigstens die städtischen, in ihrer Kleidung fast ganz modernisirt sind. Das gibt ihnen bei ihrem braunschwarzen Teint und ihrem üppigen Haarwuchs ein entsetzlich salopes Ansehen. Schöne Griechinnen konnte ich bisjetzt nur wenig entdecken. Sie verblühen alle sehr schnell, und das mag wol daher kommen, daß sie meist, ebenso wie die Frauen in Sicilien, ihre Kinder bis in das dritte und vierte Jahr hinein stillen.

Das kleine Städtchen des Piräus, flach in der Ebene gelegen, ist ganz modern gebaut mit modernen Kaffeehäusern und Kaufmannsspeichern. Obgleich es in den letzten Jahren sehr an Ausdehnung zugenommen hat, hat es doch noch lange nicht den Umfang der alten Hafenstadt. Das obere Ende der Bucht, wo die Sage die Gebeine des Themistokles ruhen läßt, ist sumpfig und fieberhaft.

Aber für diesmal halten wir uns nicht lange im Piräus auf, es drängt uns nach Athen. Wir fahren vorüber an den Ueberresten der «langen Mauer», wir fahren über den Kephissos durch die letzten Ausläufer des heiligen Olivenhains. Die Straße ist so angelegt, daß man fortwährend die Akropolis von Athen im Angesicht hat. Diese Fahrt dauert etwa eine Stunde. Endlich sind wir in der Nähe der Stadt. Zur Rechten zwischen dem Hügel der Akropolis und der Straße, auf der wir uns befinden, liegt der alte Theseustempel, mit seinen goldbraunen Säulen und Wänden uns in der leuchtenden Morgensonne wie zum freundlichen Gruße entgegenstrahlend.

Die neue Stadt hat keine Ringmauern, keine Thore. Man

fährt durch die Hauptstraße, die Straße des Hermes. Der erste Eindruck der Stadt war verstimmend und wohl geeignet, alle träumerischen Illusionen von einem raschen Aufblühen des neuen Griechenlands zu zerstören. Die Häuser sind sehr eng und niedrig, meist einstöckig, zum größten Theil ohne Fenster, hölzerne Läden schließen bei schlechtem Wetter und in der Nacht die Oeffnungen, die als Fenster dienen. Die Straßen, selbst die Hauptstraße, sind ganz entsetzlich schmuzig, denn sie sind alle ungepflastert. Es überfiel mich eine namenlose Trauer. Ich dachte an Rom, Rom ist auch nicht mehr so groß wie seine große Vergangenheit, aber es hat ein glanzvolles Mittelalter, und auch jetzt steht es im wesentlichen mit der ganzen europäischen Bildung auf gleicher Höhe. Wie ganz anders hier! Griechenland nahm einen Aufschwung zur Zeit seines ruhmreichen Befreiungskrieges, aber dieser Aufschwung ist verpufft. Das ganze Land ist zu arm, als daß es sich durch sich selbst erhalten, geschweige denn aufblühen könnte. Der Grieche ist betriebsam, ja er ist so fleißig, daß ich nie einen ähnlichen Fleiß in Italien gesehen habe. Aber alle diese Anstrengungen sind vergeblich, wenn Griechenland sich nicht reicher bevölkert und durch die zunehmende Bevölkerung die reichen Schätze des Landes und die schönen Hafenplätze der Küsten besser benutzen kann. Es ist unsäglich niederdrückend, wenn man überall die ärgste Barbarei sieht und darauf das ganze moderne Baierntum aufgepropft. Wilde Gesichter in bairischer Uniform; und eine Wachtparadenmusik, die mit ihren neuesten Opernmelodien ihr Schönes in Berlin und Potsdam hat, in Athen aber geradezu empörend ist.

Wir wohnen hier im Hôtel de l'Orient, einem ganz rheinisch fashionable eingerichteten Gasthof. Und damit Du siehst, in welchem Sinne die athenischen Gastwirthe die europäischen Sitten auffassen, will ich Dir sagen, daß wir in diesem in Pension sind und täglich acht Francs zahlen. Dafür haben wir

ein jeder ein ganz elegantes Zimmer mit vortrefflichen Betten, und morgens um zehn Uhr nach englischer Weise ein Frühstück mit Thee, Eiern und Cotelettes; nachmittags um sechs Uhr ein Mittagsmahl von sechs Gängen. Wir hätten uns billiger und einfacher eingerichtet, aber das geht hier nicht an. Ein bairischer Gastwirth, der sonst hier Wohnungen an Deutsche vermiethet, ist zufällig nicht anwesend. Und so gibt es jetzt hier nur zwei wohnliche Gasthöfe, und von diesen ist der unserige der billigste. In Chambresgarnies zu wohnen, hat man uns allgemein abgerathen. Dazu sind wir der Sprache nicht mächtig genug, und der Grieche ist zu betrügerisch, als daß wir uns ihm auf Discretion überlassen möchten. In unserm Gasthof wird vorwiegend Italienisch gesprochen.

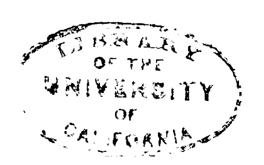
Sogleich nach der Ankunft gingen wir auf die Akropolis. Wie die Alten Athen Hellas in Hellas nannten, so ist die Akropolis Athen in Athen. Sie ist der Inbegriff alles Höchsten, was der menschliche Geist an Bau- und Bildwerken geschaffen hat, und sie ist dies heut um so mehr, da außer dem Theseustempel und dem zierlichen Mal des Lysikrates in der Stadt selbst keine echt griechischen Bauwerke mehr enthalten sind.

Ich war seit Jahren vertraut mit allen Wunderwerken, die hier meiner warteten. Und dennoch! dennoch war mein Gefühl bei dem ersten Anschauen ein sehr getheiltes. Wir haben uns so sehr gewöhnt, bei dem erhabenen Namen der athenischen Akropolis immer nur an die großen Bauten und Bildwerke des Perikles und Phidias zu denken, daß wir darüber die Festungsmauern, die diese Bauten umgeben, in unserm Phantasiebilde fast gänzlich vergessen. Die meisten Abbildungen, die von der Akropolis im Umlauf sind, sind der landschaftlichen Wirkung halber immer nur von der Westseite aufgenommen. Dort freilich treten jene Festungswerke fast gänzlich zurück und Tempel und Bildsäulen werden uns wie auf einem Präsentirteller entgegengetragen. Jedoch diesen freien Blick haben wir

eben nur auf der Westseite, in der Nähe der Pnyx, die die Stätte der alten Volksversammlungen war, auf dem Nymphenhügel und auf der Piräischen Straße. Und nun erzeugt sich für den, der die Oertlichkeiten Athens nicht genau kennt, gewöhnlich die Vorstellung, als thronten diese Tempel majestätisch über der Stadt, allen sichtbar und allen eine eindringliche Mahnung an die Macht der Götter und an den Glanz der Stadt, die diesen Göttern solche prachtvolle Tempel geschaffen. Aber diese Vorstellung ist durchaus falsch. Von der Stadt aus erscheint die Akropolis nur als ein vorwiegend militärischer Bau; die Propyläen und der Niketempel sind ganz von den Festungsmauern verdeckt, und vom Parthenon und vom Erechtheion, das der Stadtseite zugekehrt ist, ragen nur der Dachstuhl und die obern Enden ihrer Säulen kärglich herüber. So aber ist es nicht blos heute; so war es auch im Alterthum. Freilich sind diese Mauern, wie sie jetzt bestehen, besonders in ihren obern Theilen erst aus dem Mittelalter und aus der Zeit der türkischen Herrschaft; aber einzelne Stücke, die unzweifelhaft alt sind, zeigen mit Sicherheit, daß diese Mauern auch im Alterthum mindestens ebenso hoch waren. Das neue Athen steht genau auf der Stelle des alten. Es ist gewiß, auch der Athener des perikleischen Zeitalters sah nur von der Gegend der Pnyx und von den entferntern Stadttheilen des äußern Keramikos die strahlende Herrlichkeit seiner Tempel; in den belebtesten Gegenden des städtischen Verkehrs sah auch er nichts als die äußern Festungswerke.

Ich gestehe, daß mich dieser Eindruck zuerst überraschte; und es mag wol nur wenige Reisende gegeben haben, die nicht in ähnlicher Weise hierin eine Art von Enttäuschung gefühlt hätten.

Der Hügel der Akropolis erhebt sich etwa 350 Fuß hoch am südlichen Ende der Stadt. In der ältesten Zeit war er die Stadt selbst; erst unter Theseus breiteten sich die Wohnungen


LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

am Fuße des Hügels aus, weshalb das spätere Athen auch die Stadt des Theseus genannt wurde. Auf der Nord-, Süd- und Ostseite steigt er mit steilen und unerklimmbaren Felswänden jäh empor. Nur gegen Westen ist er von dieser natürlichen Befestigung entblößt. Diese Westseite ist daher, wie heutzutage, so auch im ganzen Alterthume immer der gewöhnliche Aufgang zur Akropolis gewesen. Jetzt ist der Eingang mit mittelalterlichen und türkischen Mauerwerken verbaut, und nur durch eine enge Seitenpforte gelangt man in das Innerste des Allerheiligsten. Wir gehen durch diese Pforte und wir stehen vor der großen und breiten Treppe, auf deren Höhe uns oben als ihr natürlicher Abschluß die Propyläen entgegentreten, das festliche Eingangsthor, das die Griechen des perikleischen Zeitalters zur Betretung der Akropolis ladete. Diese Propyläen, in der Mitte das große Thor, von dem das Brandenburgische Thor in Berlin nur ein sehr schwaches Abbild gibt, und zur Seite die gewaltigen Seitenflügel, von denen, der künstlerischen und militärischen Doppelbestimmung der Akropolis entsprechend, der eine ein Waffenmagazin, der andere eine Pinakothek, d. h. eine Gemäldegalerie war, gehören zu den vollendetsten Bauten der vollendetsten Kunstblüte. Aber die Säulen sind verstümmelt, das Dach zertrümmert; ein häßlicher mittelalterlicher Festungsthurm stört den einheitsvollen Eindruck, die Treppen sind in vereinzelte Bruchstücke auseinandergeschleudert. Und der durch die Bemühungen von Roß und Schaubert aus den alten Trümmern wieder aufgebaute zierliche Niketempel, der vor den Propyläen steht, dient nur dazu, uns das Gefühl recht lebhaft zu machen, was für eine unendliche Welt der Schönheit uns hier für immer verloren ist. Durch die Propyläen hindurch geht es nun an regellos aufeinandergeschichteten Bautrümmern vorüber zu dem Parthenon, dem größten und schönsten Tempel des Alterthums. Wol erfüllen uns diese hochaufstrebenden Säulen und die Gesimse des Daches und der Decke durch ihre schönen Formen und

Verhältnisse mit Bewunderung und Entzücken; aber auf den ersten Anblick vermag die Phantasie nicht, aus der gräßlichen Verstümmelung, der auch dieser Bau unterlegen ist, sich lebendig das Ganze wieder in seiner vollen Herrlichkeit herzustellen. Die Säulen, jetzt des Daches, der Deckenbalken und zum Theil der Capitäle beraubt, ragen klagend in die blaue Luft hinein, und ringsumher liegen auf dem Boden des innern Tempelraumes die schönsten Baustücke wüst durcheinander; ein schaudererregendes Schlachtfeld, auf dem die verstümmelten Leichen und Glieder nur Klage und Entsetzen erregen. Man mag diese Zertrümmerung noch so oft in Bildern und Büchern gesehen und gelesen haben, hier an Ort und Stelle wirkt sie in einer Weise ergreifend, wie ich es nimmer gedacht hätte. Die Phantasie arbeitet und arbeitet, diesen ersten niederschlagenden Eindruck zu überwinden; es gelingt ihr nicht. Sie erwartete Erhebung, sie findet nur Druck; sie erwartete Lösung von Räthseln, die sie bis dahin beschäftigt hatten, sie findet statt der Lösung nur neue Räthsel und verzweifelt fast daran, hier jemals zur Klarheit und zum Genuß zu kommen. Kaum fand ich Stimmung, noch hinüber zu dem wunderbar zierlichen Erechtheion zu gehen. Die ionischen Säulen dieses Erechtheion sind so leicht und anmuthig, das Ganze so schlank und zierlich, in allen Einzelheiten so durchgebildet und feingegliedert; und fragt man nun, wie die einzelnen Theile dieser zwei Zellen mit ihren doppelten Seitenflügeln unter sich zusammenhängen, so haben wir auch hier wieder nur Fragen, und niemand weiß uns eine bestimmte Antwort zu geben.

Kurz, der erste Tag in Athen war für mich ein Tag der Qual. Nicht Aufklärung fand ich, sondern neue Verwirrung; nicht Genuß, nur Verstimmung. Und dazu lag ein trüber Sirocco am Himmel, sodaß ich das schöne Blau des Meeres und die wunderschönen Formen der Berge und den ganzen Reiz der herrlichen attischen Ebene, die mich frühmorgens so unendlich entzückt hatte, mehr nur ahnen, als wirklich in mich aufnehmen

konnte. Ich legte mich abends tief verstimmt zu Bett, und es war ein Glück für mich, daß ich sehr ermüdet war, sonst hätte mich Verdruß und Mismuth um allen Schlaf gebracht."

Natürlich war diese Stimmung nicht die bleibende, und rasch genug lernte Hettner auch zwischen den Trümmern „ein lebendiges Bild von der ganzen Herrlichkeit dieser höchsten Kunstschöpfungen des menschlichen Geistes sich gewinnen". Er concentrirte seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die Reste der perikleischen Zeit und wanderte beinahe Tag für Tag zur Akropolis hinauf, deren Beschreibung unter Einbeziehung aller gerade schwebenden Streitfragen über Bauwerke und Bildwerke späterhin einen Hauptheil seiner „Griechischen Reiseskizzen" bildete. In der eingehenden Beschäftigung mit den in Athen damals nicht allzu reichlich vorhandenen Denkmalen der Plastik glaubte er aufs bestimmteste zu erkennen, daß „nur der Schmuck als Schmuck und diejenigen Körpertheile, in denen auch die Natur aus dem einfachen Fleischton zu bestimmterer Färbung fortschreitet, wie Auge, Haar und Lippe, nie aber das Fleisch als Fleisch der Bemalung zugänglich waren" („Griechische Reiseskizzen", S. 162), und fühlte sich in seiner Gegnerschaft wider die „Polychromie um jeden Preis" nur bestärkt. Bei allen seinen Studienwanderungen und Untersuchungen rühmte er in jedem Briefe dankbar die Förderung, welche er durch seine Reisegenossen Göttling und Preller und namentlich durch den erstern erfuhr. Neben der alten Kunst nahm das durch und durch fremdartige moderne Leben, das ihn umgab, seinen vollen Antheil in Anspruch. Den schmerzlichen Gegensatz der Volksarmuth, Dürftigkeit, der schier unheilbaren Verwüstung Neugriechenlands zur classischen Herrlichkeit empfand er in jeder Stunde aufs neue und immer gleich schmerzlich. Das neugriechische Leben mit seinen Widersprüchen that sich in voller Breite vor ihm auf; die Empfehlungen des Großherzogs und der Großherzogin von

Weimar führten die Reisenden in das athenische Königsschloß, in welchem damals noch König Otto, der bairische Königssohn, und Amalie von Oldenburg Hof hielten; die Häuser der Gesandten öffneten sich ihnen, mannichfache Bekanntschaften wurden in wenigen Tagen gemacht. Für das eigentliche Volksleben brachte Hettner seinen in Italien geschulten Blick mit. Er sah am 6. April die ziemlich ärmliche und ohne besondern Antheil des Volkes vor sich gehende Jahresfeier des griechischen Freiheitskampfes, die Charfreitagsceremonien, in denen er Nachklänge der Eleusinien wahrzunehmen meinte, er wohnte am 13. April, dem dritten Ostertage, dem großen Volksfeste am Theseion bei, an dem von Hunderten festlich erregter Männer die Romaika getanzt ward; er beobachtete aber ebenso gut das Kleinleben auf Markt und Straßen, in den offenen Barbierstuben und Werkstätten. Lebendig gab er in den Briefen an seine Frau auch diese Eindrücke wieder.

Am 6. April waren unsere Reisenden dem König und der Königin vorgestellt worden, am 15. April empfingen sie die Einladung zu einem großen Hoffeste, welches Hettner an Frau Marie alsbald und fast mit den nämlichen Worten schilderte wie nachmals in den „Griechischen Reiseskizzen":

„Eben komme ich von einem großen Hofball. Es wäre Dir doch ein Vergnügen gewesen, unter all den fremdartigen Erscheinungen mit mir ein Stündchen umherzuschweifen.

Der Ballsaal ist mit derselben verschwenderischen, aber nüchternen Pracht ausgeführt, mit der das ganze Palais gebaut ist. Er ist von wahrhaft kolossaler Ausdehnung. Seine Höhe geht durch zwei Stockwerke hindurch; der Länge nach zerfällt er in drei Theile, die durch hohe, in ihren ionischen Capitälen mit Farben- und Goldschmuck gezierte Marmorsäulen voneinander getrennt sind. Es mochten sich wol mehr als tausend Personen in diesen prächtig erleuchteten Räumen bewegen, und doch erschienen diese nirgends beengt, kaum angefüllt; man konnte in

den entferntern Theilen, wo nicht getanzt wurde, ganz frei und behaglich auf- und abwandeln!

Wir waren abends gegen 9 Uhr hingefahren. An den Wänden herum saßen bereits dichte Gruppen auf den mit rothem Sammt gepolsterten Divanen. Was ist das für ein seltsamer Anblick! Rechts die Männer, nachlässig hingelagert, in ihrer goldstrahlenden Griechentracht, den rothen Fes auf dem Kopfe; links, auf der andern Seite, die Frauen und Mädchen, zum Theil fränkisch, zum Theil griechisch gekleidet. In der Mitte des Saales ergehen sich in lebhaftem Gespräche einzelne Männergestalten; und es ist unendlich anziehend, die verschiedenen Arten der Kleidung und des äußern Behabens zu beobachten. Am spärlichsten ist der einfache schwarze Frack vertreten; mehr die militärischen und diplomatischen Uniformen der verschiedenen Gesandtschaften und der Kriegsschiffe von Frankreich, England und Oesterreich, die im Piräus stationirt sind; am allermeisten aber die bunte griechische Nationaltracht in allen ihren mannichfaltigen Verschiedenheiten, von der goldgestickten Fustanella des königlichen Hofmarschalls bis zur einfachen türkischen Pumphose des Inselbewohners. Was haben diese Männer für wilde und stolz ausdrucksvolle Gesichter! Man sieht es ihnen an, der glatte Parquetboden brennt ihnen unter den Füßen, ihnen ist wohler da draußen in den felsigen Gebirgen, wo sie ihre eigenen Herren sind und wo sie von Zeit zu Zeit in echt mittelalterlicher Art einen Raubzug unternehmen können. Da sitzt zum Beispiel dort zwischen zwei Palikarenhauptleuten ein alter, wild aussehender Mann mit weißen Haaren und einem langwallenden weißen Bart, der krumme Säbel hängt an der Hüfte. Seine Züge sind trotzig, aber edel geschnitten, sie gemahnen mich fast an die schöne männliche Bildung, in der die altbyzantinischen Mosaiken gewöhnlich den Apostel Paulus darstellen. Dieser Mann ist Krieger vom Kopf bis zur Zehe. Es ist der berühmte Pappa Kostas. Pappa heißt er, weil er früher Mönch war. Später

aber warf er sich ins Weltleben und ward ein gefeierter Held der griechischen Freiheitskriege. Vor etwa zwei Jahren wollte er in seiner Geburtsstadt Lamia zum Deputirten gewählt sein; die Regierung, der er nicht genehm war, wußte seine Wahl zu hintertreiben. Was that er? Er brachte seine ganze Provinz in vollen Aufruhr, und der König hat sechs ganze Monate mit ihm offenen Krieg führen müssen. Endlich gelang es den Truppen, ihn zu besiegen. Damals entfloh er in die Türkei. Nach einiger Zeit wurde er amnestirt. Und jetzt ist er auf dem Hofball, aber so stolz und ungebeugt, daß er nicht wie ein reuiger Begnadigter aussieht, sondern wie einer, der nur auf den ersten günstigen Augenblick wartet, die erlittene Demüthigung zu rächen.

So haben diese Menschen alle eine Geschichte hinter sich. Sie sind Barbaren, aber es ist Poesie in ihnen. Man begreift es, wie diese wilden Männer im Befreiungskriege gegen die Uebermacht der entnervten Türken obsiegen mußten. — Der Saal wird immer voller. Plötzlich verstummt das allgemeine Geplauder. Der König erscheint am Arm seiner blühenden Gemahlin. Erst heute früh war ein neues französisches Kriegsschiff im Piräus gelandet; die Offiziere werden vom französischen Gesandten vorgestellt. Sodann beginnt die Polonaise. Die Königin eröffnet sie mit dem österreichischen Gesandten, sie trägt ein blaues silberdurchwirktes Kleid und einen prächtigen Haaraufsatz, ganz europäisch. Der König dagegen ist wie immer in dem silber- und goldprangenden Gallacostüme der griechischen Nationaltracht; er bildet mit der Schwester des englischen Ministerresidenten das zweite Paar. Den zweiten Gang der Polonaise tanzt die Königin mit dem Präsidenten der Kammer. Er ist ein Hydriot und trägt die Tracht der griechischen Inselbewohner. Dunkelblaue, knappanliegende, kurze Jacke; weitbauschige türkische Pumphosen von derselben Farbe, und zwischen Jacke und Hose ein einfacher rother Gürtel. Der König führt

eine alte ehrwürdige Matrone, die Gemählin des Kammerpräsidenten. Sie ist ebenfalls in der auf den griechischen Inseln herrschenden Frauentracht. Blauseidenes Kleid mit blauen und gelben Streifen, den Oberkörper bedeckt eine Jacke aus dem nämlichen Stoffe, vorn weit aufgeschnitten; den Busen verhüllt ein seidenes Tuch; aber in der Mitte ist es voneinander getrennt, sodaß die Brust in zwei Beutel gehüllt ist. In Berlin oder Paris würde man sich doch wundern, solche Anzüge als hoffähig anerkennen zu müssen.

Nun beginnt der eigentliche Ball. Nichts von Nationaltänzen, sondern ein Ball ganz nach europäischem Zuschnitt. Der König tanzte viel, wie er sich denn bei jeder Gelegenheit freundlich und leutselig zeigt. Vor allem aber war es die Königin, die in allen Tänzen immer die erste war, sie ist eine ritterliche Frau durch und durch, die keckste Reiterin des Landes und im Tanze von unvergleichlicher Anmuth. Auch die jungen Griechinnen wissen sich ganz vortrefflich in die neugelernten Tanzweisen zu schicken. Man möchte schwerlich einen eigenthümlich nationalen Zug an ihnen bemerken, verriethen nicht ihre blitzenden dunkeln Augen, ihr gebräunter Teint und die Liebe zu buntprangenden Farben ihr halb südländisches, halb orientalisches Wesen. Sie erscheinen fast alle im weißen Ballkleid. Aber das ist nur ein Rock, der bis zur Taille reicht. Brust und Rücken deckt ein wunderhübsches, rothsammtenes, mit blitzendem Golde reich gesticktes Jäckchen. Und auf dem Kopfe, von reichen, tiefschwarzen Haarflechten umwunden, sitzt kokett ein schief geneigtes Mützchen, ebenfalls von rothem Sammt mit goldenen Stickereien, in ihrer Farbenpracht ganz dem Jäckchen entsprechend.

Die griechische Männerwelt betheiligt sich gar nicht am Tanze, einzelne Gruppen ziehen sich in die anstoßenden Räume, andere betrachten gelangweilt die fremdländischen Touren. Wie paßten auch diese schwungvollen Gestalten und Trachten zu

diesem poesielosen Walzen und Rutschen! Die fleißigsten Tänzer waren die Herren vom diplomatischen Corps.

Ich kann nicht sagen, wie peinlich mir bei diesem ganzen Treiben zu Muthe war. Ach, ich weiß wohl, daß der Lebende recht hat und daß es nichts ist als eitel Romantik, wenn man verlangt, in Athen solle uns auf jedem Tritte ein Themistokles oder Perikles und Plato begegnen. Aber das Kleine erscheint nur um so kleiner, je selbstgefälliger es sich in die Nähe erhabener Größe wagt. Sah ich diese bedientenhaften Livreen der Diplomaten und die geschmacklos nüchternen Modetänze, und dachte ich daran, daß es Athen sei, wo dies alles geschehe, da war es mir doch, als müsse jeden Augenblick so ein alter ehrenhafter Marathonkämpfer zur Thür hineintreten und in gerechter Empörung diese ganze kleinliche Wirthschaft zur Bude hinaustreiben. Gerade hier, wo sich uns unwillkürlich der Vergleich mit dem Alterthum fortwährend aufdrängt, fühlt man es lebhafter als irgendwo anders, was für eine unausfüllbare Kluft uns von der gesunden Schönheit der alten griechischen Welt trennt, und wie läppisch und kindisch das alles ist, was sich in unserer heutigen Bildung als Schönheit und Poesie des Lebens aufspreizt.

Wie unendlich viel anmuthender ist es doch, sich die hochragenden Trümmer der alten athenischen Herrlichkeit fern von allem Weltverkehr in stiller Einsamkeit liegend zu denken, als umwimmelt von der gleisenden Kleinlichkeit des heutigen Pygmäengeschlechtes!“

Aehnlich getheilte Empfindungen beschlichen Hettner bei allem, was er in Athen vom Leben der Gegenwart sah. Mit scharfem Auge auch für diese Dinge nahm er die ganze Unsicherheit der politischen Lage, die Wurzellosigkeit des Wittelsbach'schen Königthums wahr. So sehr ihm König Otto mit jedem Tage mehr gefiel und so lebhaft er den Takt pries, mit dem sich der junge Herrscher durch viele Schwierigkeiten hindurchzuschlagen wisse,

so prophezeite er in den Briefen in die Heimat die Katastrophe voraus, welche 1862 eintrat. Die Reise in den Peloponnes, welche am 18. April angetreten wurde, gab Hettner wiederum einen Theil der Empfindungen zurück, welche ihn vor Jahren in Unteritalien und Sicilien erfüllt hatten.

„Wir bilden eine ganz stattliche Karavane. Voran Dimitri Pomoni, unser trefflicher Dragoman, der als solcher Dolmetscher, Reiseführer und Koch zugleich ist; sodann wir drei Reisende, alle zu Pferde; hinterdrein auf Maulthieren das Gepäck, Betten und Kochgeschirr; dazu drei Diener und Maulthiertreiber. Griechenland hat bisjetzt im Innern noch keine Fahrstraßen; die steinigen ungeebneten Berg- und Feldwege sind nur für Fußgänger und Reiter betretbar. Auch Herbergen mit Kost und Nachtlager sind nicht vorhanden; die orientalischen Chane, die deren Stelle vertreten, bieten nichts als vier leere Wände, die der Fremde nach Belieben mit seinen eigenen Sachen ausfüllen mag. Eine solche griechische Reise ist noch unendlich beschwerlicher als eine Reise im Innern Siciliens. Aber was schadet es? Eisenbahnen und Dampfschiffe in Ehren! Aber so von Zeit zu Zeit einmal in diesen schönen barbarischen Ländern das Stück Vagabundenthum, das in jeder frischern Menschennatur steckt, wolgemuth austoben zu können, das ist denn doch ein Reiz, den ich um keinen Preis missen möchte. Wie prächtig ist es, wenn wir lustig zu Pferd die schöne Welt durchstreifen und am ersten besten muntern Bergquell das Lager zum Frühstücksmahl aufschlagen." („Griechische Reiseskizzen", S. 169.)

Ueber Eleusis und Megara, über Kalamaki und den Isthmus wendete sich die Reisegesellschaft nach Korinth. Auf Akrokorinth empfand er zum ersten mal den ganzen Zauber griechischer Natur. „Alle Wunder der Schweiz und Italiens verschwinden gegen die Großartigkeit dieser ganz unvergleichlichen Landschaft. Unter uns erglänzen in ihrem tiefen Blau die beiden Meere des korinthischen und saronischen Golfes, und zwischen beide hindurch spannt sich wie

eine breite Brücke die glatte Steinfläche des Isthmus. Rechts die wildzerklüfteten Berge der skironischen Felsen, an die sich dann lang hingestreckt die Felsen von Salamis anschließen, sodann mitten im Meere Aegina mit seinen malerisch gezackten hochragenden Berggipfeln, und über Aegina drüben die plastisch-ruhige schön geschwungene Küste von Attika, der Pentelikon, der Hymettos und das Vorgebirge von Sunion, umflossen von den Wellen des Aegäischen Meeres, aus dem in leisen bläulichen Streifen in der Ferne einzelne cykladische Eilande auftauchen. Links am korinthischen Golf, dicht unter uns das kleine Städtchen, mit freundlichen Ziegeldächern und den einsam ehrwürdigen Säulen des alten Tempels, darüber hinaus die nordgriechische Küste mit dem Parnaß, Helikon, Kithäron und der Gerania, Berg an Berg, und auf der andern Seite die achäische Ebene, die sogenannte Wocha mit ihren blühenden Korinthenfeldern, hinter denen sich eine lange Kette von Hügeln erhebt, deren einer der Sitz des alten Sikyon war. Und wenden wir uns dann rückwärts auf die Westseite zu, da erheben sich die dichtgedrängten unzähligen Berggipfel des bergreichen Peloponnesos. Im Vordergrund der altarförmige Apesas bei Nemea und die Vorgebirge von Tenea, Mykenä und der argivischen Ebene; dicht hinter diesen aber die gewaltigen Schneeberge des Kyllene und der übrigen arkadischen Hochgebirge. Die Berge wogen ab und auf, wild durcheinander, wie sturmgepeitschte, aber mitten im ungestümsten Brausen erstarrte Wogen des Meeres." („Griechische Reiseskizzen", S. 180.)

Den Bergen des Peloponnesos nun strebten Hettner und seine beiden gelehrten Reisegenossen mit dem Einsatz aller Kräfte zu. Ueber Nemea, Mykenä, wo sie das Löwenthor gebührend bewunderten, über Nauplia, das ihnen wie eine kleine Oase der Civilisation erschien, über Tripolitza und Megalopolis erreichten die Reisenden Messenien, das Hettner „die lieblichste Landschaft Griechenlands" nennt, die am meisten südländisches Wesen

aufweise. Von Messene wandten sie sich zum Tempel von Bassä, dessen leidlich erhaltene Säulenpracht in der waldigen Einsamkeit ihr ganzes Entzücken wachrief. Von Bassä führte ihr Weg sie nach Olympia, damals noch nicht Stätte der gewaltigen Ausgrabungen, welche die alte Pracht und Herrlichkeit des Thals zwar nicht wiederhergestellt, aber doch den Traum davon zu einer Art Anschauung gewandelt haben. Hettner berichtete noch: „Heute ist diese einst so festliche Landschaft trüb und öde. Die umliegenden Höhen sind kahl und baumlos; nur das Kronion ist mit niederm Gestrüpp überwachsen. Der Alpheios hat sein festes Flußbett verlassen und sucht sich schwerfällig bald hier bald dort neue Bahnen. Die ganze Ebene ist versumpft und schlammig; nur einige dürftige Mauer- und Säulentrümmer des großen Zeustempels, und am östlichen Abhange des Kronion die natürliche Vertiefung des alten Stadion erinnern wehmüthig an die geschwundene Prachtfülle. Leute aus der Umgegend bebauen einige Spannen Landes. Sonst sieht man überall nichts als die wildwuchernden Distelblüten des Asphodelos, die altgriechische Todtenblume.“ („Griechische Reiseskizzen“, S. 242.) Hettner mußte sich über die Beschränktheit der griechischen Regierung, welche die großartigen Ausgrabungspläne des Fürsten Pückler und anderer starrsinnig abgewiesen hatte, noch lebhaft entrüsten. Es war ihm beschieden, gegen den Ausgang seiner Tage den völligen Umschwung zu erleben, und einzelne Resultate der Ausgrabungen von Olympia mit Augen zu schauen. Von Olympia aus wurde über Kalaweyta und das reiche Kloster Megaspiläon, dessen Mönche an den deutschen Gelehrten Gastfreundschaft übten, der Rückritt nach Athen angetreten. Am 7. Mai langten sie in der griechischen Hauptstadt wieder an. „Ich müßte Dir ein ganzes Buch schreiben, wollte ich Dir meine peloponnesische Reise ausführlich schildern“, schrieb Hettner an seine Gattin. „Nur so viel kann ich Dir sagen, daß diese Reise ganz unendlich reich für mich gewesen

ist an Genuß und Belehrung. Aber von den Strapazen und Mühseligkeiten einer griechischen Reise hat man in der civilisirten Welt — Gott sei Dank! — keinen Begriff. Nichtsdestoweniger sind wir glücklich durch alle Fährlichkeiten hindurchgekommen. Göttling fühlt sich zwar so ermüdet, daß er auf die zweite Reise in Nordgriechenland verzichtet, aber im ganzen ist er doch wohlauf und hat die Reise mit einer für sein Alter wahrhaft bewunderungswürdigen Ausdauer und Tapferkeit durchgemacht. Preller stürzte in Olympia vom Pferde und verletzte sich dabei stark, aber er ist doch auch gesund. Und ich habe nicht nur keinen einzigen Augenblick der Ermüdung gehabt, sondern ich fühle, wie kräftigend diese Anstrengungen auf mich einwirken und wie stark und gesund ich überhaupt bin."

Auch die nordgriechische Reise, welche Hettner um den 10. Mai antrat und von der er am 20. Mai nach Athen zurückkehrte, galt natürlich ausschließlich classischen Stätten und Erinnerungen. Ueber das Schlachtfeld von Marathon, über die Tempeltrümmer von Rhamnus und Tanagra gingen Hettner und Preller nach Theben, das ihn weniger durch die unbedeutenden Ueberreste des Alterthums als durch die Schönheit der landschaftlichen Umgebung und durch die Schönheit des Menschenschlags entzückte. „Ich habe hier Knaben und Jünglinge gesehen, so echt griechisch in der Gesichtsbildung und so blühend und edel in Wuchs und Haltung, als seien sie die fleischgewordenen Gestalten des Parthenonfrieses. Aber über dem Lobe der Schönheit will ich nicht vergessen, auch eine Unsitte zu erwähnen, die ich hier wie fast in allen belebtern Ortschaften Griechenlands gefunden habe. In der edeln Straßenjugend lebt eine falsche Auffassung des alten Diskusspiels; sie belustigt sich, auf den Fremden mit kleinen Steinchen zu werfen. Groß ist in diesem Spiel die Jugend von Eleusis; die erste Siegespalme aber gehört unbestreitbar den jungen Thebanern."

Der Parnaß und die Orakelstätten von Lebadeia und Delphi,

das Schlachtfeld von Chäronea und die Ebenen zwischen dem Helikon und dem Kithäron waren die letzten Eindrücke, die Hettner von Griechenland empfing. Ende Mai trat er von Athen aus die Heimfahrt wiederum über Korfu, Triest, Wien, Dresden an, in Leipzig empfing ihn seine Frau, die Pfingsttage konnte er schon wieder in dem stillen Thale von Jena verleben und sich des gewaltigen Gegensatzes seiner jüngstvergangenen und seiner gegenwärtigen Umgebungen bewußt werden.

10.

Die letzten Jahre in Jena.

Von der griechischen Reise kaum heimgekehrt, trug sich Hettner mit Plänen, die Resultate und Eindrücke seiner Fahrt literarisch und wissenschaftlich zu verwerthen. Er war einer Welt, einer Art des Studiums, die ihm seit Italien fern gelegen hatte, wieder näher getreten und hatte aufs neue lebhaft empfunden, daß ihn der innerste Zug seines Wesens zur Kunst- und nicht zur Literaturgeschichte hinweise. Freilich mußte er sich jetzt eingestehen, daß die eigene Anschauung der Akropolis und der andern großen Bau- und Bildüberreste Griechenlands wol viel Gewinn für die eigene Bildung, aber doch nur „geringe archäologische Ausbeute“ gebracht habe, soweit es sich um „völlig Neues“ handelte. Nur die Frage der Polychromie, die ihn dank Semper's Anregungen schon vor der Reise beschäftigt hatte, dachte er sofort in einigen Abhandlungen zu erörtern, von denen wenigstens der Aufsatz „Wie die Alten ihre Tempel bemalten“ (in der „Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur“, Jahrgang 1852, S. 928—936) erschien. Auch die Untersuchung „Der Ursprung der Kunst“ (in Prutz' „Deutsches Museum“ 1852, Bd. 2, S. 172—186) gehörte zu den Arbeiten, welchen er im Sommer seiner Heimkehr (1852) oblag. Bald aber kam

er zum Entschluß, die Fülle seiner Eindrücke und neugewonnenen Anschauungen in einem Buche mitzutheilen, über dessen Plan er an Moleschott und dessen Frau schrieb: „Ich habe ein Ideal von Reiseberícht in meinem Kopf, das, wenn ich es nur halb erreiche, in seiner Ausführung Euch sicher erfreuen wird. Halb ist es Reisebeschreibung, halb populäre Archäologie." Ihm war es darum zu thun, ein größeres als das Fachpublikum für einige Fachfragen zu interessiren, von denen er mit Recht glaubte, daß sie auch Fragen der allgemeinen Bildung seien. Und so ging er guten Muthes und anfänglich mit einem Behagen, das er seither bei größern literarischen Arbeiten selten empfunden hatte, an die Ausarbeitung seiner „Griechischen Reiseskizzen". Die Briefe an Frau Marie mit ihren lebendigen Schilderungen der großen und kleinen Erlebnisse gaben die Unterlage zu den „Skizzen" ab, die sonstigen Aufzeichnungen Hettner's wurden hineinverarbeitet; er machte die Erfahrung, daß, weil „alles auf Eleganz und Leichtigkeit der Darstellung ankam", sich keineswegs die sämmtlichen Beobachtungen, die er gemacht, und die Reflexionen, zu denen er angeregt worden war, dem Ton des Ganzen bequem anpassen ließen. Indeß fand er sich mit den entgegenstehenden Schwierigkeiten glücklich ab, und als im Herbst 1853 das im Winter von 1852 auf 1853 vollendete Buch erschien, hatte er Ursache, mit der Aufnahme und der Wirkung desselben höchst zufrieden zu sein.

In seinem häuslichen Leben brachten die nächsten Jahre Hettner abwechselnd Freude und Leid. Ein Töchterchen Anna, das ihm seine Frau im Frühling 1853 geschenkt, wurde den Gatten bereits im September 1853 wieder entrissen. Dafür gediehen die beiden ältern Kinder, Elisabeth und Felix, und ein zweiter Sohn, Georg, der 1854 zu Jena geboren ward, prächtig. Nicht wenig trug dazu das schöne Gartengrundstück bei, das Hettner im Jahre 1853 erwarb. Am Eingang der Stadt Jena, an der Straße von Weimar und Apolda her gelegen, war der Garten einer der

schönsten, welche die kleine Universitätsstadt aufzuweisen hatte. Das Haus, welches zum Grundstück gehörte, war etwas zu klein und Hettner mußte, um dasselbe seinen Bedürfnissen anzupassen, einen Umbau vornehmen, der ihm erst im letzten Jahre seines Aufenthalts zugute kam. Die idyllischen Zustände, welche in dem stillen Saalethal damals noch herrschten, manifestirten sich in der Thatsache, daß der Kaufpreis des gesammten Grundstücks nur 3350 Thaler betrug. An seinen Obstbäumen und Rasenplätzen, seinem Springbrunnen und Pavillon empfand Hettner die reinste Freude, die Gewöhnungen der eigenen Jugend machten sich in dem Triebe, ein Stück Boden sein zu nennen und nach seinen Wünschen zu bebauen, mächtig geltend. Er legte um so mehr Werth auf die anmuthig grüne Umgebung innerhalb seiner Gartenmauern, als er sich mit der äußern Erscheinung der Stadt ein- für allemal nicht befreunden konnte. Die dürftige Schmucklosigkeit der jenenser Häuser blieb dem Schönheitsbedürftigen, Schönheitsverwöhnten unüberwindlich. Er schrieb darüber an Moleschott: „Was uns fortwährend stört und verletzt und zuweilen ernstlich verstimmen kann, das ist die entsetzlich armselige Bauart der hiesigen Häuser. Es ist hier elender wie im elendesten polnischen Nest. In dem Augenblicke, da ich über die Straße gehen kann, ohne fortwährend von der Häßlichkeit dieser Eindrücke gefoltert zu sein, in dem Augenblicke werde ich mich für demoralisirt und ganz heruntergekommen halten müssen.“

Die anspruchslose Geselligkeit von Jena behagte ihm dafür um so besser. Da es ihr an geistiger Würze zu keiner Zeit fehlte, so fand sich Hettner leicht mit den kleinstädtischen Formen, die sie gelegentlich annahm, ab. Den Reichthum der Sommerspaziergänge, die einst Goethe gegen Eckermann gerühmt, wird er nicht müde zu preisen, wenn er die alten heidelberger Freunde, namentlich Moleschotts und Gottfried Keller, wiederholt nach Jena einlädt und sich beklagt, daß sie so gar keine Neigung verrathen, das Paradies an der Saale persönlich in Augenschein

zu nehmen. Und für den Winter boten die akademischen Concerte, die damals in vollstem Glanz stehenden Rosenvorlesungen, bescheidene aber höchst vergnügte Diners, noch häufigere Abendgesellschaften, gelegentliche Ausflüge nach Weimar, wo es immer „ein gutes Stück gab", genug Abwechselungen. Die Hauptsache blieb ja doch, daß es sich in der Stille des verschneiten Thales so wundervoll arbeiten ließ! Und die beiden letzten Jahre in Jena gestalteten sich arbeitsreicher als alle vorhergehenden, weil Hettner bereits im Sommer 1853 die Arbeit an seinem größten Werke, der nachmaligen „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts", begonnen hatte.

Keinem Zweifel unterliegt es, daß das große und umfassende Werk in seinem ersten Entwurf bedeutend kleiner angelegt war. In einem an Professor Fritz Neumann in Freiburg gerichteten Briefe (Dresden, 6. Februar 1881) äußerte Hettner selbst über die Entstehung seiner „Literaturgeschichte": „In Heidelberg ist mir der Plan des Buches entstanden. Mein genauester Freund war Moleschott, jetzt Professor in Rom. Er glühte und sprühte in der Werdelust seiner Ideen; je mehr ich diese Dinge mit ihm besprach, um so lebhafter tauchten mir die Bilder der französischen Encyklopädisten auf. Indem ich bemüht war, mir die Encyklopädisten klar zu geschichtlicher Anschauung zu bringen, wurde ich rückwärts zu den Engländern und vorwärts zu den Deutschen geführt. Was ursprünglich eine Abhandlung werden sollte, wurde ein sechsbändiges Buch." Freilich erweiterte sich der Plan von der Abhandlung über die Encyklopädisten nicht augenblicklich zum Plan des spätern Werkes. Als Hettner nach Jena kam, wußte er bereits, daß der Essay ein Buch werden solle, und als er im Sommer 1853 ernstlich daranging, seine frühern Studien auf diesem Literaturgebiet weiter auszudehnen und auszugestalten, erkannte er bald, daß es sich im wesentlichen und zunächst um eine Geschichte der Aufklärung handeln werde. Da er aber schon in seinem ersten Entwurf den „Kampf

der Aufklärung mit dem Akademismus" und (zunächst unbewußt) den Uebergang der Ideale der Aufklärer in neue Ideale ins Auge faßte, so ergab sich daraus eine abermalige große Erweiterung des Entwurfs, deren ganze Tragweite Hettner erst nach längerer Zeit ermessen sollte. Zunächst warf er sich rüstig in die vielverheißende Aufgabe, und wenn ihm alsbald klar wurde, daß mit der Lösung derselben eine „wüste Vielleserei" nothwendig verbunden sei, so träumte er doch noch, in wenigen Jahren das begonnene große Werk zu vollenden.

Einstweilen beglückten ihn mit der beginnenden Ausarbeitung die Reihe interessanter Detailstudien und das Gefühl, eine große Masse zu organisiren. Im Winter von 1853 auf 1854 gab er eine erste Frucht und Probe seiner Arbeit, indem er seine eingehenden Studien über Defoe's Robinson und dessen Nachahmungen und Nachwirkungen in den Hauptliteraturen Europas zu einem Vortrag „Robinson und die Robinsonaden" benutzte, welcher zunächst im Rosensaal zu Jena, dann im Saale der Singakademie zu Berlin gehalten und als selbständige kleine Schrift (Berlin, W. Hertz, 1854) alsbald veröffentlicht wurde. Die Reise nach Berlin gab Anlaß zu einem hocherwünschten Zusammentreffen mit dem alten Freunde Gottfried Keller. Schon vor der Reise nach Griechenland hatte ein flüchtiges Wiedersehen in Berlin stattgefunden. Dasselbe hatte die Theilnahme und tiefe Verehrung Hettner's für den Dichter, welcher im Kampfe mit mancherlei Unbill des Lebens sich selbst und dem, was ihm als Aufgabe der Kunst galt, so unbedingt treu blieb, nur befestigt und gesteigert. „Es thut einem in innerster Seele wohl, wenn man Ihr ernstes Streben und Schaffen ansieht, denn der Ernst und die künstlerische Andacht sind doch jetzt eine sehr seltene Waare geworden." (Hettner an Keller, Jena, 16. September 1853). Als die Vorlesung in der berliner Singakademie für den 18. März 1854 in sicherer Aussicht stand, lud der Dichter den heidelberger Freund und Lehrer ein, sein Quartier in Berlin

bei ihm zu nehmen. Hettner freute sich dieses Anerbietens um so mehr, als er gerade in den ersten Wintermonaten des Jahres 1854 sich tief und mit wachsendem Entzücken in Keller's eben erschienenen Roman „Der grüne Heinrich" hineingelesen hatte und in den prächtigen Einzelheiten des tiefpoetischen Buches förmlich schwelgte. Er verlebte in Berlin mit dem Freunde sehr glückliche Tage. Und zugleich that sich eine Aussicht gemeinsamen Lebens und Wirkens in vielversprechender Weise auf. Im Frühling 1854 gewann der Plan der Errichtung eines großen eidgenössischen Polytechnikums in Zürich Gestalt, und die Eröffnung dieser Hochschule ward für das Jahr 1855 festgesetzt. Die züricher Freunde Keller's dachten daran, den Dichter als Lehrer der deutschen Literatur an die neue Anstalt zu ziehen. Gleichzeitig kam die Errichtung einer Professur für Kunstgeschichte und Archäologie in Frage, und Hettner war den maßgebenden Persönlichkeiten durch seine „Griechischen Reiseskizzen" wie durch den Ruf, den er als geistvoller Docent in Heidelberg erworben, in Jena vermehrt hatte, bestens empfohlen. Der Gedanke, mit dem poetischen Freunde zusammen in ganz neuen und eigenthümlichen Verhältnissen wirken zu können, hatte großen Reiz für ihn. Der Sommer von 1854 verging in fleißigster Arbeit am ersten Theile seines Buches und im heitersten Genuß des Gartens, ohne daß er in Bezug auf Zürich etwas vernahm, sodaß er schon Keller und sich mit dem Spruche „Kommt Zeit, kommt Rath" zu trösten begann. Als Keller seinerseits auf eine Lehrstelle am Polytechnikum verzichtete, verlor die Aussicht einen guten Theil ihres Schimmers und Hettner schrieb an Keller: „Ich muß gestehen, daß mir der hauptsächlichste Reiz das Zusammenleben und Wirken mit Ihnen war. Fällt also dieses weg, so mache ich mir verflucht wenig daraus." Trotz alledem brachte im Herbst 1854 hauptsächlich der Philolog Köchly Hettner's Berufung in Fluß. Am 18. November meldete Hettner seinem Moleschott: „Köchly in Zürich hat ohne mein Zuthun

meine Berufung an das dortige Polytechnikum als Professor der Archäologie und Kunstgeschichte betrieben, und es scheint allerdings, als werde diese zu Stande kommen. Gestern hat mich Köchly brieflich befragt, ob ich mit 3200 Francs zufrieden bin, und ich habe dies bejaht. Jedoch unterliegt die Sache noch der Begutachtung des eidgenössischen Schulrathes, der erst im December zusammentritt. Sprecht also vorderhand noch nicht davon. Ich hatte nach so mancher Enttäuschung den Gedanken an eine Universitätscarriere so durchaus aufgegeben, daß mich diese Geschichte doch einigermaßen in Aufregung gebracht hat. Jena und meinen hübschen Garten zu verlassen fällt mir schwer; jedoch kann ich mir nicht verhehlen, daß Jena immer mehr verfällt, ich habe dieses Semester nur zehn Zuhörer. Und andererseits lockt gerade Zürich mich sehr, um so mehr, da mir ein Polytechnikum weit mehr als eine Universität Gelegenheit bietet, unmittelbar auf Kunst und Kunstgewerbe einzuwirken. Mein Haus wird sich verkaufen oder vermiethen lassen."

Die mancherlei Enttäuschungen, deren Hettner in diesem Briefe gedenkt, bezogen sich auf ein paar rasch wieder verschwundene Aussichten auf eine größere Wirksamkeit. Während er in Griechenland reiste, hatte Karl Simrock, welcher die Professur der deutschen Literaturgeschichte in Bonn bekleidete, einen ehrenvollen Ruf nach München erhalten. Für den Fall er denselben angenommen hätte, waren Hettner Hoffnungen auf eine Stellung in Bonn gemacht. Indessen entschied sich rasch, daß der Rheinländer, der Simrock mit Leib und Seele war, den heimischen Strom um keinen Preis verlassen wollte. Auch eine flüchtig auftauchende Anfrage aus Leipzig blieb ohne thatsächliche Folge. Viel günstiger ließen sich die Dinge in Zürich an, wo die Berufung wol sicher gewesen wäre. Ehe indeß der eidgenössische Erziehungsrath im December 1854 zusammentrat, war Hettner's weiteres Lebensschicksal von anderer Seite her entschieden worden.

In Dresden, wohin Berthold Auerbach seit einigen Jahren übergesiedelt war, bot sich ganz unverhofft eine Stellung für Hettner. Hofrath Heinrich Wilhelm Schulz, der bis dahin einer Reihe von Kunstinstituten und Kunstangelegenheiten der sächsischen Residenz vorgestanden, fühlte sich durch seine Gesundheitsumstände gedrungen, das Directorat der königlichen Antikensammlung und des Museums der Gipsabgüsse (des sogenannten Mengs'schen Museums) in andere Hände zu legen. Von vornherein war die Berufung eines jüngern Gelehrten, der mit frischem Sinn und regem Antheil sich nicht nur den beiden Sammlungen, sondern dem gesammten Kunstleben Dresdens widmen könne, ins Auge gefaßt. Auerbach, der viel in den Kreisen der hervorragenden Künstler Dresdens, namentlich Rietschel's, Schnorr's, Bendemann's, Hübner's u. a. verkehrte, wies mit freundschaftlicher Wärme auf Hettner hin, welcher alle wünschenswerthen Eigenschaften in sich vereinige, und rieth zu gleicher Zeit dem Freunde, sich alsbald und ehe andere Bewerbungen erfolgten, persönlich in Dresden vorzustellen. Hettner, dem die Aussicht, sich einen Wirkungskreis in Dresden eröffnet zu sehen, im höchsten Maße verlockend erschien, zögerte nicht, dem Winke zu folgen. Er kam Mitte December nach Dresden und erfreute sich an den entscheidenden Stellen: bei dem Minister des königlichen Hauses Herrn von Zeschau, bei dem Ministerialdirector im Ministerium des Innern Geheimrath Dr. Kohlschütter und bei Hofrath Dr. Schulz selbst wie bei allen Gliedern des akademischen Rathes, denen eine berathende Stimme in Kunstangelegenheiten zustand, der besten Aufnahme. Die ohnehin seiner Berufung günstige Stimmung wurde durch die persönliche Bekanntschaft mit dem geistvoll frischen, jugendlich liebenswürdigen Manne allerorts erhöht, und er durfte nach wenigen Tagen mit der Gewißheit nach Jena zurückkehren, daß seine Ernennung schon entschieden und alles Weitere nur Formsache sei. Natürlich feierten er und seine Frau ein Weihnachtsfest voll erregter, aber froher

Erwartungen. Wenige Tage nach Neujahr traf das entscheidende Schreiben des Hofraths H. W. Schulz in Jena ein. Es lautete: „Hochgeehrter Herr Professor, da es Ihnen wahrscheinlich erwünscht sein wird, bald eine bestimmte Nachricht wegen Uebertragung der Directorstelle bei der königlichen Antikensammlung und dem Museum der Gipsabgüsse zu erhalten, so eröffne ich Ihnen hierdurch, daß Sie Ihre Ernennung als gewiß ansehen und um Ihre Entlassung aus dem Großherzoglich sächsischen Staatsdienste ansuchen können. Da der Geschäftsgang wegen der Concurrenz der Ministerien des Innern und des Königlichen Hauses, etwas weitläufig ist, so habe ich mich zunächst mündlich mit den Ministern und dem Geheimen Rath Kohlschütter verständigt und mich im voraus der Genehmigung des Königs versichert. In Betreff der Beibehaltung des Professortitels werde ich das Erforderliche bei der schriftlichen Berichterstattung an Seine Majestät besorgen. Wenn wir Ihnen die officielle Benachrichtigung wegen Ihrer Ernennung zusenden werden, werden wir zugleich die Anfrage an Sie stellen, wann Sie hier eintreten können. Es wird uns zwar sehr erwünscht sein, Sie baldigst hier zu sehen, doch bin ich der Ansicht, daß es auf ein paar Wochen nicht ankommt, wenn Sie deren wegen Abschließung Ihrer Geschäfte in Jena bedürfen, indem der Umzug der Gipssammlung noch mit einiger Verzögerung verknüpft sein wird."

Es war keine glänzende Stellung im heutigen Sinne, welche Hettner hiermit errang. Der Gehalt derselben betrug zunächst nicht mehr als 700 Thaler, eine weitere Verbesserung desselben war ebenso wie die Erweiterung des Wirkungskreises in nächste Aussicht gestellt. Aber selbst ohne dies würde Hettner Ursache gehabt haben, sein Glück zu preisen. Denn sein neues Amt, indem es ihn in jede wünschenswerthe Beziehung zur Kunst- und Literaturwelt Dresdens brachte, ließ ihm zu eigenen Arbeiten hinreichende Muße. Er besann sich sonach keinen Augenblick, in Dresden definitiv anzunehmen und in fliegender Eile nach Zürich

zu schreiben, daß er „bereits versorgt sei". Hätte er vorausahnen können, daß Moleschott (welcher im verwichenen Sommer infolge einer ihm im Auftrag des badischen Ministeriums ertheilten Verwarnung seine Lehrthätigkeit an der Universität Heidelberg eingestellt hatte) kaum zwei Jahre später an die Universität Zürich berufen werden sollte, so würde seine Feder etwas langsamer über das Papier geglitten, aber seine Entscheidung doch wol dieselbe geblieben sein.

Eine ernste Sorge bereitete ihm angesichts der neuen Aufgaben, welche das neue Amt und das neue Leben bringen mußten, seine „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts", deren ersten Theil, die „Geschichte der englischen Literatur", er rüstig gefördert hatte und deren Druck soeben begonnen worden war. Nach Möglichkeit suchte er die Zeit, die ihm im stillen Jena noch blieb, auszukaufen. Allein kaum war die Kunde seines bevorstehenden Scheidens erklungen, so beeilte man sich von allen Seiten, ihm durch herzliche Freundschaftsbeweise den Abschied von Jena zu erschweren. Im letzten jenenser Briefe an Moleschott (15. März 1855) mußte Hettner eingestehen, daß er noch vier lange Kapitel der englischen Literaturgeschichte zu schreiben habe, wozu er in Dresden vor dem Ende des Sommers schwerlich gelangen werde, und fügte gleichsam erläuternd und entschuldigend hinzu: „Unsere Tage in Jena sind jetzt gezählt. Wir sind wahrhaft angegriffen von den vielen Abschiedsfesten, die uns jetzt gegeben werden; wie wir denn überhaupt mit einigem Behagen empfinden, daß man hier unser Weggehen bedauert und uns ein freundliches Andenken bewahren wird." Und so schloß denn die Lebensepisode in Jena, die unter so guten Vorzeichen begonnen hatte, mit einem freundlichen Ausklang; Hettner bewahrte zeitlebens der thüringischen Universitätsstadt eine entschiedene Vorliebe und unterhielt die Beziehungen, welche er hier angeknüpft hatte, unter allem Wechsel der Verhältnisse mit großer Treue und Beständigkeit.

11.

Der Eintritt in Dresden.

Der frohesten Hoffnungen voll hatte Hettner mit den Seinigen Jena verlassen — schwer krank langte er am Abend des 27. März 1855 im Hotel „Stadt Gotha" in Dresden an. Eine starke Erkältung, die er sich entweder in den letzten Tagen in Jena oder während der Fahrt von Jena nach Apolda zugezogen hatte, warf ihn auf ein schmerzensvolles und bedenkliches Krankenlager. Der herzugerufene Arzt, Professor Eberhard Richter, erkannte augenblicklich, daß Hettner von einem heftigen Gelenkrheumatismus befallen sei, bedeutsam genug, von demselben tückischen Uebel, das siebenundzwanzig Jahre später sein Ende herbeiführen sollte. Für diesmal blieb es bei ernsten Besorgnissen. Der Minister des Königlichen Hauses Herr von Zeschau, welcher Hettner unmittelbar auf die Kunde von dessen Erkrankung im Gasthof aufsuchte, ging allerdings mit der untröstlichen Ueberzeugung hinweg, daß er den kaum gewonnenen neuen Director, dessen Persönlichkeit ihm einen so vertrauenerweckenden und angenehmen Eindruck gemacht, alsbald wieder verlieren werde. Der behandelnde Arzt aber gab schon nach wenigen Tagen bessere Hoffnung. Immerhin konnte Marie Hettner erst am 12. April

an Sophie Moleschott berichten, daß die schmerzhafte Gelenkentzündung zu weichen beginne: „Heute ist mein armer Mann wieder aufgestanden und es ist ihm gut bekommen. . . Daß ich bisjetzt noch nichts von den Persönlichkeiten (Dresdens) zu schildern weiß, ist klar. Das Herz geht mir aber doch wieder auf, in Dresden zu sein. Sind wir erst über diesen Berg hinüber, dann wollen wir wieder recht muthvoll in die Welt hineinblicken!" Und im ersten eigenen Briefe an den heidelberger Freund (Dresden, 12. Mai 1855) mußte Hettner selbst wiederholen: „Ich habe noch immer nicht die volle Gesundheit wieder. Ich darf jetzt ausgehen, bin aber immer noch sehr steif und stelzfüßig. Mein Amt habe ich noch nicht angetreten und vor Pfingsten werde ich wol auch schwerlich dazu kommen. Ungeachtet aller dieser Trübsal durchdringt uns doch täglich das Glücksgefühl, in Dresden zu sein. Man muß Dresden, seine Umgebungen, seine Kunstsammlungen, sein classisches Theater kennen, um in vollem Umfange zu schätzen, was es heißt, Dresden fortan für sich und seine Kinder seine feste Heimat nennen zu dürfen. Mein Umgang ist hier äußerst anregend: Bendemann Julius Hübner, Rietschel, Auerbach, Andree, Gutzkow u. s. w."

Die Stimmung froher Erwartung steigerte sich noch, als in den ersten schönen Frühlingstagen eine an der Lindenallee der Bergstraße zwischen Gärten anmuthig gelegene Wohnung bezogen war und Hettner die Direction der ihm anvertrauten beiden Sammlungen wirklich übernommen hatte. Die Antikensammlung fand er in den schon seit längern Jahren benutzten Räumen des Japanischen Palais in der Neustadt wohl geborgen, die Sammlung der Gipsabgüsse hatte er alsbald aus ihrem seitherigen Local in die schönen Räume des Zwingers und des mit diesem verbundenen Neuen Museums überzuführen. Der Bezug dieses Neubaues bildete einen wichtigen Abschnitt im dresdener Kunstleben, und Hettner pries sich mit Recht glücklich, gerade

in dieser Zeit seine Thätigkeit beginnen zu dürfen. Schon im Herbst und für den Winter 1855 zu 1856 wurden ihm die kunstgeschichtlichen Vorträge an der Akademie der bildenden Künste, auf die ihm von vornherein Aussicht eröffnet worden war, übertragen; gleichzeitig erhielt er den Auftrag, für die beiden ihm unterstellten Sammlungen neue Kataloge auszuarbeiten, sodaß er sich für den Augenblick vollständig den kunsthistorischen Studien zurückgegeben sah, und die Weiterführung der „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts", deren erster Theil, die „Geschichte der englischen Literatur des 18. Jahrhunderts", im Herbst hervortrat, weit hätte hinausschieben müssen, auch wenn sich dieser Weiterführung nicht bald weit ernstere und schmerzlichere Hindernisse in den Weg gestellt hätten. Der Sommer verstrich dem jungen Paare in angenehmer Weise, die geselligen Verbindungen und Beziehungen gewannen beinahe zu große Ausdehnung, sodaß Hettner bereits über die „unablässigen Einladungen" zu klagen anfing. Hohe Genüsse bot vor allem das Theater, an welchem Dawison, der erste Schauspieler der Zeit, noch gemeinsam mit Emil Devrient, mit Marie Bayer-Bürck und einer Reihe von Kräften „zweiten Ranges" wirkte, welche man in jener reichen Zeit kaum nach Verdienst würdigte, um sich zwei Jahrzehnte später recht herzlich nach ihnen zurückzusehnen. Hettner und seine Frau waren fleißige Besucher des Hoftheaters. „Man lebt angesichts solcher Leistungen wieder auf, wenn man immer in kleinen Städten hat herumlungern müssen", schrieb er (Dresden, 18. Juli 1855) seinem Moleschott. Der Sommer brachte Ausflüge in die schönen Umgebungen Dresdens, die Hettner schon in seinen Schülertagen kennen gelernt und jetzt mit frischem Sinne neu aufsuchte.

Seine amtlichen Verhältnisse ließen sich günstig und glücklich an. Das Kunstleben Dresdens bot ihm unmittelbare und reiche Anregungen, auch äußere Anlässe zur literarischen Thätigkeit. Noch im Herbst von 1855 schrieb er die frische Schilderung

„Das neue Museum in Dresden", welche in der „Wissenschaftlichen Beilage zur Leipziger Zeitung" (Jahrgang 1855, Nr. 84, 86, 90; wieder abgedruckt in „Kleine Schriften") veröffentlicht wurde. Und während der Wintermonate nahm ihn der Katalog für die Antikensammlung, die zum Theil neu aufgestellt wurde, stark in Anspruch, seine römischen Aufzeichnungen und Studienhefte gediehen wieder zu Ehren, seit Jahren hatte er sich „nicht so entschieden als Archäolog gefühlt". Die alten Gedanken, eine Geschichte und Aesthetik der Landschaftsmalerei zu schreiben, regten sich angesichts der Schätze der Bildergalerie und manches lebendigen Eindrucks, den er in Kunstausstellung und Malerateliers empfing, aufs neue. Alles schien ein glückliches Gleichgewicht von Lebensgenuß und stiller fruchtreicher Arbeit zu versprechen, als sich mit einemmale dunkle Schatten über diese erfreulichen Zukunftsaussichten zu legen begannen.

Im Herbst 1855 fühlte sich Marie Hettner in unerklärlicher Weise bedrückt und tief unglücklich. Die völlig veränderten Lebensverhältnisse, in denen sie sich fand und denen sie anfänglich mit so viel Muth und Lust entgegengeblickt hatte, erschienen ihr jetzt beängstigend, ja widerwärtig. Ihre feinfühlige und im edelsten Sinne schlichte Natur mochte von gewissen Aeußerlichkeiten der dresdener ästhetischen Bildung unbehaglich berührt werden und sie hatte dessen kein Hehl; ihrem durch nnd durch wahren Wesen fielen einzelne Forderungen des neuen geselligen Lebens schwer, aber der Trübsinn, dem sie sich hingab und der ihrem Gatten ernste Sorgen verursachte, konnte nicht aus dieser Quelle stammen. Ende August und Anfang September reiste sie nach Koburg und dem väterlichen Gute Füllbach, allein der dreiwöchentliche Aufenthalt daselbst brachte keine Besserung des räthselhaften Zustandes. Die zugezogenen Aerzte und Moleschott, dem Hettner im Vertrauen Mittheilungen über die Lage machte, welche ihn beängstigte, sprachen von einem Nervenleiden. Noch Anfang December, als Gottfried Keller auf der Heimreise von

Berlin nach Zürich einige Tage in Dresden verweilte und von dem alten heidelberger Freunde mit herzlicher Freude begrüßt ward, wich der schwere und unerklärliche Trübsinn nur auf Stunden. Erst kurz vor Weihnachten trat eine Besserung ein, das Weihnachtsfest, das letzte, das ihr gegönnt sein sollte, ward von Marie und ihrem Gatten gleich fröhlich verbracht, und im Januar konnte er Keller, welcher an der Krankheit der von ihm hochgehaltenen Frau innigen Antheil genommen hatte, nach Zürich melden: „Ihnen vor allen muß ich melden, daß meine gute Frau jetzt in Gesundheit und Gemüthsstimmung wieder zu ihrer frühern Frische und Unbefangenheit zurückgekehrt ist. Damit ist Ruhe und Glück wieder in unsern Mauern heimisch geworden, und ich segne diese glückliche Wendung um so inniger, je ernstere Sorgen mir dieser Trübsinn machte."

Leider war es nur ein flüchtiger Hoffnungsschein, der Hettner die frohe Zuversicht seines Wesens und die Freude an dem inzwischen erschienenen ersten Theile seiner „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" für kurze Zeit zurückgab. Schon in den ersten Februarwochen kam bei Marie Hettner die tückische Krankheit, deren Vorbote ihre unerklärliche Melancholie gewesen war, zum Ausbruch. Am 1. März schrieb Hettner an Moleschott, der ihm bekümmerten Herzens eine vorübergehende Erkrankung seiner eigenen Frau gemeldet hatte: „Auch bei uns geht es schlecht. Marie hat sich, wahrscheinlich auf einem Ball, stark erkältet. Seit drei Wochen liegt sie im Bett, hart an einem rheumatischen Fieber leidend." Hettner glaubte anfänglich, daß es sich um eine Gelenkentzündung handle, wie er sie im vorigen Jahr beim Eintritt in Dresden bestanden hatte. Bald stellten sich aber bedenklichere Anzeichen heraus, in bangen Wochen schwebten er und die Familien in Koburg und Hirschberg zwischen Furcht und Hoffnung auf und ab. Schließlich ward es nur zu gewiß, daß eine Blutvergiftung drohe. Die Briefe Hettner's an seinen Vater und seinen Schwager, Ernst von Stockmar, aus diesen

Leidenswochen zeigen, welche dumpfe Verzweiflung nach und nach seine Seele zu erfüllen begann. Anfang April schon war der Zustand der armen Dulderin ein solcher, daß ihre Auflösung befürchtet werden mußte. Gerade in diesen Tagen erhielt Hettner Gottfried Keller's Novellenbuch „Die Leute von Seldwyla". Am 12. April schrieb er dem Dichter: „Seit Wochen wankt meine Frau mit unsäglichen Leiden ihrer unrettbaren Auflösung entgegen. Meine Stimmung ist trostlos. In dieser Zeit hat mich Ihre vortreffliche Dichtung erhoben und erquickt in einer Weise, wie es nur die vollendetste Schönheit vermag. Freund — Sie haben ein classisches Werk geschaffen. Namentlich Ihre «Frau Regula» und Ihr «Romeo und Julie» wird leben, solange die deutsche Zunge lebt. Glück auf, Glück auf!... Lassen Sie den schönen Frühling warm und strahlend in Ihr Herz ziehen; für mich bietet er diesmal nur Schmerz und Trauer!" Von Mitte April bis zu den ersten Maitagen trat indeß eine jener trügerischen Besserungen ein, welche seinen Muth wieder hoben. Erst wenige Tage vor der letzten Katastrophe wagten die Aerzte keine Hoffnung mehr zu geben — am 16. Mai 1856 verschied Marie Hettner.

Der Schmerz des überlebenden Gatten war tief und aufrichtig, ein Gefühl, daß sein Leben für immer gebrochen sei, überkam ihn. Wohl that er alles, was ihm als Pflicht gegen seine Kinder, seine Umgebung und gegen sein Amt erschien, aber die Trauer wollte ihr Recht und machte, wie bei jeder ernstern Natur, erst dann ihre volle Stärke geltend, als die raschlebende Welt bereits der Meinung war, es sei nun Zeit, sich zu fügen und zu vergessen. Hettner reiste, nachdem die Erschütterungen der ersten Monate überwunden waren, mit seinen Kindern in das stille thüringische Bad Arnstadt und kehrte von dort alsbald wieder heim, um in der eifrigen Arbeit an seinem großen Buche ein Gegengewicht gegen das Leid zu suchen, das ihn niederbeugte. Aber er mußte die Erfahrung machen, daß ihm Voltaire

und die französischen Encyklopädisten, denen seine nächsten Studien galten, in dieser Lebensstimmung wenig Trost brachten. Am 23. November 1856 schrieb er an Jakob und Sophie Moleschott: „Ihr steht mir am nächsten in der ganzen Welt; mein Gemüth ist traurig und öde und ich weiß niemand außer Euch, den ich offen hineinschauen lassen möchte in diese trostlose Vereinsamung! Noch habe ich wenige Tage ohne Thränen. Dies ist nicht Schwäche und feige Weichmüthigkeit; es ist die täglich wachsende Einsicht, daß mein Glück für immer vernichtet ist. Nicht blos Marie, die treue und gute, ist mir genommen; sondern ebenso sehr meine Vergangenheit, die mit unzählbaren Fäden an das Bild Mariens geknüpft ist. Alle Erinnerungen an Italien, an Heidelberg, an Jena sind mir jetzt, so oft sie mir auftauchen, nur störende Feinde, denn ich suche vergebens nach derjenigen, die mit mir diese Erlebnisse theilte und die der Preis und die Krone derselben war. Und denke ich an die Zukunft, so sehe ich auch da nichts als starre Gleichgültigkeit. Selbst meine Schriftstellerei macht mir keine Freude mehr. Jede Anerkennung ist mir nur die Quelle für neuen Schmerz; denn ich kann diese Anerkennung nicht theilen mit derjenigen, für welche ich arbeitete, strebte und lebte!"

In diesen Tagen erfüllte ihn nichts mit einem Gefühl der Beglückung, als daß in Rietschel's Atelier ein vorzügliches Reliefporträt der Geschiedenen vollendet wurde, das zusammt dem Goethe'schen wundervollen Trostwort: „Der du von dem Himmel bist", welches die theure Todte in ihren Leidenstagen oft auf den Lippen gehabt, ihre letzte Ruhestätte auf dem dresdener Annenfriedhof schmückte. Nicht nur durch diese Arbeit trat Rietschel unter allen dresdener Künstlern Hettner immer näher. Als eine „im höchsten Sinne reine und edle Natur" gewann er Hettner's vollste Sympathie, und die wenigen arbeits- und ruhmreichen Jahre, die dem großen Bildhauer noch beschieden waren, gestalteten das Verhältniß desselben zu dem jüngern Gelehrten

um so inniger, als Hettner jetzt auch Mitglied des akademischen Rathes der Kunstakademie war. An der Schöpfung der Schiller-Goethegruppe für Weimar, die eben jetzt in Rietschel's Atelier ihrer Vollendung entgegengeführt ward, nahm er den lebhaftesten innersten Antheil, schon zu Anfang des Jahres 1857 brachte die (damalige augsburger) „Allgemeine Zeitung" eine erste öffentliche Besprechung des Kunstwerks aus Hettner's Feder. Im übrigen empfand Hettner bei der Verödung seines Hauses den Mangel eines völlig gleichgesinnten Freundes sehr ernstlich und tief. Und so glücklich er sich ursprünglich gepriesen hatte, so unabweisbar kamen jetzt Tage und Stunden, in denen die Berufung nach Dresden ihm fast wie eine Tücke des Schicksals erschien. Im Frühjahr 1856 war Moleschott einer Berufung als Professor der Physiologie an die Universität Zürich gefolgt, wenige Monate früher, wie berichtet, Gottfried Keller aus Norddeutschland nach der Heimat zurückgekehrt, Alt-Heidelberg schien sich an der Limmat wieder zusammenzufinden.

Im Sommer des Jahres 1857 unternahm Hettner in Gemeinschaft mit seinem Arzte Professor Eberhard Richter, dem Genremaler Professor Gonne und dessen Frau eine größere lange geplante Reise nach England und Frankreich. Den nächsten Anlaß zu derselben gab die große Kunstausstellung in Manchester, an deren Darbietungen Hettner entschiedenen, wenngleich mehr kritischen als genießenden Antheil nahm. Von Manchester ging er nach Liverpool und gewann hier wie überhaupt auf der ganzen Reise, wie er in einem Briefe in die Heimat rühmte, ganz neue Anschauungen der großen Welt- und Verkehrsverhältnisse. Dem Aufenthalt in Manchester und Liverpool folgte ein kurzer Besuch von Oxford und ein mehrwöchentlicher von London. Die Ueberfülle der hier auf ihn einstürmenden Eindrücke brachte ihn zu dem stillen Gelübde, bei nächster Gelegenheit die englische Hauptstadt „ruhiger" wiederzusehen, bekanntlich eins von den Gelübden, die nie gehalten werden. Den bis zur Betäu-

bung bewegten drei Wochen in London folgten schließlich ebensolche in Paris, das Hettner zum ersten mal sah und dessen Reize ihn länger fesselten, als er anfänglich beabsichtigte. Gegenüber dem brausenden Strom des Lebens von London erschien ihm Paris beinahe lieblich und idyllisch, die Schönheit der landschaftlichen Umgebungen entzückte, der Reichthum an Kunstschätzen überwältigte ihn. Er sah Paris in den Glanzjahren des zweiten Kaiserreichs und empfand bei einer verhältnißmäßig kurzen Anwesenheit natürlich zunächst nur die fröhliche Leichtigkeit, die Anmuth des pariser Lebens, sodaß er sich in einem kurz nach der Heimkehr geschriebenen Briefe bis zu dem flüchtigen Wunsche verstieg, dauernd in Paris weilen zu können. Auch für seine literarische Arbeit war der Aufenthalt in Paris von Wichtigkeit. Er hatte, wie erwähnt, sich ernstlich gemüht, Kraft und Stimmung für die Gestaltung des zweiten Theiles seiner „Literaturgeschichte", der die französische Literatur im 18. Jahrhundert behandeln sollte, zu gewinnen. Jetzt regte die Anschauung der Bauten und Gärten von Versailles, der Straßen und Häuser des alten Paris, von denen damals noch ein guter Theil mehr vorhanden war als gegenwärtig, so mancher Erinnerungen an die Aufklärer und Encyklopädisten, welche die kaiserliche Bibliothek bewahrte, das Interesse an der darzustellenden Zeit und ihren interessanten und bedeutenden Charakterköpfen lebendig wieder an, und noch im Herbst 1857 konnte Hettner die Hoffnung aussprechen, binnen Jahresfrist zu einem Abschluß des zweiten Theiles seines Buches zu gelangen.

Nur ungern verzichtete er darauf, die künstlerischen Eindrücke der Reise, welche zunächst nur seinen kunsthistorischen Vorlesungen zugute kamen, auch wissenschaftlich-literarisch zu verwerthen. Bereits jetzt begann er zu empfinden, daß das größere literarhistorische Werk, welches ihn tiefer und weiter lockte, als er in den Anfängen geahnt, ihm kaum Zeit zu kunsthistorischen

Arbeiten lasse, so vollen und warmen Antheil er auch dem vergangenen wie gegenwärtigen Kunstleben widmete. Ein Aufsatz über das „Wellington-Denkmal" (augsburger „Allgemeine Zeitung" 1857, Nr. 264) blieb vereinzelt. Der außerordentliche und seltene Erfolg seiner an der Kunstakademie gehaltenen und einem größern Publikum zugänglich gemachten kunsthistorischen Vorlesungen erhielt ihm allerdings das Gefühl lebendig, daß er in seiner eigentlichen Wissenschaft auch der öffentlichen Wirksamkeit nicht entbehre. An ein Aufgeben der „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" dachte er trotz des Zwiespaltes, in welchen er durch die übernommene Arbeitspflicht gesetzt ward, natürlich nicht, und die Vielseitigkeit seiner Natur und Bildung würde es ihm zu dieser Zeit noch sehr schwer gemacht haben, sich ausschließlich und streng auf literarische Vorsätze zu beschränken, welche mit seinem Amt im unmittelbarsten Zusammenhang standen.

Im übrigen empfand er, obschon er gefaßter, arbeitsfroher und hoffnungsreicher dem nächsten Winter entgegensah, seine Vereinsamung bei der Heimkehr wiederum schmerzlich. Mit einem äußern Entschluß war dieselbe nicht zu heben, ein Besuch, den er noch im Herbst in Koburg und an den Stätten einstigen Glücks machte, brachte ihm dies zum vollen Bewußtsein. Und noch am 19. November schrieb er an Gottfried Keller, ein Bild seines ganzen gegenwärtigen Daseins entwerfend: „Mir geht es erträglich. Aber meine Stimmung ist freudlos, ohne Aussicht in die Zukunft. Glücklicherweise sind meine drei Kinder lieb, gesund, jedes in seiner Weise angenehm. In meinen Arbeiten bin ich leider fortwährend gestört worden. Im Winter habe ich das Museum der Gipsabgüsse neu eingerichtet; die kunstgeschichtlichen Vorlesungen an der Kunstakademie mit einem Auditorium von 186 Zuhörern nehmen mir auch viel Zeit weg; dazu Fremdenbesuche, Diners und Soupers zum Tollwerden... Dresden ist angenehm. Aber mir fehlt ein näherer Freund,

wie ich solche in Heidelberg und Jena hatte. Umgang zum Ueberfluß, wirklich innige Verhältnisse gar keine. Mir ist oft sehr öde zu Muthe, dumpf=gleichgültig, ohne Ziel und Plan!"

Eine Wandlung aller dieser Zustände stand nahe bevor, aber wer am Glücke verzagen gelernt hat, überhört oft das erste leise Klopfen desselben an der eigenen Pforte.

12.

Neues Leben.

Zu denjenigen Familien, welche Hettner vom Augenblicke seines Eintritts in die dresdener Verhältnisse an freundlich und herzlich aufgenommen hatten, und in deren Lebenskreise er sich wohl fühlte, gehörte die des Malers August Grahl. Mit seinem Schwiegervater, dem Bankier Oppenheim gemeinsam, bewohnte Grahl und seine kinderreiche Familie zwei Häuser im edelsten Renaissancestil, welche Semper in den letzten dreißiger und ersten vierziger Jahren erbaut hatte, und von denen das an der Bürgerwiese gelegene Haus als Winter-, die in der Neustadt, inmitten eines schattigen Gartens dicht an der Elbe sich erhebende „Villa Rosa“ als Sommerwohnung diente. Die vermögende und gastfreie Familie gab seit Jahren einen der Mittelpunkte der edlern Geselligkeit Dresdens ab, hervorragende und interessante Menschen aller Art, namentlich aber bildende Künstler, denen Aug. Grahl durch eigene Kunstübung, eine auf großen Reisen und durch mannichfaltige Studien geschulte Kunstkennerschaft und den Besitz vorzüglicher Kunstwerke besonders nahe stand, gingen hier aus und ein. Der ebenso geniale als unglückliche Alfred Rethel war ein Schwiegersohn Grahl's; alle heranwachsenden Kinder des letztern standen von Jugend auf künstlerischen Menschen

wie den Schöpfungen der Kunst mit reger innerer Theilnahme gegenüber. Die geistige Atmosphäre, welche in diesem Hause herrschte, eine Lebenshaltung, in der sich die Gewöhnung an das Große und Schöne mit ernster Schlichtheit verband, hatten auch auf Hettner ihre Anziehungskraft ausgeübt, und selbst in dem schlimmen und öden Winter, welcher dem Tode seiner Frau gefolgt war, in einer Zeit, wo er sich scheu in sich selbst zurückzog, hatte er sich den Besuch dieses Hauses nicht versagen mögen. Vielleicht daß schon damals, dem Schmerzgebeugten noch selbst unbewußt, eine geheime milde Anziehungskraft von derjenigen Tochter des Grahl'schen Hauses ausging, welche dem „Schiffbrüchigen", wie er sich oft selbst nannte, das verlorene Glück, die volle Freudigkeit des Daseins und Wirkens zurückgeben sollte.

Was seither dunkle und unbestimmte Empfindung gewesen, trat jetzt im Winter von 1857 auf 1858 in voller Bestimmtheit hervor. Moleschott hatte dem Freunde nicht umsonst das Goethe'sche Wort „Gedenke zu leben!" zugerufen. Hettner sah wieder frischen Blickes um sich, fühlte den dumpfen Druck weichen, der seither auf seiner Seele gelegen, und durfte um Neujahr 1858 nicht mehr daran zweifeln, daß eine starke und tiefe Neigung zu der jugendlichen Anna Grahl, der dritten Tochter Grahl's, sein Herz erfülle. Anna Grahl war 1838 zu Dresden geboren, stand also zu dieser Zeit im 19. Lebensjahre. Hettner, obschon ihm bald gewiß war, daß sie Antheil an seinem Leben und Streben nahm und mit zartem weiblichen Mitleid seine und seiner Kinder Lage verstand, wagte gleichwol nicht, sofort freudige Hoffnungen zu hegen. Feinfühlig, wie er war, zweifelte er, ob ein Mädchen, der durch ihre Jugend und ihre glückliche äußere Lage die ganze Welt offen stehe, entschlossen sein werde, ihr Schicksal mit dem seinen zu verbinden und die heilige Sorge, welche er für seine Kinder zu tragen hatte, mit ihm zu theilen. In Hangen und Bangen vergingen einige Wochen, ehe er volle beseligende Gewißheit gewann, daß er wieder geliebt werde und

zwar mit jener starken treuen Neigung, welche alle äußern Bedenken für nichts achtet und in den Opfern, die zu bringen sind, ein Glück mehr findet. Jubelnd und zaghaft zugleich meldete Hettner, nachdem er sich am 4. Februar 1858 mit Anna Grahl verlobt, die entscheidende Wendung in seinem Leben den züricher und andern Freunden. Was er von seiner Braut rühmte, daß sie, „in großen Verhältnissen aufgewachsen, sehr einfach und anspruchslos geblieben, daß sie rein, ohne Falsch, voll Treue und Innigkeit, von innerer Tüchtigkeit und Wahrhaftigkeit“ sei, das alles sollte sich im Verlauf langer glücklicher Jahre erproben. Und er sollte in seiner zweiten Gattin eine Lebensgefährtin gewinnen, welche den innersten verständnißvollen Antheil an seinem Streben und geistigen Schaffen nahm, welche bei unbegrenzter Verehrung für das Wollen und Können des geliebten Mannes die eigenthümliche Stellung ihres Gatten in der wissenschaftlichen Welt und der Literatur, in den besondern Verhältnissen Dresdens voll begriff und ihm in Mühen, Kämpfen, Schwierigkeiten und Enttäuschungen, welche aus dieser Stellung hervorgingen, eine so gute Ratherin und Trösterin ward, wie dies nur immer in einer ganz glücklichen Ehe möglich ist.

Hettner empfand ein tiefes Bedürfniß, sein neues ihn beglückendes Leben mit dem alten unvergessenen enger zu verbinden. Er entschloß sich, seine Hochzeitsreise nach der Schweiz zu richten, dort seine junge Gattin in den Kreis der frühern Freunde einzuführen und in herzlicher Aussprache, namentlich mit Moleschott und seiner Sophie, alle zerrissenen Fäden wieder anzuknüpfen. Er meldete sich und seine Anna für den Anfang des Juni in Zürich an und bat für die, welche er den Freunden zuführte, um die liebevolle Aufnahme, deren er selbst gewiß war. An Keller schrieb er (Dresden, 28. Mai), daß er herzliche Freude bei der Aussicht auf das Wiedersehen empfinde. „Wir haben so vieles, vieles auszutauschen, an Erlebnissen, an Plänen, an Thatsachen. Ich rechne darauf, daß wir einige gute Stunden

mit gemeinsamen Freunden und Bekannten zubringen. Sie und Moleschott sind die Hauptursache, daß ich meine Schritte gerade nach der Schweiz wende."

Jede Hoffnung, welche er auf diese Reise gesetzt haben mochte, ging ihm reich in Erfüllung. Am 23. Juni 1858 fand seine Hochzeit mit Anna Grahl statt, die Neuvermählten reisten über Nürnberg und Lindau nach der Schweiz und trafen Ende Juni in Zürich ein. Goldene Tage gingen ihnen hier auf. Moleschott und seine Frau waren überglücklich, sich zu überzeugen, welch gute Wahl Hettner für sich getroffen hatte, und kamen der jungen Frau mit aller Wärme der Freundschaft entgegen. Frau Anna tauschte in fröhlich bewegten Stunden mit Sophie Moleschott das schwesterliche, wie Hettner mit Gottfried Keller das brüderliche Du, sie wuchs rasch in die alten Lebens- und Empfindungskreise ihres Mannes hinein, und scheuchte damit die letzten Schatten, welche das neue junge Glück etwa hätten bedrohen können. Von Zürich aus ward eine Fahrt nach dem Berner Oberlande und dem Vierwaldstättersee unternommen, aber wegen Ungunst der Witterung abgekürzt und dafür der Aufenthalt in Zürich verlängert. Nur zu schnell entflogen auch diese schönen Tage. Ueber Ragaz und Pfäffers, über Chur, von wo aus ein entzückender Ausflug nach der Via-mala glückte und für manche Unbill des Wetters entschädigte, verließ das neue Ehepaar die Schweiz, um nach München zu reisen, wo die Eröffnung der großen historischen Kunstausstellung des Jahres 1858 in Aussicht stand. Es kam Hettner für seine Studienzwecke zugute, daß die Ausstellung im Glaspalast noch nicht eröffnet war, während ihm doch die Vergünstigung zutheil wurde, dieselbe mit seiner jungen Frau nach Herzenslust durchwandern und studiren zu können. Auch alle übrigen Kunstschätze Münchens wurden nach Gebühr gewürdigt, der Aufenthalt in der bairischen Hauptstadt währte etwas über eine Woche. Dann aber ging es im Fluge der Heimat zu, noch vor Ende Juli waren sie

sammt den Kindern in der neuen neueingerichteten Wohnung in einer stillen Gartenstraße Dresdens (Lindenstraße) völlig heimisch geworden. Im Gefühl des wiedergewonnenen Glückes, mit neuer Frische und Zuversicht kehrte Hettner zu seiner Arbeit, dem zweiten Theil der „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts“ zurück; schon im nächstfolgenden Jahre brachten die Westermann'schen „Illustrirten Monatshefte“ in den Charakteristiken Voltaire's, Rousseau's und Friedrich Melchior Grimm's die ersten Proben seiner französischen Literaturgeschichte.

Wenige Wochen nach seiner zweiten Heirath konnte Hettner (Dresden 31. Juli 1858) an Moleschott schreiben: „Es soll mir wieder zutheil werden, was mir seit der Krankheit und dem Tode Mariens nicht mehr zutheil geworden, das Bewußtsein, daß das eigene Haus und die gleichmäßige Gewohnheit der Arbeit das schönste Glück des Mannes ist.“ Und wenige Monate später (Dresden 9. December 1858) durfte er sagen: „Anna hat wieder Ruhe und Glück, Frische und Sonnenschein in mein vereinsamtes Leben gebracht. Ich bin so glücklich, wie ich nie geglaubt hätte es wieder werden zu können. So ist mir die Arbeit seit meiner Rückkehr erfreulich von statten gegangen. Ich lebe hier im stillen geschlossenen Kreise. Ich fühle mich nicht mehr vereinsamt wie früher, seitdem ich wieder durch meine Frau ein häusliches Glück und durch deren vortreffliche Familie einen gemüthserwärmenden Umgang habe. Außerdem verkehre ich nur noch mit einigen Künstlern. Mit den Schriftstellern bin ich völlig außer Verbindung.“

Die letzten Worte bezogen sich hauptsächlich auf das Verhältniß zu Berthold Auerbach. Leider hatte die Freundschaft beider Männer die Probe eines Zusammenlebens unter den eigenthümlichen Verhältnissen Dresdens nicht bestanden. Auerbach hatte sich warm theilnehmend bei dem schweren Schicksal gezeigt, das über Hettner nach dem ersten Jahre seines Lebens in Dresden hereinbrach. Hettner bewahrte ihm dafür wie für die freund-

schaftliche Wärme, die Auerbach bei seiner Berufung nach Dresden an den Tag gelegt, die aufrichtigste Dankbarkeit. Aber der junge Freund war von vornherein dadurch in ein misliches Verhältniß zu Auerbach gerathen, daß dieser von Hettner eine entschiedene Vertretung dessen, was er seine literarischen Interessen nannte, hoffte, erwartete und in gewissem Sinne selbst forderte. Es ist schon früher angedeutet worden, daß Hettner sich gerade in jener Zeit durch das nothwendige Hineinlesen in die überreiche Literatur des 18. Jahrhunderts seiner frühern Neigung für die Production der Gegenwart entfremdete und namentlich die sonst gern geübte Betheiligung an der Kritik poetischer Tageserscheinungen fallen ließ. Daß sich hierüber bei Auerbach, der eben damals auf der Höhe seines Schaffens stand, den „Diethelm von Buchenberg" und „Lehnhold" schrieb, ein gewisser Mismuth einstellte, war begreiflich und verzeihlich genug. Minder gerechtfertigt erschien es schon, daß Auerbach den Freund auch in die kleinlichen Kämpfe hereinzuziehen suchte, welche er mit Gutzkow fortgesetzt zu bestehen hatte, und es unfreundlich schalt, daß Hettner nicht jede Beziehung zu Gutzkow aufgeben mochte. Indeß war die persönliche Hochschätzung und wahrhafte Theilnahme, welche beide Männer, Hettner wie Auerbach, für einander empfanden, zu groß, als daß Verstimmungen und Misverständnisse zu einem eigentlichen Bruch hätten führen können. Leider aber ward ein solcher durch gewisse unerquickliche Vorkommnisse bei der Bildung des ersten Comité der Schillerstiftung unvermeidlich. Es lohnt nicht der Mühe, die Einzelheiten längstvergessener Coteriekämpfe wieder aufzufrischen, jedenfalls setzte sich in Auerbach's Seele der Verdacht fest, daß er von jenem Comité als Jude ausgeschlossen worden sei. Eine Verletzung dieses wunden Punktes seiner Psyche verzieh Auerbach nie, und da er fand, daß Hettner sich in dem Zerwürfniß nicht unbedingt auf seine Seite gestellt habe, so gingen fortan die Wege beider Männer, trotz verschiedener, namentlich durch Hettner's

Verlobung mit Anna Grahl nahegelegter Versöhnungsversuche, weit auseinander. Wenn aber Auerbach, wie eine Stelle in seinen kürzlich veröffentlichten „Briefen an seinen Freund Jakob Auerbach" zu erweisen scheint, eine dauernde Feindschaft und thätige Gegnerschaft Hettner's voraussetzte: „Glaube ja nicht, daß ich irgend aus Bitterkeit von Dresden schied; außer Hettner ist mir alles wohlgesinnt und will mich halten" (Berthold Auerbach. Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach, mit Vorbemerkungen von Friedrich Spielhagen und dem Herausgeber. Frankfurt am Main 1884, Bd. 1, S. 117), so war er im Irrthum. Alle Briefe Hettner's, die auf das Zerwürfniß Bezug nehmen, drücken schmerzliches Bedauern aus, und bis ans Lebensende bewahrte Hettner dem Schaffen und dem persönlichen Leben Auerbach's einen warmen und herzlichen Antheil.

Auch im Verhältnisse zu den bildenden Künstlern Dresdens, welches ihn so entschieden beglückt hatte, sollte es in den nächsten Jahren an Wandlungen und Verstimmungen nicht fehlen. Eduard Bendemaun verließ Dresden schon 1859, um dem Rufe als Director der Kunstakademie zu Düsseldorf zu folgen. Rietschel, der größte und zugleich der liebenswürdigste aller der Künstler, zu denen Hettner bei seinem ersten Eintritt in Dresden eine freundschaftliche Beziehung gewonnen hatte, von dem er wiederholt gerühmt: „Rietschel ist mir ein lieber, lieber Freund. Er ist einer der tüchtigsten und liebenswürdigsten Menschen auf dem Erdenrund", starb im Februar 1861. Hettner widmete ihm einen warmen Nachruf in der „National Zeitung" (Nr. 117 des Jahrgangs 1861) und eine seiner liebevollsten, eingehendsten und vorzüglichsten Abhandlungen in den „Grenzboten" (Jahrgang 1861, Bd. 2; wieder abgedruckt in den „Kleinen Schriften"). Unverhüllt gab er dem Schmerz um einen unersetzlichen Verlust Ausdruck und wandte die erhabene Strophe des Goethe'schen Epilogs zu Schiller's Glocke: „Denn er war unser", mit bestem Recht auf den früh geschiedenen Bildhauer an. Und zwischen dem Weggang Bendemann's und dem Tod Rietschel's

waren Zerwürfnisse mit einem guten Theil der dresdener Künstlerschaft durch Hettner's kritische Thätigkeit eingetreten. Er hatte sich, wie an allem geistigen Leben Dresdens, auch am „Sächsischen Kunstverein“ lebhaft betheiligt, und sich namentlich als Gegner des Princips bewährt, daß der Kunstverein eine Art Unterstützungsverein sei, der einer bestimmten Anzahl von mittelmäßigen Malern durch Ankauf ihrer Bilder die Existenz gewährleisten müsse. Er hatte darauf gedrungen, daß die künstlerische Bedeutung der Werke und nicht die persönliche Lage der Maler den Hauptgrund für den Ankauf abgeben müsse, war aber dabei, wie es in solchen Fällen immer zu gehen pflegt, auf einen sehr heftigen Widerstand gestoßen. Wer mochte einräumen, daß die dresdener Malerschule, soweit man überhaupt von einer solchen sprechen konnte, weit hinter den Leistungen der von Rietschel und Hähnel geschaffenen Bildhauerschule zurückgeblieben, wer sich klar machen, daß durch die fortgesetzte Begünstigung des Kleinlichen, Mittelmäßigen, Unwahren und Unlebendigen in der Kunst eine ernste Schädigung wenn nicht des gesammten, doch des localen Kunstlebens herbeigeführt werde? Die offene und öffentliche Aussprache über diese Dinge, die Hettner Pflicht dünkte, weckte nur Misstimmung in den betheiligten Kreisen. Man kam auf den Einfall, Hettner, der doch um die „Kunst“ zu „befördern“, nicht um sie zu schädigen nach Dresden berufen worden sei, namentlich auf eine Correspondenz in der „National-Zeitung“ hin, geradezu bei der Regierung zu verklagen. Natürlich lehnten Ministerium und Akademischer Rath jede Anmuthung, die freie Meinungsäußerung eines Kunstkritikers, welche durchaus in den Schranken sachlicher Kritik geblieben war, zu unterbinden, in entschiedener Weise ab. Immerhin aber war Dresden noch kleinstädtisch genug, um einem Zerwürfniß dieser Art „den Nachdruck mancher persönlichen und gesellschaftlichen Unannehmlichkeit zu geben“. Der Verein selbständiger Künstler, welcher Hettner ein paar Jahre zuvor zu seinem Ehrenmitglied ernannt hatte, zog jetzt in komisch-

naiver Entrüstung diese Ehrenmitgliedschaft zurück; der Verein jüngerer Künstler, welcher Hettner's Anschauungen näher stand, beeiferte sich, ihn durch seine Ehrenmitgliedschaft zu entschädigen.

Hettner's Stellung im Kunstleben und im gesammten öffentlichen Leben Dresdens ward natürlich durch solche Stürme im Wasserglas nicht erschüttert. Sie beruhte auf dem, was er war und leistete, und dem allgemeinen Gefühl von seiner Leistungskraft, sie ergab sich ungezwungen aus der Vielseitigkeit seiner Bildung und seiner geistigen Interessen, sie gestaltete sich mit jedem Jahre bedeutender und einflußreicher. Das glänzende Rednertalent Hettner's ward nicht nur für die unmittelbaren Zwecke der Kunstakademie, sondern beinahe an jedem festlichen und feierlichen Tage in Anspruch genommen; die Reden bei der Enthüllung des Denkmals für K. M. von Weber, bei der Säcularfeier der Dresdener Kunstakademie, bei der Enthüllung des Gellert-Denkmals in Hainichen, bei der Aufrichtung der Gedächtnißtafel für Winckelmann im Treppenhause des Japanischen Palais u Dresden, am Grabe Julius Schnorr's von Carolsfeld (welche in Hettner's „Kleinen Schriften" ihrem Wortlaut nach mitgetheilt sind) dürfen nur als wenige Proben seiner geistreichen Beherrschung grundverschiedener Aufgaben, seiner glücklichen Ausrucksfähigkeit für alle tiefern und bedeutsamern Allgemeinmpfindungen, seiner nie ermüdenden Theilnahme an Menschen und Dingen gelten. Viele der improvisirten und halbimprovirten Gelegenheitsreden Hettner's, die er selbst nicht aufbewahrt, leben treulich im Gedächtniß des großen Hörerkreises, welcher e vernommen. An Anlässen dazu fehlte es in dem mannichfaltig bewegten Leben Dresdens niemals: in mehr als einem Falle hatte Hettner für seine innersten Anschauungen mit dem Vollgewicht seiner persönlichen Geltung einzustehen. So als er im Juli 1862 bei dem zu Ehren Julius Schnorr's und zur Feier der Vollendung von dessen großer Bilderbibel von den jüngern Künstlern veranstalteten glänzenden und malerisch präch-

tigen Künstlerfeste zu Siebeneichen (beiläufig dem poesievollsten und größten Künstlerfest, das Dresden je gesehen) dem Gefeierten die Ehrerbietung und den Dank der großen Festversammlung auszusprechen hatte. Unumwunden bekannte er sich zu der Ueberzeugung, daß der große Idealismus, welcher dereinst die münchener Künstlerschule und die Träger des Wiederaufschwungs der deutschen Kunst beseelt habe, auch heute noch lebendig, bedeutsam und fruchtbar sei, sofern er nur von seinen Mängeln und Einseitigkeiten befreit, und vom Geiste treuen und echten Naturstudiums gekräftigt werde. Diese Ueberzeugung hielt er übrigens bis an sein Lebensende fest, ohne sich gegen die schöpferischen Leistungen des Realismus und selbst gegen die Verdienste des immer ausschließender und gebieterischer auftauchenden Naturalismus einseitig zu verschließen.

Nichts wünschte Hettner um diese Zeit lebhafter, als seine Kunstanschauungen, die in den einzelnen Aufsätzen über „Alfred Rethel" („Allgemeine Zeitung" 1859, Nr. 364 und 365; wieder abgedruckt in „Kleine Schriften"), über Rietschel's Luther-Denkmal, Kietz' List-Denkmal, über „den Bau der Kreuzschule zu Dresden" (Dresdner Journal 1863, Nr. 45) nur fragmentarisch zu Tage treten konnten, in einem größern Werke zu concentriren und historisch zu motiviren. Die Erfüllung dieses Wunsches hing durchaus von der Vollendung der „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" ab, und bei dem raschen Vorwärtsschreiten dieser Arbeit in der glücklichen Stimmung seines neugegründeten Hauses hatte er im Herbst 1859 an Moleschott geschrieben: „Mein zweiter Band erscheint hoffentlich noch bis Weihnachten. Der dritte Band ist mir in Umfang und Ton noch völlig unklar, soll aber so schnell als möglich vorschreiten. Ich will endlich eine Last abstoßen, welche mir die besten Jahre meines Lebens bedrückt. Sodann wende ich mich zur Kunstgeschichte zurück und denke an eine Entwickelungsgeschichte Rafael's."

In dieser Stimmung begann Hettner im Sommer 1860 die Arbeit an seinem dritten Theil und hatte noch kein Jahr den Vorarbeiten zu demselben gewidmet, als er klar erkannte, daß die ungeheuere Stofffülle, die Bedeutung der deutschen Culturentwickelung in dem in Rede stehenden Zeitraum und die Masse der über die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts existirenden Werke eine summarische und übersichtliche Behandlung wie bei dem englischen und französischen Theile des Gesammtwerks nahezu unmöglich machten. Je selbständiger er zu verfahren gedachte, und je fester er entschlossen war, „alle schlechten Dichter, welche in unsern Literaturgeschichten weitläufig behandelt werden, zur Seite zu werfen, um mehr Raum zu gewinnen für die Geschichte der Wissenschaft und allgemeinen Bildung", um so zweifelhafter schien ihm, ob dies in dem seitherigen engen oder einem nur wenig erweiterten Rahmen überall möglich sein werde. Die Anforderungen, welche er an sich selbst stellte, waren, wie bei jedem guten Schriftsteller, unablässig gewachsen. Der Wunsch, durch den letzten Theil seines Buches vor allem zu erweisen, wie ernst es ihm nicht nur um die großen Resultate aller historischen Forschung zu thun sei, sondern auch in vernachlässigten, auf ihren Zusammenhang mit der allgemeinen Entwickelung niemals ins Auge gefaßten Gebieten selbständige, ja tiefgehende Forschungen anzustellen, führte ihn bei seinem Grundentwurf stets weiter und weiter. Am Ende erkannte er, daß dieser dritte Theil in drei Bücher zerfallen müsse, von denen schon das erste, das er zunächst in Angriff nahm und bis zum Sommer 1862 zum Abschluß brachte, einen stattlichen Band füllte. Er hatte die Wahl, entweder sich selbst genugzuthun und dafür eine Reihe von Jahren mehr dem begonnenen Werke zu widmen, oder sich mit einer geistvollen Skizze zu begnügen, die nur äußerlich und scheinbar der Anlage und Durchführung der ersten Theile entsprochen haben würde. Diese Wahl war bald genug getroffen, aber schwer fiel es ihm aufs Herz, daß die

Rückkehr zur Kunstgeschichte und mancher mit ihr engverknüpfte Lebensplan nun wieder in weite, unabsehbare Ferne hinausgerückt sei. Und gut war es, daß ihm das Glück des eigenen Hauses jetzt nicht nur Arbeitsfreudigkeit, sondern auch jene geduldige Ruhe, jenen stillen Fleiß zurückgegeben hatte, der ohne Rast, aber auch ohne Hast einem fernen Ziel entgegenschreitet.

Hettner's Familie mehrte sich rasch; zu den drei Kindern erster Ehe schenkte ihm Frau Anna mehrere Söhne und Töchter, von denen Alfred am 6. August 1859, Marie am 20. October 1860, Martin am 11. Juli 1862, Franz am 28. November 1863, Rosa am 26. August 1865, Erich am 31. October 1868 und Otto am 27. Januar 1875, sämmtlich in Dresden, geboren wurden. Hettner hatte sich des frischen Aufblühens seiner Kinder nur zu erfreuen, und jeder seiner Briefe aus den sechziger wie aus spätern Jahren athmete das Gefühl tiefer Befriedigung. Seine Frau sah sich allerdings in den ersten Jahren mehr an das Haus gebannt, als ihm lieb war, und die früher geplanten Reisen mit ihr mußten auf spätere Zeit verschoben werden. Doch that er sich einigermaßen genug in kleinern Ausflügen, er führte seine Gattin nach seinem Geburtsland und Geburtsort, weil es ihm inneres Bedürfniß war, daß sie, die sein ganzes äußeres und inneres Leben kannte, auch mit den Stätten seiner Jugend vertraut sei. Zwei Jahre später folgte eine kurze Reise nach Teplitz und Prag, die Erfrischung brachte. Dem Leben in Dresden selbst ward dadurch reiche und erquickliche Abwechselung zutheil, daß die Stadtwohnung in den Sommermonaten mit dem Aufenthalt auf einer baum- und schattenreichen Villa in der Nähe der Elbe vertauscht ward.

Die erste große Reise, welche Hettner nach der Neubegründung seines Hauses wieder unternahm, mußte er freilich allein machen. Schon längere Zeit war die Verwaltung der königlichen Sammlungen dem Vorschlage Hettner's nähergetreten, von den assyrischen Bildwerken, welche seit Layard's Ausgrabungen

in Ninive überreich nach London kamen, einige für das Antikencabinet anzukaufen. Im Sommer 1862 erhielt endlich Hettner den Auftrag, sich nach London zu begeben und über den Ankauf einiger Sculpturen zu verhandeln. Da ihm gleichzeitig sein Arzt ein Seebad verordnete, so beschloß er, einen längern Aufenthalt in Ostende zu nehmen und eine Reise durch Belgien und Holland, die vorzugsweise der Anschauung der niederländischen Kunst gewidmet sein sollte, mit der englischen Reise zu verbinden. Ueber Köln und Ostende, wo er je einen kurzen Aufenthalt nahm, ging Hettner Anfang August 1862 nach London, wo er einige Wochen hindurch zu verweilen hatte, bevor sein Geschäft zum glücklichen Abschluß kam, und inzwischen reiche und tiefgehende Eindrücke aller Art empfing, sich aber freilich eingestehen mußte, daß das meiste von dem vielen, was er gelernt habe, ihm erst in späterer Zeit Frucht tragen könne, da ihn „seine Schriftstellerei noch für Jahre auf so ganz andern Gebieten festhalte". Die Badezeit in Ostende, welche dem londoner Aufenthalt folgte, ward ihm durch den Verkehr mit Franz Dingelstedt und andern deutschen Freunden und Bekannten angenehm verkürzt. Die schließlichen Ausflüge nach den alten belgischen Städten und die Fahrt nach und durch Holland aber versetzten Hettner in einen Zustand des Enthusiasmus, der innersten geistigen Beglückung, wie er ihn seit Jahren nicht gekannt. Der geliebten Lebensgefährtin, welcher er seine Erlebnisse und Entzückungen in einer Reihe von Briefen mittheilte, die wir ihrem Hauptinhalt nach folgen lassen, gestand er gern ein, daß er hier erst das rechte Verhältniß zur niederländischen Kunst gewonnen habe, daß ihm die Tiefe germanischen Lebens wieder mit stolzer Genugthuung aufgegangen sei. Noch wochenlang nach der glücklichen Heimkehr, Ende September, schrieb er halb zürnend halb wehmüthig an Moleschott, den geborenen Holländer: „Tag und Nacht hast Du mir vor Augen gestanden, als ich durch Holland gereist bin, und die Thürme von Utrecht und die schönen großen grünen

Baumalleen der lieblich gelegenen Stadt konnte ich vollends nicht ohne tiefste Wehmuth sehen. So nahe an Herzogenbusch! Hätte Dein Vater noch gelebt, ich wäre sicher hinübergefahren! Holland hat mir ganz unsäglich gefallen und eigentlich zürne ich Dir, daß Du mir früher nicht mehr von diesen Herrlichkeiten erzählt hast!" Aber so erquicklich ihm nach mehr als einer Richtung hin dieser zweite Aufenthalt in England und die Reise durch Belgien und Holland gewesen war, er empfand wiederum die tiefste Befriedigung, daheim zu sein, und so konnte er mit gutem Recht dem kurzen Reisebericht die Worte anfügen: „Meine Kinder sind insgesammt wohl. Namentlich entwickeln sich auch die kleinen sehr gut, die ältern und jüngern Geschwister haben das zärtlichste Verhältniß untereinander. Ich danke meinem Schicksal, daß es mir für meine alten Tage noch so gut geworden!"

13.

Reisebriefe aus England, Belgien und Holland.*

Köln, den 7. August 1862.

Liebe treue Anna.

Gestern den ganzen Nachmittag und auch in der Nacht, soweit ich sie durchwachte, hatte ich rechtes Heimweh. Ich kam mir so leichtsinnig vor, Weib und Kind zu verlassen, und ich war herzlich froh, zugleich eine Dienstreise zu haben. Dies allein konnte meine Empfindungen besänftigen. Heut ist dies alles besser. Eine Reihe der schönsten Eindrücke hat mich beschäftigt, und ich bin wie ein Kind vor dem Weihnachtsabend, wenn ich daran denke, was meiner noch in Belgien wartet. Der Dom hat meine ganze Seele erfüllt, besonders auch die Malereien. Darauf ging ich in das Museum und habe dort den ganzen Tag zugebracht. Es sind nur altdeutsche, namentlich altkölnische Meister dort, aber so schön und innig, daß, wenn man dann zu den Modernen kommt, diese modernen Niedlichkeiten ganz entsetzlich flach erscheinen.

* Die Reisebriefe sind sämmtlich an Hettner's Gattin gerichtet.

Aber ich bin mit meiner Erzählung schon vorausgeeilt. Ich kam um 8 Uhr im Hôtel-du-Nord an. Sogleich am Eingang fand ich Dr. Schulz aus Dresden, welcher eben nach Ostende abreiste. Vorgestern ist Gerhard aus Berlin nach Blankenberge gereist. Ueberhaupt sieht man, daß man im Welttrubel ist. An Gesellschaft wird es nicht fehlen.

Es ist hier regnicht. Morgen früh reise ich ab, direct nach Ostende. Ist es häßlich, so gehe ich nach London, ist es schön Wetter, so bleibe ich in Ostende einen Tag.

Und nun, liebe gute Anna, lebe wohl. Es ist das erste mal, daß wir auf längere Zeit getrennt sind. Lassen wir diese Trennung dazu dienen, das Gefühl unauflöslicher Zusammengehörigkeit nur um so tiefer und lebendiger zu machen.

Ich habe Sorge gehabt, daß Dir der Trubel der letzten Tage nicht gut bekommen ist. Schreibe mir aufrichtig darüber.

Umarme und küsse die Kinder. Schreibe mir, ob die Großen artig und die Kleinen niedlich sind.

Adieu, Adieu! In treuster Liebe

Hermann.

London, Sonntag, den 10. August 1862.
8. Leicesterplace. Leicester Square.

Liebe Anna.

Ich beginne meinen englischen Sonntag in echt englischer Weise mit einem Gebet. Dieses mein Gebet besteht in einem Brief an Dich und meine Kinder, an das Liebste, was ich auf Erden habe. Es ist jetzt 1/2 9 Uhr. Ich denke mir, die Kinder spielen bereits im Garten, Du bist mit den Kleinen beschäftigt,

und zuweilen eilen Deine Gedanken wol auch einmal zu mir, wie meine Gedanken bei Dir sind.

Meine Reise ist bisjetzt recht glücklich und anregend gewesen; aber je großartiger das städtische Gewühl ist, das mich umgibt, um so weniger kann ich eine stille Sehnsucht nach den schönen Nordseebädern unterdrücken; Ostende hat mir bei flüchtiger Durchreise außerordentlich gefallen.

Hoffentlich hast Du meinen Brief aus Köln erhalten. Am andern Morgen besah ich von früh um 6 Uhr an noch einige Kirchen, welche mich auf das gewaltigste ergriffen. Es ist unrecht, wenn der Reisende sich gewöhnlich auf das Anschauen des Doms beschränkt; die ältern Kirchen romanischen Stils sind fast noch wichtiger und innerhalb ihres Stils unbedingt vollendeter. Es wäre eine schöne Aufgabe, eine mittelalterliche Kunstgeschichte in ihrem Parallelismus mit Theologie und Literatur zu schreiben, wie ich einen solchen Parallelismus für das 18. Jahrhundert durchführe; aber ich meinerseits bin dieser Aufgabe nicht gewachsen; dazu gehört ein Einleben in das früheste Mittelalter, wie ich es nicht besitze und mir auch jetzt nicht mehr erarbeiten kann.

In Ostende selbst war ich nur wenige Minuten, weil ich inzwischen durch allerlei Erwägungen beschlossen hatte, ohne allen Aufenthalt unmittelbar nach London zu gehen.

Die Ueberfahrt war sehr stürmisch. Aber ich bin ohne den mindesten Anflug von Seekrankheit davongekommen. Morgens (Sonnabend) war ich in London, und fuhr sofort zu Ostermoore, wo ich auch Unterkunft fand. Man wies mich in Richter's* Zimmer, der zwei Tage vorher abgereist war. Aber für längern Aufenthalt war mir dieses Zimmer doch zu eng und zu düster. Ich erhielt ein größeres, nach der Straße gelegenes für einen halben Schilling täglich mehr und wohne also für 2 Schilling

* Professor Eberhard Richter, Hettner's dresdener Arzt.

(20 Sgr.) täglich. Sage Frau Gonne, daß es gerade neben unserm frühern Drawing-Room liegt. Ostermoore erinnerte sich unser noch sehr genau und läßt Gonne's freundlichst grüßen. Es war mir eigen, in der großen gewaltigen Stadt wie ein alter Freund aufgenommen zu werden. Diese angenehmen Wohnungsverhältnisse verschönern und erleichtern mir den Aufenthalt sehr. Denn allerdings fürchte ich, daß ich von hier unter 14 Tagen nicht wegkommen werde. Ich hatte ganz wohlgethan, schon Sonnabend hier einzutreffen; auf diese Weise habe ich einiges einleiten können, was sonst erst am Montag in Angriff gekommen wäre. Gestern bin ich herumgehetzt worden wie ein von Hunden gehetztes Jagdwild; denn die beiden Männer, mit denen ich zu verkehren hatte, wohnten meilenweit voneinander entfernt. Ich wurde von einem Omnibusdach zum andern gewürfelt; aber ich hatte dabei zugleich den Vortheil, London sofort nach allen Distanzen zu durchstreifen. Das Menschengewühl, das Wagengerassel, das Drängen, Stoßen und Treiben stand groß in meiner Erinnerung; keine Erinnerung aber reicht hin, der lebendigen Wirklichkeit dieses toll geschäftigen Gewühls und Lärms nachzukommen. Glücklicherweise traf ich die Hauptperson, Mr. Badger, zu Hause. Er macht einen höchst liebenswürdigen und gentlemanliken Eindruck, und spricht sehr geläufig Französisch, sodaß die Unterhandlungen auch von dieser Seite keinen Anstoß fanden. Das Schiff ist erst vor einigen Tagen angekommen. Es war noch nicht ausgepackt, weil Mr. Badger Grunern versprochen hatte, daß vor mir niemand die Sachen sehen solle. Es ist nun allerdings noch gestern Abend die Ordre zum Auspacken gegeben worden, aber dies erfordert natürlich mehrere Tage. Mittwoch Mittag ist daher vorläufig als Termin zur ersten Besichtigung angesetzt. Das heißt, das Geschäft beginnt netto erst acht Tage nach meiner Abreise aus der Heimat. Ob sich nun, wenn die Besichtigung erfolgt ist, die Sache rasch abwickeln wird, oder ob langes Markten und Feilschen, vielleicht sogar erneute

Anfrage in Dresden nothwendig werden wird, läßt sich natürlich erst Mittwoch bestimmen. Morgen (denn Sonntags darf man hier keine Besuche machen) gehe ich zu Layard; dieser ist glücklicherweise noch hier in London. Die Zwischenzeit werde ich für das Britische Museum und die Ausstellung benützen. Du kannst Dir denken, daß ich Mittwoch mit einiger Gespanntheit, um nicht zu sagen, Bangigkeit entgegensehe. Denn so angenehm mir der erneute Aufenthalt in London ist, so möchte ich doch nicht gern denselben allzu lang ausdehnen. London ist keine Erholung, sondern eine nervenaufregende Anstrengung.

Heute Nachmittag gehe ich mit der Eisenbahn nach Hamptoncourt, um die Rafael'schen Cartons zu sehen, welche ich das letzte mal durch Schwind's Verschulden zu flüchtig gesehen hatte. Ich will es dem Zufall überlassen, ob ich von dort noch nach Richmond und Kew komme. Ich mache diesen Ausflug in Begleitung eines Dr. med. Oidtmann aus Linnig bei Aachen, den ich im Eisenbahncoupé kennen lernte und dem ich sogleich eine Wohnung bei Ostermoore (in Richter's Zimmer) verschaffte.

Nun, liebe Anna, habe ich Dir genug vorgeplaudert. Ich erwarte mit Ungeduld Deinen Brief; ich hoffe, er ist bereits hier in London, ich kann ihn aber heute nicht erhalten, weil Sonntags aller Postverkehr stockt. Eine um so größere Freude wird es mir sein, wenn ich ihn morgen zum Morgenimbiß erhalte. Ich bitte Dich herzlichst, schreibe mir möglichst oft; ich werde ein Gleiches thun, so oft es mir der Trubel der täglichen Ausgänge und Geschäfte erlaubt.

In treuester Liebe

Hermann.

London, den 13. August, Mittwoch.

Liebe Anna.

Tausend Dank für Deine beiden lieben Briefe. Hoffentlich wirst Du meinen Brief vom Sonntag erhalten haben; möge er geeignet gewesen sein, Dir in Deine Einsamkeit ein Stück Welttreiben hineinscheinen zu lassen.

Es freut mich zu hören, daß bei Dir alles wohl steht. Mir ist es natürlich sehr lebhaft und bewegt ergangen. Und ob ich gleich von Grund der Seele mich auf das Seebad freue und kaum den Augenblick erwarten kann, der mich nach Ostende zurückführt, so lasse ich mir doch gern das gewaltige Treiben gefallen. So sehr es mich ermüdet und abspannt, so gut wird es meiner Gesundheit thun, denn dieses geschäftige Auf und Ab ist mehr als alles Spazierengehen.

Sonntag nachdem ich den Brief an Dich abgeschickt, fuhr ich nach Hamptoncourt, die Rafael'schen Cartons zu sehen. Ich sah sie mit weit mehr Ruhe und Genuß als das letzte mal und habe mich unsäglich erquickt an diesen herrlichsten Werken. Ich gedachte Deiner, da Du mich in Stand gesetzt hast, diese Eindrücke auch in der Erinnerung festzuhalten. Im Park von Hamptoncourt traf ich den Stadtrath Krause aus Freiberg, welchen ich voriges Jahr in Freiberg kennen gelernt hatte, und den Professor Junge von dort. Diesem letztern hatte man soeben sein Portemonnaie mit etwa 50 Thalern gestohlen. Mit diesen fuhr ich auf einem Omnibus nach Richmond. Das ist die lieblichste und anmuthigste Waldidylle, die ich kenne. So nah dem gewaltigen London, und doch so still und grün und waldumgeben. Bei Star und Garter, dem großartigen Hotel, von welchem Dir Frau Gonne erzählen mag, sprach mich

Dr. Stübel aus Dresden an, ein junger Mann, welcher in Dresden meine Vorlesungen gehört hat und, glaube ich, auch mit Kuhn bekannt ist.

Montag bin ich von 10—6 Uhr im British Museum, der hiesigen Antikensammlung, gewesen. Während dieser ganzen Zeit kannte ich keine Ermüdung, so sehr das unausgesetzte Sehen auch sonst abspannt. Ich ging zuerst zu den assyrischen Sachen, dann in den Parthenonssaal und in die Räume der Xanthischen und Phigalischen Werke. Diese Dinge haben wir meist in Gipsabguß. Obgleich ich aus früherer Anschauung wußte, daß die Originale wegen ihrer entsetzlichen Verstümmelung zuerst einen wehmüthigern Eindruck machen als die Abgüsse, so übermannte mich doch dieses Gefühl auch jetzt wieder mehr, als dem unbefangenen Kunstgenuß lieb war. Bald aber schaute ich mich tiefer hinein, und die ganze Herrlichkeit stieg lebendig auf vor meinen Augen, sodaß ich nur den Wunsch hege, mir noch recht viel Zeit zu wiederholter Anschauung erübrigen zu können. Darauf ließ ich mich in das Magazin führen, welches die noch nicht öffentlich aufgestellten neuen Ausgrabungen vom Mausoleum in Halikarnaß enthält. Diese haben mich aufs lebhafteste beschäftigt, da es echt Skopas'sche Werke sind und den Uebergang von der Idealplastik zur individualistischen Porträtplastik höchst bedeutsam markiren. Wichtig war mir besonders auch die Untersuchung der Farbenspuren. Newton, welcher diese Werke herausgegeben hat, behauptet durchgängige Bemalung; eine Annahme, welche meine in den griechischen Reiseskizzen niedergelegten Untersuchungen völlig umgestoßen haben würde. Ich kann mit gutem Gewissen sagen, ich habe aufs sorgfältigste geprüft, ich habe einige sehr freundliche Arbeiter, welche im Local waren, bei dem Aufsuchen der Farbenspuren zu Rathe gezogen; das Ergebniß ist, Newton's Behauptung ist unwahr. Carnation hat die gute Zeit in der Marmorplastik nicht erstrebt. Das war ein wohlangewandter, ein glücklicher Tag. Außerdem fand ich

die Statuen von dem heiligen Weg der Branchiden, die ich noch ruhig in Kleinasien stehen glaubte. Ich will sehen, ob ich einen Gipsabguß bekomme.

Weniger befriedigend war Dienstag. Morgens allerdings eine genußreiche Stunde in Westminster und Umgegend. Darauf fuhr ich zu Layard. Es war mir interessant, ein vornehmes englisches Haus im Innern zu sehen. Nichts von Eleganz in unserm Sinn, kleine enge Treppen; aber Comfort, behaglich, wohnlich, von solidem Reichthum zeugend. In den Zimmern und auf den Treppen ein entzückender Ueberfluß an Teppichen. Layard selbst war sehr freundlich. Um 11 Uhr fahre ich heut mit Mr. Badger in den London-Docks auf das Schiff, die Bildwerke zu besehen. Dies ist entscheidend, ob sich die Sache schnell abwickelt oder ob sie sich in viele Schwierigkeiten und Langwierigkeiten verfangen wird. Ich gebe Dir darüber Nachricht, sobald ich einigermaßen selbst eine klare Einsicht gewonnen habe.

Von Layard in die Exhibition. Sage Frau Gonne, daß Gebäude und Menschenmassen noch weit großartiger sind als in Manchester. Auch ist das Arrangement weit geschmackvoller. Aber für mich war der erste Eindruck lediglich verblüffend, um so mehr, da es so entsetzlich heiß und voll war. Für die industriellen Fachleute muß der Vortheil unermeßlich sein, was müssen diese an den Werken ihrer Concurrenten lernen und studiren können! Was muß diese Ausstellung auf den Handel belebend wirken! Soll unsereiner sich die Eindrücke zurechtlegen, so gilt es, diese Dinge in ethnographische Gruppen zu zerlegen, und dafür habe ich weder Zeit noch Neigung. So werde ich zwar den Besuch der Ausstellung erneuern; aber mein Hauptinteresse wird doch dem Britischen Museum und der Nationalgalerie zugewendet sein. Die Kunstausstellung ist dürftig.

Für Moleschott's Brief den besten Dank. Es thut mir unsäglich leid, daß ich ihn in Holland nicht sehen kann.

Nütze Deine Einsamkeit für Deine Gesundheit, liebe Anna.

Behalte mich lieb und schreib mir recht bald. Zunächst adressire nach London; unter acht Tagen komme ich hier schwerlich fort.

In treuer Liebe

H. H.

London, den 15. August 1862, Freitag früh.

Ich hatte heute einen Brief von Dir erwartet, mein liebes Kind; bisjetzt ist er nicht gekommen, aber ich will mich nicht ängstigen. Sollte von mir bis zu Georg's Geburtstag kein weiterer Brief eintreffen, so gib ihm in meinem Namen einen herzlichen Kuß, und sage ihm, daß meine Gedanken bei ihm weilen werden.

Hoffentlich steht alles wohl bei Euch. Es ist fast schwer, sich in das gleichförmige Gleis des Zuhause zurückzudenken, wenn einem die Fremde ein so bunt zerstreutes, wechselvolles, überhetztes Leben und Treiben bietet.

Mein Geschäft raubt mir viel Zeit, wird aber wahrscheinlich heute eine entscheidende Wendung nehmen. Am Mittwoch war ich den ganzen Tag mit Mr. Badger in den London- und Victoria-Docks. Die Sachen wurden ausgepackt, das geschäftigste und lärmendste Handels- und Matrosenwesen umwogte uns. Vieles ist zerbrochen, läßt sich aber leicht wieder zusammenkitten; manches ist völlig unversehrt. Der Stil der Kunstausführung ist der bei allen assyrischen Werken gewöhnliche. Der Besitz ist darum höchst wünschenswerth. Unglücklicher- oder glücklicherweise — ich kann erst heute Nachmittag sagen, welchen Ausdruck ich wählen soll — ist Dr. Waagen, Director der berliner Gemäldegalerie, hier, und ist von seiten der russischen Regierung beauftragt, ebenfalls assyrische Werke anzukaufen. In einer Stunde fahren wir gemeinsam zu erneuter Besichtigung.

Mr. Badger und Layard, welcher letztere mir bei einem zweiten Besuch weit besser gefiel als bei dem ersten, verfahren durchaus wie Gentlemen. Sie erklärten, daß sie keine Kaufleute seien, legten mir die Ausgrabungs- und Transportkostenrechnungen vor; der Kaufpreis des Ganzen beträgt also 1500 Pfund Sterling. Nehme ich also, wie meine Kräfte erfordern, nur einzelne Stücke, so repartiren sich die Kosten nach Verhältniß. Fällt meine und Waagen's Wahl nicht auf dieselben Reliefs, so ist dieses Zusammentreffen eine Erleichterung; wollen wir ein jeder dieselben Reliefs haben, so ist die Concurrenz gefährlich. Ich hoffe, daß wir uns vereinigen werden. Jedenfalls bezahlen wir beide dieselben Preise und dies erleichtert mir in Dresden meine Verantwortlichkeit.

Nachmittag oder morgen früh schreibe ich Dir den Erfolg. Einstweilen will ich Dir von meinen andern Erlebnissen erzählen.

Gestern war ich in der Gemäldegalerie; ich habe sie mit höchstem Genuß gesehen. Es sind nur wenige Bilder, meist aber ganz vorzügliche. Ganz besonders erfreute und entzückte mich ein Bild von Pietro Perugino, das unbedingt zu den vollendetsten Werken dieses von mir so sehr geliebten Meisters gehört. Es besteht aus drei Theilen; das Mittelbild ist das Kind, wie es von der Madonna angebetet wird; der rechte Flügel der Engel Michael, der linke der junge Tobias mit dem Engel Rafael auf der Wanderung. Diese letzte Darstellung ist das Höchste von Anmuth und Lieblichkeit, was ich kenne. Ich ruhe nicht, bis ich eine Photographie oder einen Kupferstich gefunden habe. Außerdem noch zwei treffliche Rafaels; ein Jugenbild aus der ersten perugineskeu Zeit, ein schlafender Ritter zwischen Virtus und Voluptas, erfreut um so mehr durch die Zartheit der Empfindung, je mehr man sich sagen muß, was gerade aus dieser alten Herkulesfabel spätere Maler Schwülstiges und Uebertriebenes gemacht haben. Auch ist mir hier zum ersten mal klar

geworden, wie durchaus verschiedene Entwickelungsphasen Rembrandt in sich durchlebt hat. Seine Jugendbilder sind weit edler als die spätern, welche von seinem verwilderten Leben zeugen.

Es liegt in allen diesen alten Malern, so verschiedenen Richtungen, Völkern und Zeitaltern sie angehören, eine fest ausgeprägte eigenartige Individualität; die Bilder sind tiefster Ausdruck der Persönlichkeit; der Maler malte, weil er etwas zu sagen hatte. Den meisten neuern Bildern sieht man an, daß sie nicht eine naturwüchsige Wesensnothwendigkeit, sondern daß sie nur aus äußerm Anlaß, auf Bestellung und für Kunstausstellungen gemalt sind; sie sind mühsam abgezwungene Schöpfungen, fremden Manieren nachgeahmt und deshalb nichtssagend und unpoetisch; nur Kunststücke, nicht Kunstwerke. Wie unendlich überragt die Kunstausstellung der Exhibition die Nationalgalerie an Anzahl! Aber ich weiß, wo ich lieber weile und wohin ich zurückkehren werde, so oft es meine Zeit erlaubt.

Abends mache ich mir hier ein Vergnügen eigenthümlicher Art. Es gibt hier eine Zahl von Kaffeehäusern, die eigentlich Theater und gymnastische Schaustellungen sind. Vorgestern war ich in London-Pavillon, gestern in Alhambra. Was wir bei unsern Kunstreitern an englischen Clowns sehen, ist nur der Abhub, der hier keine Carrière machen kann. Wie sehr Shakespeare seine Narren aus dem Leben gegriffen hat, wird einem erst hier klar; eine so vollendete Uebermüthigkeit der Komik ist hier und doch dabei ein Maß und eine Beherrschung aller Körperbewegung, wie ich sie dem sonst äußerlich so tölpelhaften Engländer nimmer zugetraut hätte. Und von den halsbrechenden Künsten hiesiger Seiltänzer und Athleten wage ich kaum zu sprechen, denn ich kann Dir davon keine Vorstellung geben. Du weißt, ich liebe diese Dinge eigentlich nicht, weil ich in beständiger Angst vor Unglück bin; aber das wird mit einer Sicherheit ausgeführt, daß wir die Möglichkeit der Gefahr fast gänzlich vergessen. Es sind immer kleine Knaben, welche diese Kunststücke

machen; ein Knabe von etwa 8—9 Jahren imponirte mir besonders durch das innere Behagen, mit welchem er sein Handwerk betrieb; es war, als sei ihm um so wohler, je entsetzlicher die Gefahr war, in welcher er schwebte. Trotz alledem aber kann ich mir nicht verhehlen, wie ungesund und unnatürlich solche Zustände sind. Wir sind mit diesen Dingen genau, wo der Römer in der römischen Kaiserzeit war. Der blasirte Pöbel der Weltstadt verlangt immer Neues, noch nicht Dagewesenes. Bei einer Tasse Kaffee und bei einer Cigarre verlangt er für 6 Pence oder für 1 Shilling, daß ein anderer für sein Vergnügen sein Leben einsetzt; er ist abgestumpft für die Gefahr und klatscht, wie der blasirte Römer den Gladiatoren zuklatschte. Diese Reflexion ist nicht Philisterei von mir. Du müßtest diese Dinge gesehen haben, und Du würdest diese meine Betrachtungen theilen. Wie gesagt, Du darfst nicht nach Renz urtheilen. In Deutschland haben wir keine Vorstellung von diesem Treiben. Eine große Rolle in diesen Theatern spielen auch die Neger. Es ist mir interessant gewesen, die Leidenschaftlichkeit und die tolle Beweglichkeit dieser vulkanischen Naturen zu beobachten.

Nachmittags 3 Uhr. Mein gutes Kind, eigentlich bin ich sehr ärgerlich. Ich war wieder bei dem scheußlichsten Regenwetter auf den London=Docks und habe für die Cabs, d. h. Droschken, viel Geld ausgegeben. Das Ende vom Liede war, daß die Reliefs noch nicht weiter ausgepackt waren als das letzte mal, trotzdem daß alles für heute fest verabredet war. Nach langen Verhandlungen zwischen dem Schiffsherrn und Mr. Badger ist endlich Dienstag als neuer Besichtigungstag anberaumt worden. Morgen früh sind es acht Tage, daß ich in London bin; im Grunde stehe ich noch auf demselben Punkt, auf welchem ich Sonnabend Abend stand.

Jener russische Concurrent ist nicht Waagen aus Berlin, dieser hatte nur die ersten Einleitungen getroffen, sondern Mr. le Baron de Köhne, welcher mich vor einigen Wochen in Dresden

besuchte. Sage dies Alexander; ich hatte ihm damals meine Befürchtung mitgetheilt. Ich entwickelte ihm, daß wir uns je nach Umständen schaden und je nach Umständen nützen könnten; und er war damit einverstanden, daß wir uns über die Auswahl verständigen und dann gemeinsam handeln wollten. Wir wollen abwarten, ob er Wort hält.

Im nächsten Briefe werde ich einige Zeilen an den Minister beilegen, damit er sieht, welchen Zeitverlust hier derartige Geschäfte nach sich ziehen. Es ist nicht daran zu denken, daß ich unter weitern acht Tagen von hier fortkomme. Den nächsten Brief adressire also noch hierher. Spätere Briefe adressire Ostende poste restante.

Zur Ergänzung und Berichtigung des Obigen trage ich noch nach, daß die gymnastischen Künstler nicht kleine Knaben, sondern als Knaben verkleidete Mädchen sind. Das steigert die Bewunderung noch mehr. Das eine dieser Mädchen, Nathalie, ist eine Celebrität Londons, von welcher hier alle Welt spricht.

Morgen werde ich nach dem Crystall-Palace, Sonntag wahrscheinlich, wenn das Wetter gut ist, nach Brighton gehen. Uebrigens wurmt es mich, daß der Aufenthalt in Ostende mir so sehr verkürzt wird.

Lebe wohl, gute Anna, grüße und küsse die Kinder. Ich will abbrechen, weil ich dem verpfuschten Tag die Krone aufsetzen will, indem ich mich noch für eine Stunde an den herrlichen Werken des Britischen Museums erhole. Abends will ich im Prinzeß-Theater Heinrich VIII. von Shakespeare sehen.

In treuester Liebe

H.

London, den 17. August 1862.

Seit gestern Nachmittag, liebe Anna, regnet es unaufhörlich. Meine für heute beabsichtigte Partie nach Brighton ist daher aufgegeben; der englische Sonntag mit seiner unendlichen Oede liegt verhängnißvoll über mir. Mein kühnster Wunsch ist, daß sich nachmittags das Wetter wenigstens insoweit aufhellen möge, daß man einen Spaziergang in Hyde- oder Regentpark machen kann.

Für Deinen lieben Brief danke ich Dir recht herzlich. Es ist mir so lieb zu hören, daß alles gut bei uns steht, daß Du gesund und in Deiner Einsamkeit zufrieden bist, daß die Kinder wohl, und wie ich hoffe, auch artig sind.

Ich freue mich auf das Wiedersehen ganz unendlich, und vermuthe, daß das Heimweh meinen Aufenthalt in Ostende und in Holland sehr abkürzen wird.

Nun will ich Dir von meinen hiesigen Verhältnissen und Erlebnissen weiter erzählen. Mein letzter Brief meldete Dir von meiner verpfuschten Geschäftsreise in die City. Der Schluß des Tages aber war besser als der Anfang. Zunächst ging ich noch auf zwei Stunden in das Britische Museum, und erquickte mich aufs neue an den Parthenonswerken, die, wenn man erst das traurig störende Gefühl der entsetzlichen Versehrtheit überwunden hat, in Marmor doch unendlich wärmer und lebensvoller wirken als in den Gipsabgüssen. Merkwürdig und fast unbegreiflich ist es, daß hier alle Farbenspuren verschwunden sind, welche doch an dem am Parthenon selbst befindlichen Friesrelief noch ganz deutlich verfolgt werden können. Ich machte die Bekanntschaft Newton's, des Directors des Museums, ich wollte einige Gipsabgüsse bestellen.

Nachher ging ich in das Prinzeß-Theater in Oxfordstreet. Dort wurde Heinrich VIII. gegeben; ein Stück, welches, soviel ich weiß, auf dem deutschen Repertoire noch niemals versucht

worden ist. Ich will nicht sagen, daß die Bühneneinrichtung ganz im Geiste Shakespeare's war. Obschon das Stück auch von Shakespeare wesentlich als Pomp= und Festspiel gedacht war, so würde er doch schwerlich zufrieden gewesen sein mit der opernhaften und balletmäßigen Ueberfüllung der Decorationen, Festzüge und Tänze, welche hier geistloser Schaulust geboten werden. Dennoch zählt dieser Abend zu den denkwürdigsten und genußreichsten Theatererfahrungen, welche ich erlebt habe. Von dem in Deutschland herrschenden Vorurtheil, daß die englische Schauspielkunst nichts tauge, bin ich gründlich zurückgekommen. Im Gegentheil, mir ist es ein unbegreifliches Wunder, wie die Engländer, welche in der bildenden Kunst so durchaus ohne Schönheit und plastischen Sinn sind, in der Bühnendarstellung so viel Maß und so unvergleichliche Naturwahrheit zu behaupten wissen. Die Hauptrolle jenes Stücks ist Cardinal Wolsey. Sie wurde von Kean, einem Sohne des berühmten Kean, so wunderbar maßvoll, so ergreifend naturwahr gespielt, daß man das Theater ganz und gar vergaß und die erschütterndste Geschichte mit anzusehen und zu erleben meinte. Jeder Zug war dem Wesen und Behaben eines hohen katholischen Geistlichen abgelauscht; das Vornehme, Hinterhaltige, Herrschsüchtige, welches einen Wolsey, Richelieu, Mazarin charakterisirt, lag in jeder Bewegung, in jedem Blick, im Tonfall jedes Wortes; das Zusammen von Priester und Staatsmann wurde mit genialster Intuition zwingende Thatsache. Da hier wie in Paris die Theaterabende sehr lang sind, so wurde vorher und nachher noch je ein kleines Lustspiel gegeben. Auch hier hatte ich die frische Naturlebendigkeit zu bewundern. Selbst in den derb possenhaften Zügen blieb die Komik fein, und das Ensemble war vorzüglich. Jedenfalls will ich noch einigemal hiesige Theater besuchen. Das Vergnügen ist gar nicht einmal so theuer, wie man mir geschildert hatte. Ich saß auf der ersten Bank des Parquet und bezahlte 6 Schilling, d. h. 2 Thaler.

Gestern war ich den ganzen Tag im Crystall-Palace zu Sydenham. Ich fand ihn ganz unverändert wie ich ihn vor fünf Jahren gesehen hatte; aber man wird doch immer wieder aufs neue überrascht, wenn man in diese unvergleichlich kolossalen Räume eintritt, die uns in ihren Sammlungen und Gewächshäusern das ganze Universum vorführen. Darüber das gewaltige Glasdach, das uns den Eindruck macht, als weilten wir im Freien. Dazu die Gärten und Springbrunnen, welche alle andern Gartenanlagen der Welt weit hinter sich lassen. Trotz vieler Geschmacklosigkeiten im Einzelnen ist der Eindruck des Ganzen zauberhaft; es ist wie ein Märchen aus Tausendundeine Nacht. Für das Studium der Sammlungen, die so reichhaltig und großartig sind, wie bisher nie etwas Aehnliches vorhanden gewesen, ist freilich die Umgebung allzu zerstreuend; denn Concerte, Jahrmarktstreiben in den Verkaufsläden, die bunte Gesellschaft der verschiedenartigsten Restaurationslocale, die massenhaft herbeigeströmten Schaulustigen lassen die Ruhe nicht aufkommen. Nichtsdestoweniger ist der Grundgedanke dieser Sammlungen mit großer Umsicht durchgeführt. Man muß wissen, was es heißt, die Farben in der alten Plastik und Architektur richtig zu finden, um nachrechnen zu können, wie viel zeitraubende und schwierige Forschungen die Restauration der Bauwerke und Bildwerke aller Völker und Zeiten gerade in dieser Beziehung gekostet hat. Wunderlich war mir, daß man in der Bemalung des Parthenonfrieses sowol den Polychromisten wie den Leugnern der Polychromie hat genugthun wollen, indem man die eine Hälfte ganz und gar angestrichen, die andere Hälfte weiß gelassen hat. Das Richtige, welches ich in meinen „Griechischen Reiseskizzen" vorgetragen habe, ist aber nirgends durchgeführt.

Nach meiner Rückkehr nach London ging ich noch in ein Lesecabinet. Ich sah, daß in Preußen der Verfassungsbruch fast unausbleiblich wird, und daß der Zollverein seiner Auflösung entgegengeht. Hier in England wird man von diesem

Jammer doppelt schmerzlich berührt. Der Contrast ist zu groß.

Ich lege einige Zeilen an den Minister bei. Er soll nicht denken, daß ich hier blos meinem Vergnügen lebe. Mit der Besichtigung der Sammlungen bin ich so ziemlich fertig; jeder Tag, welchen ich hier zubringe, ist mir ein Schnitt ins Herz, denn ich ziehe ihn an Ostende ab.

Vorderhand kann ich noch nicht bestimmen, wann ich abreise. Erst am Dienstag komme ich zu erneuter Besichtigung; dann der Ankauf und die Bezahlung, welche mit vielen Gängen zum Bankier und zum Verkäufer verknüpft ist; zuletzt die Uebergabe an den Spediteur. Dies hört sich leicht an, ist aber in Wahrheit bei den unermeßlichen Entfernungen hier äußerst schwierig und zeitraubend. Mein Trost ist nur, daß diese Geschäfte mich tüchtig in Trab setzen und meinen Gliedern erwünschte Bewegung geben. Ich fühle mich so wohl wie seit langer Zeit nicht.

Glaube mir, liebe Anna, mein Herz ist voll von dem Glück, Dich zu besitzen. Als ich vor fünf Jahren in dem nämlichen Hause war, in welchem ich jetzt schreibe, lag die Zukunft schwer auf meiner Seele. Ich erwachte zu neuem Leben und ich wußte nicht, wo ich dieses neue Leben finden sollte. Da erschienst Du mir, und gabst mir neues Glück. Und das Gefühl dieses Glücks hat mich nie in einem Augenblick unserer Ehe verlassen.

In treuer Liebe

H. H.

London, Sonntag Abend, den 17. August.

Heute war einer der langweiligsten Tage, die ich je erlebt habe. Ununterbrochener Regen, und dabei kein Museum offen, nicht einmal abends das Theater. Fast gereute es mich, daß ich meine Karte bei Grant Duff nicht abgegeben habe, um über so öde Stunden hinüberzukommen. Ich habe es nicht gethan, weil ich nicht genirt sein wollte; wer konnte vermuthen, daß das Wetter sonntägliche Landpartien und Spaziergänge abschneiden würde. Nachdem ich den Brief an Dich und den Minister beendet, habe ich nach Koburg eine Geburtstagsgratulation geschrieben. Dann ging ich in ein Speisehaus, Mittag zu essen, dann in ein Kaffeehaus, wo ich in der „Kölnischen Zeitung" eine kleine Notiz, nicht Recension über mein Buch fand, zuletzt kehrte ich wieder nach Hause zurück, wollte lesen, war aber nicht aufgelegt, dämmerte und duselte, wie es eines gebildeten Menschen unwürdig ist, und gehe jetzt zu Bett, um morgen früh mit der Hoffnung aufzuwachen, einen Brief von Dir und Mr. Badger zu erhalten. Das ist ein Regensonntag in London!

Mittwoch früh, den 20. August.

Mögen die obigen Zeilen stehen bleiben als das Bekenntniß eines Tages, der mir gründlich durch Wetter und englische Sonntagsstrenge verdorben wurde. Glücklicherweise war die Misstimmung nur sehr vorübergehend. Jetzt ist seit Montag der herrlichste Sonnenschein; mit ihm ist wieder Freude und Fröhlichkeit bei mir eingezogen, und ich habe nur den Wunsch, recht bald an der Meeresküste weilen zu können, fern vom Staub und Trubel des lärmenden London.

Zunächst tausend Dank, liebe Anna, für den lieben langen Brief, welchen ich heute früh empfing. Ich freue mich, daß alles bei Euch so wohl steht.

Montag früh weilte ich im Britischen Museum. Ich habe dort viel gelernt, was ich wol gelegentlich auch einmal verwerthen werde, obschon mich jetzt meine Schriftstellerei noch für Jahre auf so ganz andern Gebieten festhält. Nach Tische hellte sich das Wetter auf, und ich ging im Hydepark spazieren. Das ist wirklich ein wunderschöner, großer Park, inmitten der elegantesten Theile Londons. Was auch jetzt wieder, wie früher, mein stetes Entzücken ausmacht, das sind die weidenden Schafe mitten in städtischen Treiben, das ist das ungebundene, polizeilose Tummeln der Kinder. Einen „Wiesenvogt" kennt London nicht. Durch alle diese Dinge bleibt der Londoner der Natur näher als andere Großstädter, wie es sicherlich von sittlich veredelnder Wirkung ist, daß fast jedes Haus sein kleines Gärtchen hat und mit der Pflege der Blumen das Gemüth der Natur zuführt.

Und Dienstag war mir noch genußreicher. Den Vormittag weilte ich auf der Bildergalerie, für die ich mit jedem Tag immer mehr schwärme. Es sind nur wenige Säle; aber mit Ausnahme einiger englischer Bilder, die man dem Localpatriotismus zugute halten muß, ist jedes Bild ein Meisterwerk. Hier hätten die Dresdener auch lernen können, wie geschmackvolle Rahmen zu machen sind; es war mir äußerst lehrreich, zu verfolgen, wie angemessen dem Stil des Bildes jedesmal der Rahmen ist und wie anspruchslos. Sowol die Leitung der Gemäldegalerie wie die Leitung des Britischen Museums liegt in sehr umsichtigen Händen. Nachmittags fuhr ich nach Windsor. Du weißt, ich hätte Eintritt in Schloß und Galerie haben können; ich machte keinen Gebrauch davon. Der wunderherrliche Sonnenschein lockte mich in das Freie; ich bin der Stadt, der Kunst, der ewigen Hetzerei müde. Ich war allein, ganz allein

mit mir selbst; aber dieser Spaziergang war einer der genußreichsten Tage meiner Reise. Es liegt etwas unsäglich Mächtiges in diesen stolzen Zinnen des Schlosses von Windsor! Die ganze englische Geschichte ist hier wie in Stein geschrieben, und doch ist hier alles so ruhig, so friedlich, so würdevoll vornehm! Vor der hohen Schloßterrasse das liebliche Thal mit den wunderherrlichen alten Bäumen, den üppigen Rasenteppichen, den gothischen Bauten von Eton; ich mußte fortwährend daran denken, wie wahr es ist, wenn Shakespeare England das „grüne Eiland" nennt. Darauf machte ich einen Spaziergang im Park von einigen Stunden. Ich will Dir gern gestehen, liebe Anna, daß mein Gemüth bewegt war. Nach Windsor hatte ich so oft geschrieben, von Windsor hatte ich in den wichtigsten Lagen meines Lebens entscheidende Briefe erhalten. Es war mir, als sähe ich in den langen Alleen meinen koburger Schwiegervater erregt und denkend auf- und abgehen; zuerst erzürnt, dann milder, zuletzt nachgebend. Welche Reihe von Jahren, welche wechselnden Ereignisse liegen dazwischen! Und immer wieder kamen meine Gedanken bei Dir an, liebe Anna! Mit Dank gegen Dich, die Du mir mein Mannesleben verschönst und beglückst und an deren Hand ich hoffentlich noch viele Jahre leben, schaffen und wirken werde.

So oft denke ich, wie schön es wäre, wenn wir dies alles gemeinsam genießen könnten! Dann muß ich mir aber doch immer wieder sagen, daß ich Dich doch lieber nach Paris und Italien führen würde als nach London. London ist jedenfalls viel einförmiger.

Warum ich von meinen Geschäften gar nichts schreibe? Es ist zum Tollwerden, ich stehe noch genau auf demselben Standpunkt als am Anfang. Ich erzählte Dir von meiner letzten verunglückten Expedition. Darauf erwartete ich erneute Ordre, wie es verabredet war. Fortwährend vergeblich. Endlich schrieb ich an Mr. Badger. Zur Antwort erhielt ich lange Entschul-

digung über die Nachlässigkeit des Schiffseigenthümers, und die Einladung zu erneuter Besichtigung auf morgen, Donnerstag, den 21. August. Hoffentlich ist dann alles so weit, daß wir sofort an die Verkaufsverhandlungen gehen können. Dann Bezahlung, dann Uebergabe an den Spediteur. Ich gebe mich manchmal der Aussicht hin, daß ich dies alles bis zum Sonnabend Abend bestreiten kann, aber wahrscheinlich ist es nicht. Jedenfalls reise ich ab, sobald es die Geschäfte erlauben, denn meine Museumsbesuche habe ich so weit abgeschlossen, daß sie mich an der Abreise nicht hindern. Heute will ich noch einmal in die Exhibition. Entweder gehe ich also Sonnabend Abend von hier fort, oder Montag oder Dienstag. Wer hätte gedacht, daß sich dies so lange hinziehen würde? Die Kosten meiner Reise sind dadurch sehr vertheuert, denn der Minister gibt mir sicher nicht einen Pfennig mehr, als er bei kürzerm Aufenthalt gethan haben würde, und was das Schlimmste ist, das Seebad ist bedeutend abgekürzt. Denn allzu lange mag ich nicht von Hause fortbleiben, dafür ist die Sehnsucht nach Euch zu groß, und allmählich erwacht auch der Arbeitseifer wieder.

In Treue und Liebe

Dein Hermann.

Ostende, den 25. August 1862.

Warum kein Brief, liebes Kind? Ich ängstige mich. Gestern, als ich hier ankam, war mein erster Gang auf die Post; leider vergeblich. Heute früh war wiederum nichts angekommen. Ist etwas vorgefallen? Allerdings habe ich Freitag früh noch in London einen von Dir bekommen; aber da im Grunde noch zwei Briefe von mir unbeantwortet sind, so hatte ich sicher darauf gerechnet, hier einen vorzufinden.

Ich will nicht sagen, ich bin misgestimmt; aber ich habe die Fröhlichkeit des Herzens nicht, welche ich in der ersten Zeit meiner Reise hatte. Die letzten Tage in London sind mir allzu sehr vergällt worden. Die Ankaufsverhandlungen zogen sich schrecklich in die Länge; hinterdrein bemerkte ich, daß Herr Badger dabei die bestimmte Absicht hatte, mich zu ermüden und gefügig zu machen. Ich glaube nicht, daß ich zu viel bezahlt habe, aber bei dem Einpacken zeigte sich, daß das eine Relief zerbrochener war, als ich dachte, und ich habe große Furcht, daß es auf dem Transport Schaden leidet. Dadurch eingeschüchtert, habe ich volle drei Tage ununterbrochen auf den London-Docks (Free Trade Wharft) gestanden und dem Einpacken zugesehen; Du weißt, wie entsetzlich mir solche Dinge sind; in London haben sie mich, mitten unter den Matrosen und Packträgern, fast völlig zur Verzweiflung gebracht. Dadurch ist ein trüber Schleier auf meine Reiseerinnerungen gefallen, der fast aussieht wie englische Nebelluft. Doch diese Eindrücke werden sich überwinden, und die Erinnerung an das Schöne, was ich genossen, die Freude über das Erworbene wird obsiegen.

Nachdem endlich die lästige Packgeschichte zu Ende war, suchte ich von London so schnell als möglich fortzueilen. Als ich auf London-Bridge-Station ankam, ging in wenigen Minuten ein Zug ab. Ich nahm schnell ein Billet und übergab mein Gepäck einem Kofferträger. Denke Dir mein Entsetzen, als ich, in Dover angekommen, den Koffer nicht vorfand. Ich reiste natürlich nicht mit dem Dampfboot ab, sondern blieb in Dover. Dies war Sonnabend abends. Ich telegraphirte nach London; und ich muß den Lohndiener in meinem Hotel in Dover rühmen, daß er bei den einzuleitenden Schritten mit äußerster Umsicht zu Werke ging. Glücklicherweise war auf meinem Koffer mein Name. Nach vier Stunden kam die telegraphische Antwort, daß sich der Koffer noch auf dem londoner Bahnhofe vorgefunden habe und daß er mit dem nächsten Zug eintreffen werde. Am andern

Morgen war er in meinen Händen. Weil ich ohnehin schon in den letzten Tagen nervös sehr aufgeregt war, hatte mich die Sache sehr angegriffen. Ich nahm in Dover das erste Seebad und fuhr dann Sonntag früh hierher. Bei äußerst ruhiger See, und erquickender, meinem Zustand wohlthätiger Seeluft.

Der erste Eindruck von Ostende war kein ganz günstiger. Es war Sonntag Nachmittag. Extrazüge von Brüssel, Gent, Antwerpen und Brügge hatten eine Unmasse von Fremden hierhergeführt. Am Digue, dem einzigen Spaziergang Ostendes, war es so voll und so elegant wie in Regentstreet und auf den pariser Boulevards. Doch nahm ich noch ein Bad und erfreute mich abends in einem der zahlreichen Kaffeehäuser am Strand der wunderschönen Luft und des Rauschens des Meeres.

Heute früh, Montag, habe ich das zweite (mit Einschluß Dovers das dritte) Seebad genommen. Es ist heute ruhiger und weit stiller, der Eindruck also viel günstiger als gestern. Doch ist es möglich und wahrscheinlich, daß ich trotz alledem in etwa acht Tagen nach Blankenberge gehe. Mit Wangeroge ist das Bad von Ostende nicht im mindesten vergleichbar. Es fehlt der stürmische Wogenschlag, und dadurch wird die Wirkung bedeutend abgeschwächt. Aber nichtsdestoweniger ist es wunderbar schön. Die See macht den Blick so weit und frei, die Brust athmet voller, man empfindet die gesteigerte Lebenskraft.

Ich wohne hier Rue de la Chapelle 69, in einer hübschen, großen Stube, das Bett durch eine Portière abgetrennt, für $2^1/_2$ Franc täglich. Der Wirth ist ein Uhrmacher aus Mainz. Ich hätte viel lieber bei französischen Leuten gewohnt; doch mußte ich nehmen was ich bekam, da alle Wohnungen vollgepfropft sind. Schreibe mir poste restante. Ich habe auf der Post meine Adresse gelassen. Ich ziehe poste restante vor, weil ich möglicherweise recht bald nach Blankenberge gehe.

H. H.

Ostende, den 30. August 1862, Sonnabend.

Hoffentlich, liebe Anna, erhalte ich heute Abend von Dir einen Brief. Du bist so gut und erhältst mich so treulich auf dem Laufenden, daß ich keinen Augenblick zweifle, heute Abend bei dem Nachhausekommen wieder einen Brief vorzufinden. Es ist mir immer eine so süße Lektüre vor dem Schlafengehen. Die Bilder von Weib und Kind ziehen sich dann so lieblich in meine Träume. Ich glaube zu Hause zu sein, auch wenn ich fern bin.

Der Grund, warum ich Dir trotz alledem schon heute früh schreibe, ist der Umstand, daß ich gleichzeitig einen Brief an das Ministerium abschicke. Ich mag nicht, daß andere Leute in Dresden von mir hören sollten, ohne daß meine Nächsten und Liebsten zugleich von mir hören. Ich male mir es so schön aus, daß Du Montag früh, am Anfang der Werkeltagswoche, diese Zeilen erhältst.

Es gefällt mir sehr gut, und bei der Kürze meines fernern Aufenthalts werde ich nicht erst nach Blankenberge übersiedeln, so viel Löbliches ich auch von dort höre. Auffallend ist mir eigentlich die Physiognomie der hiesigen Badegesellschaft. Außer einigen aristokratischen Familien, hauptsächlich polnischen oder russischen Ursprungs, dominirt hier doch der Kaufmann und Fabrikant. An Professoren, an Kunst und Literatur mangelt es gänzlich. Ich habe daher keinerlei anziehende oder anregende Bekanntschaft gemacht. Man unterhält sich mit allerlei Volk, aber es sind Leute, welche man zu Hause nicht ansieht. — Den gestrigen Tag habe ich größtentheils mit einem jenenser Oberappellationsgerichtssecretär zugebracht, den ich in Jena kaum zwei- oder dreimal gesprochen hatte.

Bald ist die Stunde gekommen, wo ich wieder bei Euch bin. Wir stehen stark in der zweiten Hälfte der Trennung.

Fröhliches Wiedersehen.

Hermann.

Ostende, den 27. August 1862.

Wundere Dich nicht, meine liebe Anna, wenn Du jetzt einige kürzere Briefe erhältst. Ich will Dir so viel als möglich Nachricht von mir geben, fühle mich aber außer Stand gesetzt, lange am Schreibtisch zu bleiben. Nicht blos daß ich es für meine Pflicht halte, mich am Strand in der frischen Seeluft herumzutreiben; ich bin in der That von den Bädern etwas angegriffen. Doch dies ist immer die Wirkung der ersten Bäder; es ist ein Beweis, daß sie den Organismus umstimmen, d. h. den Stoffwechsel befördern.

Ich bin in diesen Tagen recht in Sorge gewesen. Ich blieb fortwährend ohne Briefe von Dir. Eben hatte ich den Willen, nach Dresden zu telegraphiren, als ich nochmals auf der Post nachfragte, und nun Deinen Brief vom 22. und 23. erhielt. Der Irrthum war dadurch entstanden, daß die hiesigen Postbeamten das deutsche H für ein G angesehen und darum in das G fach gelegt hatten. Ich bitte dich daher, daß Du in lateinischen Lettern, vielleicht überhaupt mit französischer Adresse schreibst. Auch wird es besser sein, daß Du „Rue de la Chapelle 69" adressirst.

Aus dieser letzten Bestimmung ersiehst Du, daß ich nicht nach Blankenberge zu gehen gedenke. Ich bin des Reisens müde und freue mich, einmal für einige Zeit ein stilles Asyl gefunden zu haben. Ostende ist im Grunde stiller, als ich zuerst dachte; und Blankenberge soll jetzt ebenfalls sehr städtisch geworden sein. Meine hiesige Wohnung gefällt mir sehr. Also will ich bleiben wo ich bin.

Eigentlich interessante Bekanntschaften habe ich noch nicht gemacht, aber doch gerade genug, um mich nicht zu langweilen. Am Montag traf ich Frau Seebeck und Frau von Rietzenberg,

unterhielt mich mit ihnen eine halbe Stunde, bin ihnen aber seitdem merkwürdigerweise nicht mehr begegnet. Außerdem ist Dr. Schulz aus Dresden, ein Herr von Schönberg, und ein sächsischer Offizier hier, mit welchen ich oft zusammentreffe und mich gut unterhalte. Sodann der Gonne'sche Bekannte aus Köln, mit welchem ich auf der Hinreise nach London zusammentraf.

Ob ich länger als 14 Tage hier bleibe, weiß ich noch nicht zu sagen, ich zweifle aber. Ich verliere sonst allzu viel Zeit, sehne mich nach Weib und Kind und möchte doch der holländischen Reise nicht unnöthig Abbruch thun.

Wie sehr bedauere ich, daß Du hier nicht das rege Treiben, das lustige Badeleben sehen und mitgenießen kannst. Die See ist und bleibt doch eine andere Welt; und seit gestern ist sie wieder bewegt und hat kräftigen Wogenschlag, und die Luft ist so salzig, kräftig und rein. Das Bad würde Dir so gut bekommen. Man sieht hier nichts als frische und heitere Gesichter.

Es herrscht hier unter den Damen eine große Eleganz der Toilette. Man sieht die Nähe von Brüssel und Paris. In der Badetoilette schwindet freilich recht oft die Illusion.

O könnte ich mit Dir am Strand spazieren gehen! Was würdest Du große Augen machen über das weite tosende Meer hinaus, und wie freudig würdest Du die volle Luft schlürfen! Es ist als käme mit jedem Athemzug ein Stück neues Leben; und wie wollte ich Dir diese Erholung gönnen nach so viel Mühe, Kraftaufwand, Entbehrung und Einsamkeit!

In treuester Liebe

H. H.

Ostende, Dienstag, den 2. September 1862.

Herzlichen Dank für Deinen guten Brief. Ich hatte ihn gestern Abend vergeblich erwartet und meine Hoffnungen schon bis auf heute Abend hinausgeschoben; um so erfreuter war ich, als ich ihn heute gegen Mittag vorfand, als ich vom Bad zum Frühstück nach Haus kam.

Wann ich selbst eintreffen werde, läßt sich noch nicht genau bestimmen. Ich bin zwar fest entschlossen, Montags oder Dienstags von hier abzureisen, das heißt nach vollen acht Tagen. Ich habe dann eine für meinen Gesundheitszustand hinreichende Anzahl von Seebädern genommen. Aber ich habe keinen rechten Begriff, wieviel Zeit mir meine belgische und holländische Reise kosten wird. Ich war gestern in Brügge und habe dort gesehen, was für unendliche Schätze in diesen Städten meiner noch warten; und ich würde es für unverantwortlich halten, wollte ich mich hier durch ungeduldige Eile um die schönsten Genüsse und Belehrungen bringen. Jedenfalls aber adressire Deine nächsten Briefe bis auf weiteres noch nach Ostende.

Suche Dich bis zu meiner Rückkunft noch nach Kräften zu unterhalten. Gönne Dir jegliche Erholung. Du brauchst Heiterkeit der Seele und körperliche Frische. Es ist nicht nur eine Pflicht gegen Dich selbst, sondern auch gegen Dein Kind.

Mein Ausflug nach Brügge gehört zum Genußvollsten, was ich auf dieser Reise erlebt und gesehen habe. Ich unternahm diesen Ausflug mit Frau von Rietzenberg, Frau Seebeck und Herrn Bönisch. So konnten wir uns aussprechen und das Gesehene durch das Gespräch nur um so tiefer einprägen. Wir wollen in diesen Tagen den Ausflug gemeinsam wiederholen. Wir sprachen viel von Dir, und wie schön es wäre, wenn Du bei uns sein könntest.

Brügge ist als Stadt schon an sich höchst interessant. Der

architektonische Charakter ist guterhaltene Gothik. Es sind nicht große und prächtige Paläste, wie in den italienischen Städten, im Gegentheil, die Häuser sind meist eng und nur zwei-, höchstens dreistöckig. Aber es liegt volle, äußerst wohlhäbige Bürgerlichkeit in diesen Bauten. Der Geist des mittelalterlichen Handelslebens spricht lebendig zu uns. Es mag wenige Städte von mehr malerischen Straßenprospecten geben.

Und was für gewaltige Malereien! Mir sind gestern zwei große Offenbarungen geworden; die eine betrifft die altniederländische Schule, die andere die eindringenden Einwirkungen der Italiener.

Wie man die alten Italiener nur in Italien kennen lernen kann, so auch die alten Niederländer nur in den Niederlanden. Ich hatte zu den van Eycks und deren Schule bisher noch kein rechtes Verhältniß, weil sie in unsern Galerien nur dürftig und mit unzulänglichen Werken vertreten sind. Gestern habe ich mich tief in diese Menschen hineingeschaut, und habe sie liebgewonnen aus tiefster Seele. Sie haben dieselbe Innigkeit und Andachtsglut, wie die altdeutschen Schulen, aber sie haben von Anfang an ein edleres Formgefühl und glänzendern Farbensinn. Sie sind den alten gleichzeitigen Italienern vollkommen ebenbürtig, ja sie sind ihnen in vielen Beziehungen sogar überlegen; ihr Unglück ist nur, daß hier die Entwickelung vorzeitig abbricht, ohne zu jenem organischen Gipfel zu kommen, den die Italiener in Rafael und Michel Angelo erstiegen.

Es thut mir so unsäglich leid, daß ich hier keine Photographien finden konnte, die geeignet gewesen wären, Dir eine Vorstellung dieser Dinge zu geben, und mir selbst die erhaltenen Eindrücke festzuhalten. Ich habe nur eine Photographie einer Mater dolorosa von van Eyck gekauft; ein tief schmerzensreiches Bild, das uns fast unwillkürlich zu Thränen zwingt, wenn man es lange ansieht, und doch in der Hoheit der Haltung und in dem Adel der Gewandung eine so unbeugsame Ungebrochenheit

bewahrt, daß man unablässig an Niobe denken muß. Das Echte gleicht sich überall, so verschiedenartig auch die Grundlagen sind, aus denen es hervorwächst. Am meisten und ergreifendsten aber wird man in Brügge von Hemling beschäftigt. In der Akademie: der heilige Christophorus mit dem heiligen Benedict und dem heiligen Aegidius, und die Taufe Christi, ein heiliger St.-Johannes; der wunderherrliche Reliquienkasten der heiligen Ursula, die Vermählung der heiligen Katharina und ein wunderbares Porträt eines jungen Mannes. Keine Macht der Rede ist im Stande, auch nur entfernt von der Unvergleichlichkeit dieser Bilder eine Ahnung zu geben. Es liegt die Gewalt dieser Bilder nicht in der Tiefe der Composition, in dieser sind die Italiener hoch über die Niederländer emporragend; die Gewalt liegt vielmehr in der unvergleichlichen Kraft der Charakteristik der einzelnen Köpfe, von der ergreifendsten Erhabenheit bis zur herzgewinnendsten Anmuth. Und sie liegt ferner in der anspruchslosen und doch so saftigen Färbung, die sich erhalten hat, als kämen alle diese Bilder erst heute von der Palette, und die so einheitsvoll und harmonisch gestimmt ist, wie eine solche Harmonie nur die vollendetste Sicherheit des technischen Könnens und die tiefste innere Befriedigung des hervorbringenden Künstlergemüths hervorbringen konnte. Und damit ist wol das letzte Wort ausgesprochen. Diese Maler malten nicht für Ausstellungen, sondern für Kirchen. Jedes Liebäugeln auf das Publikum ist ihnen fremd; sie malen, wie es ihnen um das Herz ist und wie ihre fromme Andachts- und gottinnige Lebensfreudigkeit es ihnen gebietet. Diese frommen Heiligengestalten, diese schlichttüchtigen Bürgersleute sind so ganz nur in sich selbst versunken; sie sind der Abglanz des eigenen tüchtigen Künstlergemüths. Du kennst meine Vorliebe für die Italiener; aber ich sage es dreist, die Tiefe germanischen Lebens ist mir doch gestern wieder mit stolzer Genugthuung aufgegangen. Diesen heiligen Benedict, wie er auf dem Bild vom heiligen Christophorus Hemling's gemalt

ist, hat in dieser Innigkeit, in dieser Gemüthstiefe und in dieser ernsten Hoheit weder Pietro Perugino noch Francesco Francia, welche Hemling's Zeitgenossen sind, empfunden und dargestellt.

Und was den zweiten Punkt, die unter italienischem Einfluß stehenden Niederländer anbelangt, so ist mir in Pourbus ein Maler entgegengetreten, welcher mir bisher völlig unbekannt war, und der die höchste Beachtung verdient. Es ist nicht flache Nachahmung, sondern lebendige Wiedergeburt. Es soll mir für meine nächsten Studien ein Hauptaugenmerk sein, diese Richtung und deren Einmünden in Rubens genau zu verfolgen.

Verzeih, mein Herz, daß ich Dir diese Erörterungen aufdringe. Aber mein Inneres war zu voll von diesen Anregungen, als daß ich sie hätte unterdrücken mögen. Du siehst wenigstens, daß ich durch das Badeleben noch nicht um alle höhern Interessen gekommen bin.

Dingelstedt hat mir soeben einen langen Besuch gemacht. Wir haben sehr viel über das Journal gesprochen.* Er hat mir für die allerersten Hefte höchst schätzenswerthes Material zugesagt. Doch will ich zuerst noch an Vieweg schreiben. Ich möchte mich nicht gern mit Halbheiten herumschlagen. Und die volle Zeit könnte ich doch erst nach Vollendung meiner Literaturgeschichte erübrigen. Und auch dann, das fühle ich deutlich, wird mich eine so zersplitternde Thätigkeit nicht ausfüllen.

Lebe wohl, grüße die Kinder, die Kleinen wie die Großen.

Hermann.

---

* Eine Monatsschrift im Stil der gegenwärtig existirenden „Deutschen Rundschau", welche von Hettner und seinem Verleger Vieweg geplant wurde und unter den Auspicien des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler ins Leben treten sollte. Die Sache scheiterte leider noch in den Vorbereitungen.

Ostende, Donnerstag früh den 4. September 1862.

Tausend, tausend Dank, meine treue Frau, für Deinen lieben herzinnigen Brief.

Ich war gestern Nachmittag recht wehmüthig gestimmt. Es überfiel mich so schwer, daß es nun schon vier Wochen seien, seit ich Euch, meine Lieben, verlassen, und daß ich bei dem besten Willen noch volle vierzehn Tage brauchen würde, ehe ich Euch wieder an meine Brust drücken kann. Um so erfreuter war ich, daß Dein heutiger Brief mir sagt, daß auch Du Sehnsucht nach mir hast.

Gestern und heute früh habe ich unablässig über meinen Reiseplan gebrütet. Kommen nicht ganz besondere Hindernisse, so denke ich mir die Reise folgendermaßen:

9. September, Dienstag Mittag von Ostende nach Gent. 10. Gent und Fahrt nach Antwerpen. 11. Antwerpen. 12. Rotterdam. 13. Haag. 14. Leiden. 15. Amsterdam. Von dort auf geradestem Weg nach Dresden. Kürzer und schneller weiß ich mich nicht einzurichten, ohne den Zweck der Reise zu beeinträchtigen. Du siehst, daß ich sogar schon Brüssel aufgegeben habe und mir an der Erinnerung meines frühern Eindrucks genügen lasse.

Die Bäder sind jetzt schon recht kalt, aber äußerst wirksam. Ich hoffe für den Winter das Beste. Es wäre aber auch zum Verzweifeln, wenn ich nicht Aussicht hätte, die versäumten sechs Wochen durch die Schnelligkeit und Ungehindertheit meiner Winterarbeit wenigstens einigermaßen wieder einzuholen.

Mit Dingelstedt bin ich viel zusammen. Er ist sehr freundlich und liebenswürdig.

Freilich wäre es auch mir lieber gewesen, wenn ich noch vor der Ankunft Deiner Aeltern eingetroffen wäre. Um so mehr, als unser erstes Stillleben recht häßlich durch den bevorstehenden

Umzug gestört wird. Aber trotz alledem freut es mich, daß wenigstens Deine Einsamkeit ein Ende nimmt und daß Mutter und Geschwister Dir in den Vorbereitungen für die neue Wohnung beistehen.

Dein H. H.

Ostende, Montag, den 8. September 1862.

Liebes Herz!

Es ist der letzte Brief, den ich Dir von Ostende schreibe. Du weißt, wie sehr ich mich nach Hause sehne; und doch ist es mir fast ein wehmüthiges Gefühl, daß ich morgen von hier scheiden muß. Ich hoffe, die Bäder werden mir gutgethan haben. Ich fühle mich in meiner Stimmung erheitert, nicht so leicht erregbar und verdrießlich, und bringe nach der langen Faulenzerei auch einen Hunger nach Arbeit mit, der nur bedauert, daß der abscheuliche Umzug neue Störung zur unvermeidlichen Folge hat. Ich male mir unser Herbst- und Winterleben sehr friedlich und stillvergnügt aus.

Verzeihe, wenn ich nur kurz schreibe. Die Luft ist draußen so schön, der Wind weht vom Meer so frisch und doch so mild, daß ich heute noch diese Erquickung in vollen Athemzügen schlürfen will. Wer weiß, wie lange es dauert, ehe ich die herrliche Nordsee wiedersehe.

Zunächst meinen innigsten Dank für Deinen herzensguten Brief. Wie freue ich mich auf den Brief, welchen ich heute Abend erwarte! Tausend, tausend Dank, mein treues Herz.

Es ist mir lieb, daß Deine guten Aeltern wieder bei Dir sind. Hoffentlich ist ihnen allen das Bad gut bekommen. Schreibe mir auch insbesondere, ob der Großvater gut gelaunt und gekräftigt ist.

In der Einrichtung der neuen Wohnung hast Du volle Freiheit. Nur die Wahl meiner Stube ist mir zu wichtig, als daß ich nicht vorher eine erneute Besichtigung vorangehen lassen wollte.

Vor einigen Tagen erhielt ich einen sehr liebenswürdigen Brief von Zeschau.* Ich lege ihn bei. Ich selbst bin nicht ganz zufrieden mit dem Ankauf. Die Auswahl war viel geringer, als ich gedacht hatte. Der Verkäufer war nicht ganz ehrlich; seine Ankündigung der Kisten entsprach nicht ganz den Thatsachen.

Es wird Dich überraschen, wenn ich Dir sage, daß Frau von Rietzenberg, Herr Bönisch und Frau Seebeck mit nach Holland reisen. Es ist nicht zu leugnen, daß sich die Kirchen und Museen in Gesellschaft nicht blos billiger, sondern auch genußreicher und lehrreicher besuchen als allein; und Bönisch hat wirklich gute Kunstkenntnisse.

Ich erwarte also Briefe von Dir im Haag und in Amsterdam. Ich weiß, daß Du meine Hoffnung nicht täuschest. Ich weiß nicht genau zu bestimmen, wann ich nach Amsterdam komme, weil ich abwarten muß, ob mich der Sonntag in den Museen von Haag und Leiden sehr hindert. Von Amsterdam reise ich direct. Ich richte mich ein, daß ich am Tage nach Dresden komme. Jedenfalls gebe ich Dir von Amsterdam aus Kunde.

Hermann.

---

* Der Minister des königlichen Hauses von Zeschau in Dresden.

Gent, Abends, den 9. September 1862.

Liebe gute Anna! Ich sitze hier an der Wirthstafel, mit elendem Schreibzeug, aber ich will nicht unterlassen, Dir wenigstens mit ein paar Zeilen zu sagen, daß ich Dich lieb habe und Deiner gedenke.

Heute früh bin ich mit Frau von Rietzenberg, Frau Seebeck und Herrn Bönisch hierher gereist. Bis jetzt bedauere ich dieses Zusammensein nicht, da Bönisch wirklich ein sehr kunstsinniger Mann ist. Ich kann mit ihm alles mehr durchsprechen und durchdenken, als ich das thun würde im beständigen Alleinsein.

Jetzt schwärme ich für das berühmte genter Altarbild von van Eyck, für dasselbe Bild, dessen Photographie schon am vorigen Weihnachten mein Wunsch war. Es ist unvergleichlich. Wahrscheinlich werde ich es zum Thema meiner nächsten Akademierede machen. Was sind diese Maler für edle, für tiefempfindende Menschen gewesen! Zehn Jahre hat Eyck an diesem Bilde gemalt, das den Jubel über die Erlösung ausspricht, den Jubel über die Erlösung, der, fern von aller Abstrusität der Dogmatik, nur der Jubel über die Schönheit und Herrlichkeit menschlichen Daseins ist. Ein Italiener derselben Zeit hätte nicht diese lyrische Innigkeit gehabt, selbst Fiesole nicht; und ein Maler der spätern Zeit hätte es mit dem Fanatismus des Martyriums gemalt, wie die Bologneser und die Spanier. Eine neue Welt ist mir in diesen alten Niederländern aufgegangen. Ich habe sie bisher unterschätzt, weil ich sie nicht genugsam kannte.

Doch genug. Ich bin müde. Ich erzähle Dir mündlich.

Morgen geht es nach Antwerpen, wo neue Genüsse derselben Art meiner warten. Mir wird vor diesen Bildern so rein und fromm zu Muthe; aber es ist eine Frömmigkeit, die nicht aus dem Leben herausführt, sondern in gesunder Tüchtigkeit zum Er-

fassen der lebendigen Wirklichkeit treibt und zu eigener That spornt. Man lernt Respect vor dem Ernst der Arbeit; man lernt, daß ein jeder um so tüchtiger und wirksamer ist, je mehr er aus dem tiefsten Wesen seiner Gegenwart heraus schafft.

Also auf Wiedersehen recht vieler Briefe im Haag! Ich komme erst Sonnabend im Haag an.

Hermann.

Antwerpen, den 11. September 1862.

Donnerstag früh 8 Uhr. Seit gestern Nachmittag, mein treues Herz, sind wir hier. Leider war abends schlechtes Wetter und wir konnten mit der Besichtigung der Sehenswürdigkeiten noch nicht beginnen. Heute scheint es besser zu sein. Gerade in solchem Wetter empfinde ich das Zusammen mit Reisegefährten als einen Gewinn. Ich spielte mit Herrn Bönisch in einem Kaffeehaus Domino, abends trank ich mit den Damen den Thee, d. h. sie tranken Thee, ich aß ein Beefsteak mit englischem Ale, und wir blätterten im Schnaase, um uns für die künstlerischen Pflichten des heutigen Tages vorzubereiten. Darauf ging ich zu Bett. Ich träumte lebhaft von Dir, und als ich erwachte, konnte ich mich nur schwer in die Thatsache finden, daß Du über hundert Meilen von mir getrennt seist. Du umschwebst mich, wo ich gehe und stehe; und in den reinsten und höchsten Genüssen meiner Kunstbeschauung oft am allermeisten. Wie gern möchte ich Dir alle diese Bilder zeigen; und ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß es doch gelingt, diesen frommen Wunsch zur Thatsache zu machen. Wie wohl würde Dir ein Seebad thun! Das ist besser und nicht einmal theuerer als die Plackerei in den Soolbädern.

Lebe wohl, gute Anna. Mir geht es gut; laß es auch Dir

gut ergehen. Jeder Tag führt uns jetzt näher zusammen. Heute über acht Tage bin ich bei Dir.

Mit meiner Reisegesellschaft bin ich sehr zufrieden.

In alter Treue

Hermann.

Rotterdam, den 12. September 1862.

Liebes Herz.

Morgen früh erwarte ich nach langer Entbehrung wieder einen Brief, hoffentlich sogar mehrere, von Dir. Aber ich will nicht, daß Du lange ohne Nachricht bleibst; ich schreibe Dir also jetzt, wenn es auch nur wenige Zeilen sind.

Was aber soll ich Dir sagen? Es ist der Embarras de richesses, der mir die Auswahl schwer macht und mich vieles für die mündliche Unterhaltung aufsparen läßt. Bunt wechselnde Eindrücke sind in rascher Folge an mir vorübergezogen, der eine fast spannender und gewaltiger als der andere. Wie oft habe ich mich gesehnt, daß Du alles dieses Schöne und Herrliche mit mir zugleich genießen könntest!

Hoffentlich hast Du meinen Brief aus Gent und Antwerpen erhalten. Am andern Morgen ging ich in Antwerpen in den Dom, in die Galerie, in einige andere Kirchen. Nicht nur, daß meine Kenntnisse für die Geschichte der ältern Schulen sehr bereichert wurden; nein, ich lernte hier auch erst einen Maler in seiner gewaltigen Kraft und Vielseitigkeit kennen, den ich zu kennen wähnte, und den ich bisjetzt in seiner Größe verkannt habe. Nur in Antwerpen kann man Rubens kennen lernen!

Die wilde Uebergenialität, welche seine spätern Werke oft

unerfreulich macht, ist hier noch in reinstem und schönheitsvollstem Maße; man sieht, er kommt unmittelbar aus der läuternden Zucht der Italiener. Was mir aber am interessantesten war, es ist mir hier zum ersten mal die religiöse Seite in Rubens deutlich ins Bewußtsein getreten. Erst seit gestern weiß ich, wie Rubens der Maler des restaurirten Katholicismus, der Gegenreformation ist, und wie die Spanier an ihn anknüpfen konnten und mußten. Auch van Dyck ist mir hier erst nach dieser Seite aufgegangen, bisher kannte ich ihn nur als Porträtmaler.

Gegen Mittag reisten wir von Antwerpen ab. Die Fahrt über Dortrecht nach Rotterdam ist wunderschön. Die platten baumbewachsenen Ufer mit den breiten Strömen und Seen, Windmühlen und Landhäusern sind unendlich malerisch; jeder Blick ist eine Landschaft, wie wir sie bei den alten holländischen Landschaftern sehen. „Willst du den Dichter recht verstehen, mußt du in Dichters Lande gehen.“ Und wie einzig großartig ist Rotterdam! Es hat mir selten eine Stadt dergestalt imponirt!

Diese malerische Architektur, dieses buntbewegte Handelstreiben, dieser Wald von Schiffen, diese höchst merkwürdigen, die Stadt durchschneidenden, schiffebeladenen Kanäle. Es ist nicht so prächtig, nicht so palastreich wie Venedig; aber es ist eine lebende und fortschreitende Stadt, nicht eine todte und verfallende. Wie können sich unsere Architekturmaler solche Stoffe entgehen lassen!

Mit meiner Reisebegleitung habe ich alle Ursache zufrieden zu sein. Namentlich Frau Seebeck erfreut mich durch die kindliche Frische, mit welcher sie diese Herrlichkeiten in sich aufnimmt; aber auch Frau von Rietzenberg ist eine poetische, liebenswürdige Natur. Bönisch ist ein netter, sehr gebildeter Mann. Ich hätte von meinen Kunststudien nur den halben Gewinn, entbehrte ich seiner Anregung und Theilnahme. Er

hat an Kunstkenntniß nicht die Ausbreitung Deines Vaters, aber doch viel Empfänglichkeit und Urtheil.

Also Morgen im Haag. Antwort erwarte ich nicht mehr auf diesen Brief, ich hole sie mir mündlich.

In Hoffnung fröhlichen Wiedersehens

Hermann.

14.

Die Jahre von 1863 bis 1870.

In der geschilderten glücklichen Gleichmäßigkeit, deren Unterbrechungen zumeist nur angenehme waren, verstrichen Hettner die Jahre, welche er zur Vollendung seiner „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" noch bedurfte. Je weiter er vorschritt, um so mehr pries er den Entschluß, zur Darstellung der deutschen Literatur einen unendlich breitern Rahmen gewählt und sich damit die Möglichkeit geschaffen zu haben, auf eine Ueberzahl von Erscheinungen und geistigen Regungen einzugehen, welche er bei seinem ursprünglichen Plane gar nicht hätte berücksichtigen können. Die Wiederaufnahme früher gemachter verband sich mit einer Fülle neuer Studien, unabläßig war er bemüht, sich das von allen Seiten her aufgethürmte Material geistig zu eigen zu machen und inmitten der zahllosen Einzelheiten, welche Berücksichtigung und Erwägung forderten, seine Grundanschauung festzuhalten und klar darzulegen. Unermüdlich gab er sich an die beständig neuen Aufgaben hin, welche ihm aus seinem erweiterten Plane erwuchsen, und nur in einzelnen Augenblicken beschlich ihn ein Gefühl, als ob er die Arbeit überhaupt nicht beenden werde. Wer in jenen Jahren mit ihm häufiger verkehrte und durch eigene Studien den Dingen näher stand, welche darzustellen

Hettner unternommen hatte, der erfuhr auch, wie tiefer Ernst es ihm um jedes Kapitel seines großen Werkes war, und wie tapfer er mit der Versuchung rang, durch Uebergehen ferner liegender Erscheinungen die Vollendung, nach der er sich sehnte, zu beschleunigen.

In den äußern Verhältnissen Hettner's traten während all dieser arbeitsreichen, aber auch lebensfrohen Jahre nur insofern Veränderungen ein, als sich seine Wirksamkeit in Dresden beständig erweiterte. Eine Berufung als Oberbibliothekar und Director der Kunstsammlungen nach Gotha hatte er 1861 abgelehnt, auch die Professur der Kunstgeschichte am eidgenössischen Polytechnikum, welche durch Lübke's Uebersiedelung nach Stuttgart 1866 erledigt ward und die der eidgenössische Erziehungsrath zuerst ihm antrug, schlug er aus. Was sollte ihm jetzt Zürich, wo sich der Freundeskreis durch Moleschott's Wegzug nach Italien so wesentlich verengert und verändert hatte? Natürlich blieben diese Berufungen nicht ohne Rückwirkung auf seine dresdener Stellung, die sächsische Regierung zeigte sich jederzeit bereit, durch Verbesserung seines Gehalts die materiellen Vortheile, durch welche man Hettner nach auswärts zu ziehen suchte, aufzuwiegen. Zu Hettner's ursprünglichen Aufgaben gesellten sich inzwischen neue: 1868 ward er zum ersten Director des „Historischen Museums" (der alten „Rüstkammer") ernannt. Seit 1869 hielt er die kunsthistorischen Vorträge an der reorganisirten Polytechnischen Schule, und als mit der Umwandlung und Erhebung derselben zur technischen Hochschule auf Professor Dr. G. Zeuner's eifrigen Betrieb eine besondere Professur der Kunstgeschichte errichtet ward, übernahm er diese Professur um so lieber, als er dem kräftigen Gedeihen des dresdener Polytechnikums, dem sich mancherlei schwierige Verhältnisse und mancherlei Nachwirkungen der Vergangenheit umsonst in den Weg stellten, einen regen Antheil widmete. Seine Vorlesungen am Polytechnikum fanden den gleichen, ja womöglich einen noch regern

Antheil als diejenigen an der Kunstakademie, und er nahm sie nach jeder längern Pause mit immer gleicher Lebhaftigkeit und bis in die letzten Jahre beinahe ungemindertem Interesse wieder auf.

Das Jahr 1866 zog mit seinen Ereignissen natürlich auch Hettner in Mitleidenschaft. Die ersten Monate desselben waren von den allgemeinen Besorgnissen vor dem Ausbruch eines Krieges erfüllt, der ihm ein Bürgerkrieg hieß, in der zweiten Hälfte des Jahres fühlte er sich gehoben bei den Aussichten, die mit den preußischen Siegen und der Gründung des Norddeutschen Bundes sich eröffneten. Hettner hatte nie ein Hehl daraus gemacht, daß er die Einigung Deutschlands unter preußischer Führung wünsche und ersehne, und da die Mehrzahl seiner dresdener Mitbürger entgegengesetzter Gesinnung war, so hatte es nicht an gelegentlichen leidenschaftlichen Erörterungen und kleinen Conflicten gefehlt. Indeß verspürte er bei aller Festigkeit seiner politischen Ansichten und bei unablässiger Theilnahme an den Tagesereignissen niemals die Versuchung, sich zum Berufspolitiker umzubilden, und selbst als ihm noch 1871 der Gedanke nahegelegt wurde, als Reichstagscandidat für Dresden aufzutreten, besann er sich rasch, daß ihn eine parlamentarische Wirksamkeit viel zu weit von allem ablenken müsse, wozu er sich in erster Linie berufen fühlte, und verzichtete auf die lockende Aussicht. In mannichfachem Widerspruch mit seiner Umgebung, selbst mit nahe Befreundeten, gehörte er in den Jahren zwischen 1866 und 1870 durchaus zu den Hoffenden. Dies schloß nicht aus, daß ihm eine völlige Befriedigung erst durch die Ereignisse von 1870, durch den diesmal nicht gezwungenen, sondern freudigen, freiwilligen Zusammenschluß von ganz Deutschland ward, daß er dann erst ausrief: „Es ist jetzt eine Freude und ein Stolz, ein Deutscher zu sein — die Parteibegriffe von 1848 passen nicht mehr!"

Doch die Stellung, welche Hettner im öffentlichen Leben

Dresdens einnahm, gründete sich nicht auf seine Mitwirkung und Theilnahme an politischen Ereignissen und Bestrebungen, sondern auf jene an allen künstlerischen und literarischen Dingen. Jeder Autoritätsdünkel lag seiner Natur fern, aber das gute Recht eines durchaus sachlichen, aus tiefern Ueberzeugungen erwachsenden Urtheils ließ er sich auch dann nicht verkümmern, als man von einzelnen Stellen begann, seiner Auffassung der Kunst eine völlig andere entgegenzusetzen. Gewiß unterschätzte Hettner's Auffassung in einzelnen und sogar in zahlreichen Fällen die kunsttechnische Tradition, ließ jene merkwürdigen, allmählichen Veränderungen des Anschauens, Auffassens und Darstellens der Natur, welche mit den allgemeinen geistigen Veränderungen und Umbildungen in keinem oder entferntem Zusammenhang stehen, vielfach außer Augen, gewiß hatte er aus seinem ganzen Bildungsgang heraus die Neigung, die gedanklichen Momente, die allgemein poetischen Motive in den Werken der bildenden Kunst vor denjenigen zu bevorzugen, die rein aus der Formfreude des Künstlers hervorgehen. Es war sonach leicht, seiner Anschauung eine andere in ihrer Art wohlberechtigte gegenüberzustellen, nur daß die andere, einseitig betont, eine noch weit größere Einseitigkeit in sich schloß als seine historische Betrachtungsweise. Und sicher war unser Aesthetiker im guten Recht, wenn er sich in der Ueberzeugung nicht beirren ließ, daß ein Zusammenhang zwischen der allgemeinen Culturentwickelung und der Kunstentwickelung existire. Die naive Bewußtlosigkeit, mit welcher zahlreiche Künstler die geistige Atmosphäre ihrer Zeit auf sich wirken lassen, galt ihm keineswegs als Beweis, daß jener Zusammenhang nur ein Traum der speculativen Aesthetik sei und von der wirklichen Kunsterkenntniß ins Nichts zurückgescheucht werden müsse. In diesem Sinne hielt Hettner seine Vorträge an Akademie und Polytechnikum, in diesem Sinne ließ er sich, wie früher erwähnt, bei zahlreichen festlichen Veranlassungen vernehmen, und bewährte er in lebendiger Antheilnahme an den in

Dresden selbst entstehenden Kunstwerken sein Verständniß und seine Begeisterung, namentlich für Aufgaben der Monumentalplastik und Monumentalmalerei.

Durch seine Mitgliedschaft des Akademischen Rathes stand er mitten im Kunsttreiben, und da seit 1863 Regierung und Stände des Königreichs Sachsen bestimmte Mittel (den „Kunstfonds") für monumentale Kunst ausgesetzt hatten, so traten immer neue Erwägungen über die zweckmäßige Verwendung dieser Mittel auch an Hettner heran. Daß er ängstlich darüber wachte, der wohlthätigen Stiftung ihren ursprünglichen Zweck zu bewahren, und dem von Zeit zu Zeit auftauchenden Gedanken, den Kunstfonds in einen verstaatlichten Kunstverein zu verwandeln und seine Mittel für den Ankauf von Staffeleibildern zu verwenden, den kräftigsten und zähesten Widerstand leistete, braucht nach allem Gesagten kaum noch besonders betont zu werden. Und daß es hierbei an Kämpfen nicht fehlte, daß Hettner's Ueberzeugungen mit dem siegreich vordringenden Naturalismus öfter in Conflict geriethen, erscheint nur natürlich. Doch muß hervorgehoben werden, daß sich die kleinlichen Vorkommnisse des Jahres 1860 nie wieder erneuerten, daß Hettner mit allen seinen Collegen im Akademischen Rathe auf dem Fuße freundlichen Verkehrs und rein sachlichen Meinungsaustausches blieb, daß er Ursache hatte, sich der Achtung und Geltung zu erfreuen, in der sein Urtheil und sein Wort standen. Wol wäre es zu absurd gewesen, wenn man auch in spätern Jahren noch den Versuch gemacht hätte, ihn durch Einschüchterung und gesellschaftlichen Klatsch in jenen Ring zu zwingen, wo eine Hand die andere wäscht und wo es keinen Unterschied zwischen der ausgezeichneten und der untergeordneten Leistung geben darf, aber daß es nicht geschah, erwies doch, welches Verständniß die Eigenart, die hohe vielseitige Bildung und die vornehme Sachlichkeit Hettner's jetzt in allen Lebenskreisen Dresdens fanden. Seine Bedeutung wurde kaum irgendwo und jedenfalls nicht öffentlich in Frage gestellt, und die über-

wältigende Mehrzahl seiner Mitbürger freute sich seines Besitzes und gab ihm durch immer erneute Vertrauensbeweise diese Freude zu erkennen.

Hettner selbst wußte im großen und ganzen die Vorzüge seiner besondern Stellung und die Annehmlichkeiten des dresdener Lebens überhaupt zu würdigen, wenngleich er sich über gewisse Mängel weniger als andere täuschte, im Verlauf der Jahre die Entbehrung der wissenschaftlichen Atmosphäre einer Universitätsstadt empfand und die Ungunst der Umstände beklagte, welche seit dem Ende der fünfziger Jahre und namentlich zwischen 1860 und 1870 Dresden eines guten Theils seiner vorzüglichsten Schriftsteller und Künstler beraubte. Gutzkow siedelte 1862 nach Weimar über, Otto Ludwig schied 1865 aus dem Leben, des Todes Rietschel's, des Weggangs von Bendemann ist bereits früher gedacht worden. Der greise Schnorr von Carolsfeld zog sich seit dem Verluste seines genialen Sohnes, des Sängers Ludwig Schnorr, dem Hettner einen tief empfundenen Nachruf widmete (wiederabgedruckt in „Kleine Schriften"), mehr und mehr aus der Oeffentlichkeit zurück, die Zeit war vorauszusehen, wo man auch ihn ohne Aussicht auf einen Ersatz verlieren würde. Im Vergleich mit den ersten Jahren fand Hettner, daß Dresden an Bedeutung verlor, und so liebenswürdig und herzlich er mit den Menschen verkehrte, welche ihm blieben oder die ihm erst in dieser Zeit näher traten, so widmete er doch manchem guten Tage von ehedem schon eine seufzende Erinnerung. Uebrigens fehlte es ihm zu keiner Zeit an anregendem Verkehr. Ohne Prunk und Ostentation ward sein gastliches Haus der Anziehungspunkt für zahlreiche Gelehrte, Schriftsteller, Künstler, welche Dresden besuchten und mit denen er gern einen größern oder kleinern Kreis seiner dresdener Freunde vereinigte. Je größer die Erfolge seiner „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" waren, je bedeutender und einflußreicher die complicirte amtliche Thätigkeit Hettner's erschien, um so stärker

war natürlich auch der Andrang derer, die sich im Lichte jeder Berühmtheit sonnen. Sie fanden ihre Rechnung bei Hettner nur selten: in seinem starken und festen Selbstbewußtsein hatte das Bedürfniß nach fader Schmeichelei, und selbst das nach eigentlicher Anhängerschaft, keinen Raum. Aber jede in ihrer Art tüchtige und strebsame Natur, jedes eigentliche Talent durfte auf Hettner's freundliches Entgegenkommen und auf seine lebendige Antheilnahme rechnen. Die Vielseitigkeit seiner Bildung gestattete ihm, sehr ernst und tief auf die wissenschaftlichen Interessen Jüngerer einzugehen, und die außerordentliche Lebhaftigkeit seines Wesens half auch dem jüngsten und schüchternsten seiner Besucher rasch über jede Befangenheit hinweg. So sah man viele neue Gesichter in seinem Hause, ohne daß darum die alten verschwanden. Denn nicht nur den eigentlichen Freunden bewahrte er feste Treue, sondern auch Fernerstehenden zeigte er jene Anhänglichkeit, die aus dem innern Wohlwollen stammt. Wer freilich an einem scharfen Wort oder Urtheil Anstoß nahm, wer sich an gewisse behagliche Wiederholungen auf Persönlichkeiten bezüglicher charakteristischer Anekdoten nicht gewöhnen mochte, wen es beirrte, daß Hettner da und dort den Conversationston mit einem docirenden Ton vertauschte, der konnte sich des Reizes und der außerordentlichen Mannichfaltigkeit der Unterhaltung mit ihm nicht voll erfreuen. Doch wird es wenige gegeben haben, welche in diesem Falle waren; auf die Mehrzahl aller, die für eine geistige Besonderheit und eine vielseitige Bildung Verständniß haben, wirkte Hettner mit immer gleichbleibender Anziehungskraft.

Die nicht literarische Wirksamkeit Hettner's blieb zumeist auf Dresden beschränkt. In den sechziger und siebziger Jahren hielt er einzelne Vorträge kunsthistorischen Inhalts in Leipzig, Frankfurt am Main, Köln, Barmen, Elberfeld, Hamburg und an andern Orten, ohne an dieser Art Wandervorträgen großen Geschmack zu gewinnen. Als das Beste dabei galten ihm die

erfreulichen Bekanntschaften, die er machte. Mehrfach ward er als Preisrichter in künstlerischen und literarischen Angelegenheiten in Anspruch genommen; einige Jahre war er Mitglied des Preisgerichts, das über den großen von Kaiser Wilhelm gestifteten Preis (Schiller-Preis) zu entscheiden hatte, späterhin einer der Preisrichter der Grillparzer-Stiftung. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens (1876) bereitete ihm die Ordnung und Aufstellung der Kunstsammlungen in Altenburg, mit der er betraut ward, große Freude. Ueberhaupt fehlte es ihm so wenig an Abwechselungen dieser Art, daß er gelegentlich Besorgniß, ja Unmuth über sie empfand und beispielsweise an Gottfried Keller (Dresden, den 24. December 1874) schrieb: „Wir haben nur allzu lange den Verkehr unterbrochen und ich fürchte fast, daß Du als Absicht deutest, was nur Nachlässigkeit und Faulheit war. Von mir weiß ich wenig zu berichten. Ich wandle in der Tretmühle eintöniger Arbeiten und Geschäfte. Oft ist mir, als käme ich vor lauter Lernen und Lehren nicht mehr zum eigenen Denken und Schaffen.“ Diese Furcht war freilich übertrieben, und gerade um die Zeit, in welcher Hettner dies schrieb, wurden seine „Italienischen Studien“ kräftig gefördert. Allein es war begreiflich, daß er namentlich in den Jahren, in denen es ihn drängte, seine „Literaturgeschichte“ zu Ende zu führen, die wechselnden Anforderungen der Außenwelt gelegentlich als Störungen empfand.

Um seine Arbeit endlich abzuschließen, überwand er mehr als einmal selbst die immer rege Reiselust. 1865, 1866 und 1867 war er wiederholt in der schlesischen Heimat. In den beiden ersten Jahren gab der Zustand seines in Hirschberg lebenden greisen Vaters zu ernsten Besorgnissen Anlaß, Ende September 1867 starb C. F. Hettner wirklich, und der herzugeeilte Sohn konnte ihm nur die letzten Ehren erweisen und empfand es tief schmerzlich, daß auch das längst Befürchtete „ein ärgerer Ruck im Leben ist, als man sich träumen läßt“. Mit diesem „Ruck“

löſten ſich die letzten Bande, die ihn außer ſeinen Jugenderinnerungen an Schleſien knüpften. — Von ſonſtigen kleinen Reiſen iſt zunächſt einer Wallfahrt nach Weimar und Wetzlar im September 1865 zu gedenken, die Hettner unternahm, die ihm friſche Localeindrücke für die Ausführung der letzten Theile ſeiner Literaturgeſchichte, „Goethe“ und „Schiller“, geben ſollte. Schon von Weimar aus konnte er ſeiner Gattin berichten, daß er glaube, ſeinen Zweck zu erreichen. „Ich war in Gefahr, den Stoff in gelehrtes Kleinweſen zu zerbröckeln, jetzt, hoffe ich, wird ein friſcher, Zug innerer Poeſie das Einzelne erwärmen und beleben.“ Und in Wetzlar, das er über Kaſſel, Marburg und Gießen erreichte, ward er dieſer Wirkung der kleinen Reiſe vollends gewiß. „Welch ſtilles Glück, welche heitere Seligkeit iſt hier in meine Seele gezogen! Je näher man Goethe belauſcht in ſeiner nächſten Wirklichkeit, deſto größer wird er einem ſowol als Menſch wie als Künſtler. Wie unſcheinbar, ja wie dürftig iſt die äußere Scenerie, welche Goethe für den «Werther» benützte, mit welchem großen Auge hat er ſie geſehen und empfunden. Nie werde ich die Stunden vergeſſen, in welchen ich im Garten von Garbenheim (Wahlheim) ſaß und den «Werther» durchblätterte. Friſche erquickende Luft unter ſchattigen Bäumen, Zufriedenheit und Glück in mir, mit meinen Gedanken ganz und gar verſenkt in die gewaltige Zeit, welcher wir unſer ganzes Sein und Denken und Empfinden verdanken. Es liegt etwas ſehr Richtiges in dem alten katholiſchen Brauch der Wallfahrten. Man fühlt ſich dem geliebten Heiligen, den man verehrt, menſchlich näher.“ — Von Wetzlar kehrte Hettner über Koblenz, Köln und Hannover „ſehr erfriſcht, gekräftigt und mit großer Arbeitsluſt“ wieder nach Hauſe. — Einen ähnlichen kleinern Ausflug brachte der Herbſt des Jahres 1868. Eine Vorleſung, die er Anfang October in Frankfurt am Main zu halten hatte, gab ihm Anlaß, endlich Heidelberg wieder aufzuſuchen. Der Eindruck war ein ſtarker und er konnte Moleſchott berichten, daß es ihm lieb ſei, den


LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Bann gebrochen zu haben, der für ihn seither auf der Stätte seines einstigen Glückes gelegen.

Eine einzige größere Reise, eine mit seiner Frau unternommene Fahrt nach Paris im Herbst 1869 und ein beinahe einmonatlicher Aufenthalt daselbst, unterbrach das Stillleben dieser Jahre. Da die Reisenden vom Wetter wenig begünstigt waren, so beschränkten sich die Ausflüge auf Versailles, Saint-Germain, Saint-Cloud und Fontainebleau; die Stadt selbst bot so reiche Anregungen, so mannichfache Genüsse, daß die Zeit wie im Fluge entschwand. Hettner verkehrte in lebhafter Weise mit St.-René Taillandier, dem Kenner der deutschen Literatur, mit Neftzer, einem der Redacteure des „Temps", den er einige Zeit vorher in Dresden kennen gelernt hatte. Das Leben von Paris sah er jetzt etwas kritischer an als ein Jahrzehnt zuvor, immerhin fühlte er sich von den Reizen der Weltstadt, der französischen Umgangsformen wieder gefesselt. Im Louvre beschäftigten ihn vorzugsweise die vorhandenen Werke von Rubens, der Gedanke einer größern Arbeit über die Kunst der Gegenreformation, welcher ihn wieder und wieder erfaßte, zuletzt aber doch keine rechte Gestalt gewann, begleitete ihn einige Tage hindurch in die Bildersäle. — Auf der Reise nach Paris hatte er in Rheims einen Tag verweilt, um die altfranzösische Krönungsstadt und vor allem die Kathedrale Robert de Coucy's einer eingehenden Besichtigung zu unterwerfen. Jeder Gewinn an lebendiger Anschauung, den er für seine Vorträge machte, war und blieb ihm erfreulich.

Von Ausflügen und Reisen heimkehrend hatte Hettner während all dieser Jahre die Arbeit wieder aufzunehmen, welche allmählich beinahe zu einer drückenden Last geworden war, und der er doch den vollen innern Antheil in jeder Einzelheit widmete. Die kleinern literarhistorischen Arbeiten, welche das Verzeichniß seiner Schriften anführt, die Neuherausgabe von „Wilhelm von Humboldt's ästhetische Versuche über Goethe's Hermann und Dorothea" (Braunschweig, 1861), der Vortrag „Goethe's

Iphigenie im Verhältniß zur Bildungsgeschichte des Dichters" (Braunschweig 1861), die Einleitung zu der von mir begonnenen „Bibliothek der Literatur des 18. Jahrhunderts" (Berlin 1866), die Auswahl der „Dichtungen von Maler Müller" mit Einleitung (Leipzig 1868, in Brockhaus' „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts") und die Herausgabe von „Lessing's Dramen" (Leipzig 1868, für dieselbe Sammlung) standen mehr oder minder in Zusammenhang mit den Studien für das große Hauptwerk. Im Frühling des Jahres 1870 näherte er sich der Vollendung desselben, und ein wahres Glücksgefühl durchströmte ihn, als es endlich gewiß ward, daß die große Arbeit ihren vollen Abschluß auch nach dem erweiterten Plan finden werde. Ungeduldig entwarf Hettner mitten zwischen der Ausführung der letzten Kapitel italienische Reisepläne, denn es galt ihm als der schönste Lohn, daß er die so lange zurückgedämmte Sehnsucht nach Italien nun frei walten lassen konnte. Der Druck des letzten Bandes, des vierten der „Geschichte der deutschen Literatur", zog sich in den Sommer des Jahres 1870 hinein, aber Ende Juni schrieb er das letzte Kapitel des Werkes nieder, wie zu vermuthen steht mit tiefem Athemzuge und einem Gefühl der Erlösung.

Am Abend eines der nächsten Tage hatte Hettner in seinem Hause eine kleine Gesellschaft von Freunden vereinigt, welche mit ihm den Abschluß des Buches fröhlich feierten. Es waren lauter Männer, die am Gedeihen desselben seit Jahren ernsten Antheil genommen hatten: Professor Fleckeisen, der Philolog, der Kapellmeister Dr. Julius Rietz, der dem Verfasser bei der Ausarbeitung der musikgeschichtlichen Kapitel freundlichen Beistand geleistet, Freiherr Karl von Beaulieu-Marconnay, welcher sich seit 1867 in Dresden niedergelassen hatte und mehrere Jahre hindurch zu Hettner's nächstem Umgangskreise gehörte, Justizrath Dr. Kohlschütter, der treubewährte Freund des Hettner'schen Hauses, ferner der Verfasser dieser Biographie, Herr von

Broecker, welcher Hettner demnächst nach Italien begleiten sollte, und noch einige andere waren anwesend. In die belebte Unterhaltung und die Toaste, die einem Werke stillen und unablässigen Gelehrtenfleißes galten, grollten schon die Donner des heraufziehenden weltgeschichtlichen Gewitters herein: eben waren im pariser Gesetzgebenden Körper die drohenden Interpellationen wegen der spanischen Königswahl gestellt und von der Regierung Napoleon's III. in noch drohenderm Tone beantwortet worden. Doch hegte man noch Hoffnung auf Erhaltung des Friedens und ließ sich die Freude des Abends nicht trüben. In bewegter, aus dem innersten Herzen kommender Rede gedachte Hettner der seltenen Gunst des Geschicks, die ihm eine so lange Reihe von guten Jahren zur Ausführung seiner Arbeit gegönnt habe, vor allem auch des Glückes, das ihm nach dem herben Verlust, der sein Leben im Jahre 1856 getroffen, in seiner zweiten Frau eine treue, verständnißvolle, sein inneres Sein erquickende Lebensgenossin gegeben. Schon zwei Wochen nach diesem Abend war es entschieden, daß Hettner die Belohnung, welche er sich selbst für seinen Fleiß gesetzt, zunächst nicht empfangen könne. Der große Deutsch-Französische Krieg kam zum Ausbruch, in den patriotischen Erhebungen, Sorgen und Triumphen der nächsten Monate trat jedes Wollen und Wünschen des Einzelnen zurück. Der ernste Winter, in welchem die deutschen Heere vor Paris lagerten, brachte Hettner gleichwol einen vollen Erfolg seines letzten Bandes. Rückwirkend verhalf dieser Erfolg auch in Kreisen, wo man zunächst nur von Goethe und Schiller hatte hören wollen, der gesammten „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" zur Geltung, der Verfasser hatte die Freude, daß er die Wirkung, welche beim ersten Entwurf des Buches als ein Traum vor seiner Seele geschwebt hatte, jetzt in voller, tausendfach bezeugter Thatsächlichkeit sah und erlebte.

15.

Die „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts“.

Hettner's „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts“ (Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1855—70) erfreute sich vom Hervortreten ihres ersten Theils an einer mit jedem weitern Bande wachsenden Verbreitung und einer ernstern und nachhaltigern Theilnahme des Publikums, als sie der Verfasser selbst vorausgesetzt und gehofft hatte. Bei Lebzeiten war es Hettner vergönnt, die vierte Auflage der beiden ersten, die dritte Auflage der weitern, später erschienenen Bände seines Werkes zu bearbeiten. Die ganze Darstellung hielt von Haus aus eine glückliche Mitte zwischen jenem specifisch wissenschaftlichen Vortrag, der sich ausschließlich an die Fachgenossen wendet und ein anderes Publikum gar nicht gelten läßt, und zwischen einer populären Fassung im gewöhnlichen Wortsinn. Sicher war es nächst dem fesselnden, leichtflüssigen und doch so eindringlichen scharfgeprägten Stil die Kunst der Charakteristik, welche dem umfangreichen, in zahlreiche Einzelheiten eingehenden Werke Tausende von Lesern in Kreisen erwarb, in denen man sich sonst mit allgemeinen Uebersichten begnügt. Von mehr als einer Seite ist gegen Hettner's Buch geltend gemacht worden, daß es im Grunde genommen nur eine Folge von — allerdings vortrefflichen — Essays sei. In diesem Urtheil ver-

räth sich eine ungenügende Kenntniß des Gedankenganges und der Darstellungsmethode Hettner's. Es war ihm Bedürfniß, die Entwickelung in repräsentativen Gestalten zu concentriren, und er ging vielleicht einen Schritt zu weit darin, den Antheil der minder bedeutenden, minder selbständigen Naturen an irgendeiner geistigen Vorwärtsbewegung oder Wendung auf die Hauptvertreter derselben mit zu übertragen. Immerhin entschied er sich stets erst nach den eingehendsten Studien für einen oder einige bestimmte Repräsentanten eines darzustellenden Entwickelungsmoments, und die „Literaturgeschichte" enthält darum eine ganze Reihe von charakteristischen, scharf und sicher gezeichneten Porträts vergessener oder minder beachteter Schriftsteller. Daneben erschienen doch auch die einleitenden Kapitel, die großen Uebersichten, in ihrer Gedrungenheit zum größten Theil als musterhafte Leistungen und bewährten, daß der Verfasser durch die strengste Schule philosophischer Methodik gegangen war. Da er ausdrücklich und wiederholt betonte, daß er „eine Geschichte der Ideen, nicht eine Geschichte der Bücher" geben wolle, so konnte man ihm nur unter gänzlicher Nichtberücksichtigung seiner Voraussetzungen und Zwecke schuld geben, daß er zu sehr in großen, allgemeinen Zügen darstelle und die philologische Akribie allzu oft vermissen lasse. Gewiß trafen die bemängelnden Urtheile für einzelne Partien und Punkte des großen Werkes vollkommen zu, aber ebenso gewiß durfte man gegenüber der Größe der Anlage, der Macht und Energie der Gruppirung, der Meisterschaft der Porträtzeichnungen, der Feinheit und Billigkeit fast aller Urtheile den Bemängelungen kein entscheidendes Gewicht beimessen.

Hettner selbst hielt allen offenen und ernstern Angriffen gegenüber, an denen es im Laufe der Jahre nicht fehlte, an der Grundidee und der Ausführung seines Buches fest. An denjenigen unter den jüngern Literarhistorikern, dem er mit besonderer Liebe zugethan war, und an dessen Arbeiten er neben der gründlichen philologischen Schule das feine Gefühl für das

Ganze einer Dichtung und das sorgsam abwägende Urtheil hochschätzte, an Erich Schmidt (gegenwärtig in Wien), schrieb er am 27. November 1874: „Meine Richtung halte ich jedem Angriff und jeder Gegenrichtung gegenüber aufrecht, Thatsachen aber suche ich zu berichtigen soweit ich irgend vermag. Also Einzelheiten, recht viele Einzelheiten. Je schonungsloser, um so willkommener wird es mir sein. Ich halte nach wie vor fest an der Ueberzeugung, daß es mit der Philologie allein nicht gethan ist, sondern daß in der Beurtheilung von Kunstwerken schließlich doch das nachempfindende Kunstgefühl die Hauptsache bleiben muß. Aber allerdings verachte auch ich das Aesthetisiren, wenn es der geschichtlichen Grundlagen entbehrt. Im ersten Angriff meines weitschichtigen Unternehmens hatte ich mir vor allem erst die leitende Idee zu erobern, und wer sich die Mühe nimmt, mich mit meinen Vorgängern zu vergleichen, wird mir wol schwerlich absprechen können, daß mein Weg ein selbstständiger sei. Jetzt aber kann ich auch auf alles Einzelnste die nöthige Sorgfalt wenden, und ich kann nur wiederholen, daß Sie sich um mich ein großes Verdienst erwerben, wenn Sie mir alles sagen, was Sie in Ihren Kreisen an Rüge und Tadel gehört haben."

Hettner's Werk beginnt mit der „Geschichte der englischen Literatur von der Wiederherstellung des Königthums bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, 1660—1770" (Braunschweig 1856, 4. Auflage 1881). Die drei Bücher dieser Geschichte behandeln: „Das Zeitalter der letzten Stuarts", „Das Zeitalter der Königin Anna", „Das Zeitalter Georg's II. und Georg's III." Jedes der drei Bücher zerfällt wieder in zwei Hauptabschnitte, deren erster der Wissenschaft, der zweite der Dichtung gewidmet ist. „Newton und die Naturwissenschaft" und die „Anfänge des Deismus" (Herbert, Rochester und Blount, mit Rückblicken auf die Nachwirkungen Spinoza's und der hugenottischen Flüchtlingsliteratur, zumal Bayle's), endlich die Darstellung der politischen

Gegensätze der Zeit, die sich in Hobbes' und Filmor's Werken für das absolute Königthum, in Algernon Sydney's und Locke's Begründungen der „Volkssouveränetät" aussprechen, eröffnen das Ganze und führen uns in die Mitte beinahe aller Bestrebungen des 18. Jahrhunderts. Auf Newton und seine Schule, auf den Deismus, auf die Staatstheorie der Engländer, welche in der Revolution von 1688 einen so überwältigenden realen Sieg feierte, lassen sich zahlreiche Weiterentwickelungen des Zeitalters unschwer zurückführen. In der Geschichte der Dichtung sind weniger scharf bestimmte Ausgangspunkte vorhanden, und so geneigt auch die moderne Kritik sich zeigt, alles auf die Erscheinungen der Zeit, auf Allgemeinheiten zu beziehen, so wird sie hierbei in den verschiedenen Individualitäten auf dem Gebiete der Kunst jederzeit ein Hinderniß finden, und entweder Verzicht auf ein allgemein gültiges Gesetz leisten oder dasselbe ziemlich gewaltsam substituiren müssen. Es ist außerordentlich anerkennenswerth, mit welcher Frische und wie frei von jedem Systemdünkel der Verfasser sich bemüht zeigt, der Mannichfaltigkeit der Naturen, ihrer Anfänge und Ziele gerecht zu werden, und mit welch feinem Blick er dennoch das einzige gemeinsame Moment überall zu erspähen weiß. Denn bekanntlich kreuzten sich in der englischen Literatur des 18. Jahrhunderts zwei entschiedene Gegenströmungen. Während von England aus die wissenschaftlichen Systeme, die Gedanken ihren Siegeslauf beginnen, welche den monarchischen und kirchlichen Absolutismus der Periode Ludwig's XIV. vernichten sollten, wirkte die Kunst, die sich eben dieser Absolutismus geschaffen, auf jene des freien Englands zurück. „Wie ganz Europa, so wendete sich auch England mit seiner Bildung den Römern zu und den Franzosen, die die Renaissance am glänzendsten ausgeführt hatten. Die englische Dichtung folgt nur dem großen geschichtlichen Zuge, wenn sie jetzt, von aller volksthümlichen Grundlage völlig losgerissen, nach einem Ausdruck, den Luther einmal von der Musik gebraucht,

nicht mehr fein fröhlich, willig, mild und lieblich einherschreitet, sondern gezwungen, genöthigt und schnurgleich an die Regeln gebunden.“

In der Schilderung dieser großen Gegenströmungen nun — einer Wissenschaft, die selbständig, eigenartig aus dem Boden der englischen politischen Entwickelung erwachsen ist, deren naturwissenschaftliche Forschungen, deren Erfahrungsphilosophie, deren Deismus und „reine Moral“ dem übrigen Europa voranleuchteten, und einer Kunst, welche in ihren bedeutendsten Vertretern, wie Dryden, Pope, Otway, Addison, durchaus dem französischen Geschmack untergeordnet erscheint — bewährt Hettner eine seltene Meisterschaft der Charakteristik. Und selbst in der Oekonomie des Buches prägt sich die Consequenz aus, mit der er seinen Grundgedanken festhält und allein das England Eigenthümliche mit besonderer Ausführlichkeit hervorhebt. Die Abhandlungen über Locke und Shaftesbury, über die Freimaurer sind umfassend; unter den Dichtern widmet er erst Daniel Defoe und Jonathan Swift als denjenigen, welche nicht auf dem Boden der Franzosennachahmung stehen, eine größere Theilnahme. Im dritten Buche ist ein gewisser Kampf mit der Vielartigkeit des Stoffes nicht zu verkennen. In den Kapiteln „Politik und Volkswirthschaft“ (Bolingbroke, die Juniusbriefe, Adam Smith), in „Weiterentwickelung des Deismus und der Sittenlehre“ (Tintal, Morgan, Chubb, Hutcheson, Ferguson bis zu den Anfängen des Naturalismus in Hartley und der weltmännischen Sittenlehre der Bolingbroke und Chesterfield), endlich in dem Abschnitte „Die Kunstwissenschaft“, von der Kritik Samuel Johnson's, des letzten Vertreters des französischen Geschmacks, der doch zugleich an der Neuherausgabe und Neuerkenntniß Shakespeare's theilnimmt, bis zur Herausgabe der altenglischen Balladen durch Bischof Percy, bis zu den Schriften Joseph Warton's, Hugh Blair's und Young's, denen Hogarth's „Analysis of beauty“ für die bildende Kunst zur Seite geht, war eine unendliche Reihe von Menschen und

Büchern zu charakterisiren. Hier mußte sich der Verfasser oft auf bloße Andeutungen beschränken. In der Schilderung der gleichzeitigen Dichtung ragt das Kapitel „Der Roman" (Richardson, Fielding, Goldsmith, Smollet, Sterne) durch treffende Kritik wie durch farbige Lebendigkeit hervor; in den Abschnitten über „Das Drama" und „Epos und Lyrik" wäre stellenweis eine größere Ausführlichkeit, namentlich bei so charakteristischen Erscheinungen wie Sheridan zu wünschen. Die naheliegende nicht uninteressante Parallele zwischen der „Lästerschule" und dem revolutionären Lustspiel Beaumarchais' hat sich der Verfasser entgehen lassen. Wesentlicher als diese Zufälligkeit ist ein Mangel, der in der Charakteristik des Wiedererneuerers der Lyrik, Robert Burns, hervortritt. Der sonst die culturgeschichtliche Seite seines Stoffes mit großem Glück hervorhebende Hettner betont bei Burns offenbar den Zusammenhang mit dem Volksleben und der unmittelbaren historischen Vergangenheit, den letzten Jakobitischen Aufständen und Unabhängigkeitskämpfen Schottlands zu wenig. Aber die geistige Bedeutung des Pflügers von Ayrshire hebt er vollkommen hervor, indem er (was die englischen Literarhistoriker gern vermeiden) ihn weit über William Cowper stellt und geradezu ausspricht, daß Scott und Moore, die Seeschule, Byron und Shelley, kurz die gesammten neuenglischen Dichter, auf Burns' Schultern stehen.

Ueberblicken wir die ganze „Geschichte der englischen Literatur" von 1660 bis 1770, wie sie Hettner geboten hat, so finden wir, daß dieselbe, mit einer Ausnahme, die erstrebte innere Vollständigkeit, die Berücksichtigung aller irgend wesentlichen Erscheinungen erreicht hat. Diese Ausnahme betrifft die übergangenen, gleichwol nicht unwichtigen Anfänge der englischen Geschichtschreibung. Wenn es gerechtfertigt sein mochte, die großen englischen Historiker des 18. Jahrhunderts (Hume, Robertson und Gibbon) erst in der Geschichte der französischen Literatur und in dem Kapitel über die nach außen wirkende „Macht der

französischen Aufklärungsliteratur" zu nennen, so hätten doch im ersten oder zweiten Kapitel die mithandelnden Geschichtschreiber der Revolutionen von 1640 und 1688, wie Clarendon, Gilbert Burnet u. a., um so weniger unerwähnt bleiben dürfen, als der Verfasser später bei der deutschen Literatur minder wichtiger Anfänge sorgfältig gedenkt. Abgesehen von dieser Ausnahme glauben wir kaum, daß dem scharfen Auge des Literarhistorikers irgendein bedeutendes Element des englischen Cultur- und Geisteslebens im 18. Jahrhundert entgangen ist. Die klar übersichtliche Composition des Buches, die trefflich durchgeführte Consequenz der Grundanschauung, das warme liebevolle Interesse an den geschilderten Erscheinungen, das Maß im Urtheil, die Frische der Darstellung sind, wie schon gesagt, hohe Vorzüge. Die Selbständigkeit des Verfassers im großen und ganzen bleibt Thatsache, obschon sie auf einen Uebelstand hin vielseitig und hart angefochten worden ist. Nicht nur, daß Englands größter Geschichtschreiber, Macaulay, in seiner „Geschichte Englands seit der Thronbesteigung Jakob's II." eine classische Darstellung aller Culturerscheinungen der ersten Hälfte des von Hettner geschilderten Zeitraums gegeben hat: auch seine in Deutschland allgemein verbreiteten „Essays" enthalten glänzende Abhandlungen über eine große Zahl von Autoren und Werken, die in den Bereich der Hettner'schen „Geschichte" fallen. Der Verfasser war daher in der schlimmen Situation, einen Schriftsteller und noch dazu einen vielgelesenen, entweder in ungewöhnlicher Weise benutzen oder auf die vollendete Sachkenntniß, das schlagende Urtheil desselben Verzicht leisten zu müssen. Daß er es vorzog, Macaulay lieber häufig und ungewöhnlich oft zu citiren, statt ihn zu umschreiben oder ihm trotz innerer Uebereinstimmung zum Erweis der Selbständigkeit zu widersprechen, ist nach unserer Meinung weit eher ein Lob als ein Tadel. Und alle Kapitel, welche nicht zu einem Bezug auf Macaulay nöthigten, erweisen so hinlänglich die eigene Auffassung, das eigene

scharfe Verständniß Hettner's für die Zustände Englands und seiner Literatur, daß man ihm die vielfache Uebereinstimmung mit Macaulay nicht allzu sehr hätte verübeln sollen. Wohl aber hätte sich Hettner durch die Concurrenz des Whighistorikers ein wenig tiefer in jene Partien treiben lassen sollen, welche Macaulay nicht oder nur flüchtig behandelt.

Eine andere Zahl von Angriffen, die im Laufe der Jahre und zum Theil infolge der unverhofft glänzenden Aufnahme und weiten Verbreitung des Hettner'schen Werkes stattfanden, gründete sich auf die Behauptung, daß der Verfasser einen Theil der besprochenen Autoren gar nicht oder nicht genügend gekannt habe. In Angriffen dieser Art treten meist üble Symptome einer Zeitkrankheit hervor. Jeder Specialist, der in seiner Vorliebe für den von ihm erwählten und gewissenhaft behandelten Stoff zu andern Resultaten als seine Vorgänger, der zur beinahe unvermeidlichen Ueberschätzung eines Schriftstellers oder einer Schrift gelangt ist, zeigt sich geneigt, den Allgemeindarsteller der Ignoranz oder der Leichtfertigkeit zu beschuldigen. Es ist einfach unmöglich, ohne in nebensächliche und untergeordnete Einzelheiten einzugehen, den unwiderlegbaren Beweis der Lektüre, der Kenntniß des in Rede stehenden Poeten oder Essayisten zu geben, und es würde zu unberechenbaren Consequenzen führen, wenn überall kein Gesammturtheil mehr ausgesprochen werden sollte. Immerhin möchte Hettner wohlgethan haben, in manchen Fällen an die Stelle der allzu knappen, nur eine gewisse Haupteigenthümlichkeit der von ihm besprochenen Erscheinung ins Auge fassenden, und auch diese wieder der getroffenen Gruppirung unbarmherzig unterordnenden Charakteristik eine mehr detaillirte Art des Urtheils zu setzen, bei der in bezeichnenden Worten und kurzen Wendungen seine Vertrautheit mit der besprochenen Sache wenigstens dem Unbefangenen völlig klar geworden wäre. Ihm indeß schien die Gefahr, durch Berücksichtigung solcher Wünsche in unerträgliche

Breite getrieben zu werden und das Interesse des Publikums (welches sich immer nur auf die Haupterscheinungen und Hauptentwickelungen erstreckt) herabzumindern, viel wesentlicher als die Befürchtung, daß man ihn der Unkenntniß Pope'scher Lehrgedichte und Cowper'scher Lyrik zeihen könnte.

Der zweite Theil, die „Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert“ (Braunschweig, 1860; 4. Auflage 1881) bildet in einem gewissen Sinne den Mittelpunkt der ganzen Darstellung, wenigstens insofern die französische Literatur die Weiterbildung der englischen Ideen übernimmt und damit nicht nur auf alle andern romanischen Völker, nicht nur auf England zurück- und mit diesem vereint auf Deutschland wirkt, sondern auch weil bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die französische Literatur die Weltliteratur ist — eine Stellung, zu der sich die deutsche erst nach harten Kämpfen mit ihr zu erheben vermag. Die Allverbreitung der französischen Sprache, welche aus der Periode Ludwig's XIV. stammte, wurde das Hülfsmittel, den großen Krieg gegen die weltlichen und kirchlichen Autoritäten eben dieser Periode zu eröffnen. Bei der Darstellung dieser Literatur galt es, eine Schwierigkeit zu überwinden, welche nicht gering angeschlagen werden darf. Weil wir Deutschen erst in der Empörung gegen die Herrschaft des französischen Geschmacks, im schärfsten Gegensatz zu den Strebungen der Franzosen eine geistige und künstlerische Selbständigkeit erobert haben, ist uns neben einer Geringschätzung des besiegten Gegners auch eine gewisse Bitterkeit zurückgeblieben. Und während diese mehr den classischen Autoren des 17. Jahrhunderts gilt, erfreuen sich auch die Aufklärungsschriftsteller unter uns einer sehr mäßigen Schätzung. „Nach den Gewaltthätigkeiten und Ueberstürzungen der Französischen Revolution haben wir uns gewöhnt, über diese französische Aufklärungsliteratur ohne alle Einschränkung unerbittlich den Stab zu brechen. In Frankreich zieht man diese Schriftsteller mitten in das wogende

Parteigetriebe des Tages; in England und Deutschland liest und kennt man sie nicht mehr, aber man schmäht sie, man spricht nur von ihrer Frechheit und Haltungslosigkeit, man sieht in ihnen nur den Auswurf eines verwilderten Zeitalters, man fragt und untersucht nicht, ob nicht auch etwas Gutes und Segensreiches in ihnen sei. Kein Vernünftiger wird die schweren und groben Fehler und Verirrungen dieser Schriftsteller vertheidigen oder gar in Abrede stellen. Sie sind die Kinder einer verdorbenen Zeit, das Erz ist überdeckt mit Schlacken. Sie haben oft nur spottenden Witz, wo wir sittlichen Ernst und wissenschaftliche Gründlichkeit fordern. Sie geben als wissenschaftliche Gewißheit, was nur persönliche Ansicht oder höchstens geniale Vermuthung ist. In ihren Angriffen gegen Kirche und Religion leitet sie oft mehr blinde Gehässigkeit als sachliche Wahrheitsliebe; in ihren Forderungen an den Staat sehen sie nur allzu oft ab von den Gesetzen und Bedingungen der Wirklichkeit. Alles öffentlichen Lebens ermangelnd, hatten sie keine Einsicht in die Hindernisse, welche die gegebenen Verhältnisse oft den wünschenswerthesten Verbesserungen entgegenstellen, und wurden daher um so dreister und absprechender. Aber man ist schuldig zu sagen, daß ihren Irrthümern nichtsdestoweniger ein unverwüstlicher Kern von Wahrheit, ihrem Denken und Wirken hochherzige Begeisterung und Thatkraft innewohnt. In einer Zeit, da religiöse Verfolgung, Folter, willkürliche Haft, Ungerechtigkeit des Richterspruchs, Erpressungen jeder Art die täglichsten und völlig zu Recht bestehenden Dinge waren, da waren sie es, die mit dem überzeugenden Gefühl tiefster Empörung gegen alles, was sie für Misbrauch hielten, mannhaften Krieg führten, unermüdlich auf Aufklärung und religiöse Duldung, auf Befreiung und Erleichterung der gedrückten Volksklassen drangen, und die verlorenen, aber unverbrüchlichen Rechte der denkenden Erkenntniß und der angeborenen Menschenwürde wiedereroberten. Dies ist

bei allen ihren Schwächen ihre Größe, ihre unvergängliche geschichtliche Bedeutung.“

Der deutsche Geschichtschreiber der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts fand sich durchaus in dem Falle, eine Reihe von „Rettungen“ unternehmen zu müssen. Denn jedes Verdienst und jede Bedeutung dieser Literatur waren in dem langwierigen und hartnäckigen nationalen Kampfe gegen dieselbe in Abrede gestellt worden oder in völlige Vergessenheit gerathen. So sieht sich Hettner schon in seinem Entwickelungskapitel, „Ludwig XIV., seine Größe und sein Verfall“, zur Mahnung an die Vorzüge der Corneille-Racine'schen Dramatik genöthigt, welche wegen der höfischen Unfreiheit und Gespreiztheit derselben völlig geleugnet werden. Und weiterhin galt es, jene französischen Autoren aus dem Beginne des 18. Jahrhunderts hervorzuheben, die wie Labruyère und Lesage sehr mit Unrecht in der allgemeinen Verdammung der Leblosigkeit und der akademischen Correctheit des französischen Classicismus mit einbegriffen worden. Aber die eigentlichen Schwierigkeiten beginnen erst im zweiten Abschnitt des ersten Buches, der „Die Regentschaft des Herzogs von Orléans und das Ministerium des Cardinals Fleury“ umfaßt. Hier liegen die Anfänge einer Oppositionsliteratur, „Die ersten Einwirkungen Englands auf Politik und Naturwissenschaft“ (Massillon, St.-Pierre, D'Argenson, Maupertuis), hier jene specifisch französische Befreiung von den Fesseln des Classicismus in Dichtung und Kunst, die freilich zunächst nur (in den Dichtungen Prévost's, Crébillon's und Gresset's, in den Bildern Watteau's und Boucher's) eine Befreiung zur Ueppigkeit, zur Frivolität, selbst zur nackten Schamlosigkeit war. Aber bereits in Nivelle de la Chaussée's Komödien, in Chardin's aus dem bürgerlichen Leben gegriffenen Bildern haben wir die Vorläufer jener bessern Richtung, die mit der Aufklärungsliteratur im Zusammenhang steht. Die „Blüte der französischen Aufklärungsliteratur“ schildert das zweite Buch, welches die französische

Literatur unter Ludwig XV. in drei großen, „Voltaire und Montesquieu“, „Diderot und die Encyklopädisten“, „Rousseau und seine Schule“ überschriebenen Abschnitten bespricht. Sämmtliche Abschnitte sind durch eine Reihe trefflich geschriebener, auf umfassender Kenntniß der Zeit und der Zustände beruhender Charakteristiken ausgezeichnet, unter denen die mit Recht breit ausgeführte Voltaire's, diejenigen Diderot's, Rousseau's, Beaumarchais' und Melchior Grimm's, des Herausgebers der „Correspondance littéraire“, besonders hervorragen. Manches in diesen Abschnitten ist neu, insofern der Verfasser neben der im Druck erschienenen auch die im gothaer Archiv befindliche handschriftliche berühmte „Literarische Correspondenz Grimm's“ benutzt hat. Aber auch was längst bekannt war, ward von Hettner in einer Weise behandelt und neu belebt, die einfach mustergültig genannt zu werden verdient. Männern wie Voltaire, Diderot, Beaumarchais, Rousseau gegenüber bewährt sich die früher gerühmte Schärfe des Urtheils nicht minder als die Entschlossenheit, das Große, Bedeutsame und Bahnbrechende anzuerkennen, selbst wo es an mit Recht und Unrecht gehaßte Namen geknüpft ist. Das dritte Buch der „Französischen Literaturgeschichte“ behandelt „Die Macht der französischen Aufklärungsliteratur“, faßt zunächst noch einmal die Grundgedanken derselben zusammen und schildert alsdann, außer den bereits erwähnten Rückwirkungen der Aufklärungsliteratur auf England, die auf Italien (in Beccaria, Filangieri, Goldoni, Alfieri) und Spanien (Campomanes und seine Schule). In verständiger Berücksichtigung des überreichen Stoffes muß die Knappheit der Darstellung, das Skizzenhafte mancher Ausführungen durchaus gebilligt werden; der Verfasser würde bei einem andern Verfahren die Raumgrenzen eines Werkes weit überschritten haben, welches sich an die allgemeine Bildung, nicht an die specifische Wissenschaft wendet.

Der bedeutendste Theil des Hettner'schen Werkes indeß ist nach unserm Urtheil der letzte, welcher die „Geschichte der deut-

schen Literatur im 18. Jahrhundert" (Braunschweig 1862—70; 3. Auflage 1881) enthält, und der wiederum drei zu Bänden, das letzte selbst zu zwei Bänden ausgedehnte Bücher umfaßt, welche die Zeiten „Vom Westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen", „Das Zeitalter Friedrich's des Großen" und „Das classische Zeitalter der deutschen Literatur", letzteres in zwei großen Hauptabschnitten: „Die Sturm- und Drangperiode" und „Das Ideal der Humanität", behandeln. Allerdings fiel hier der Vortheil für den Verfasser hinweg, den bei der französischen und englischen Literaturgeschichte der Umstand bot, seit langer Zeit wieder der erste zu sein, der den Stoff neu gestaltete. Im Gegentheil hat sich die Ueberzahl der modernen Literarhistoriker gerade auf diese Periode der deutschen Cultur und Literatur geworfen und eine thatsächliche Neubehandlung derselben scheinbar unmöglich gemacht. Aber auch nur scheinbar. Wer irgend mit den literarischen Dingen sich eingehender und specieller befaßt hat, weiß, daß eine der Hettner'schen ähnliche Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts nicht existirte, daß zahlreiche Erscheinungen auf diesem Gebiete nur geeignet waren, ein durchaus falsches Bild der wissenschaftlichen und künstlerischen Entwickelung unsers Volkes hervorzurufen. Denn im allgemeinen waren nur zwei Wege betreten worden. Entweder man trat nüchtern philiströs für die Nüchternheit und theilweise Oede unserer Literatur vor Lessing ein, oder man schloß sich der üblichen bittern rigoristischen Verurtheilung des ganzen 18. Jahrhunderts bis zum Auftreten Lessing's an. Ja, es ward eine Art Gesetz kritischer und literarischer Vornehmheit, auf die ganze Lessing vorangehende Entwickelung mit der höchsten Geringschätzung und herbsten Abweisung herabzusehen. Dem gegenüber und dem Charakter seines gesammten Werkes, seiner wesentlich nachempfindenden, die Zeitschriftsteller aus ihren Bedingungen und Voraussetzungen heraus beurtheilenden Kritik getreu, schlug Hettner einen völlig andern Weg ein. Der Grundton und

Grundzug seiner Darstellung auch der deutschen Literatur, selbst da, wo dieselbe unzweifelhaft noch der englischen und französischen untergeordnet scheint, ist durchaus positiv. Der Verfasser lieferte den Beweis, daß sich die zutreffendste Sicherheit des Urtheils mit wirklicher Pietät vereinigen läßt, daß man sich der höchsten und letzten Kunstforderungen bewußt sein kann, ohne diejenigen anzuklagen und zu lästern, welche kaum in der Lage waren, den rohesten und untergeordnetsten zu genügen. Hettner's „Deutsche Literatur" unterscheidet sich in diesem Bezug von den negirenden Werken desselben Vorwurfs durch jene Eigenschaften, die jederzeit productive Kritik und Skepticismus, Wahrheitseifer und Zerstörungstrieb voneinander trennen werden. „Wissenschaftlich", so leitet der Verfasser den dritten Theil seines Werkes ein, „wissenschaftlich ist das 18. Jahrhundert das Zeitalter der deutschen Aufklärung, die Befreiung vom Buchstaben oder, um mit Kant zu reden, der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit; künstlerisch ist es die Erstrebung einer eigenen selbständigen Kunst und Dichtung, die Eroberung eines idealen und doch volksthümlichen Stils, dessen Verwirklichung sich zuerst in Lessing, und sodann in seiner höchsten Vollendung in der schönen und freien Dichtung Goethe's und Schiller's darstellt. Es ist daher wenigstens für Deutschland ein durchaus richtiger Ausdruck, wenn man das 18. Jahrhundert die bewußte Wiederaufnahme und Fortbildung der in der Mitte des 16. Jahrhunderts gewaltthätig und vorzeitig abgebrochenen großen Reformationsideen genannt hat." Folgerichtig beginnt daher Hettner's deutsche Literaturgeschichte in der Einleitung „Die deutsche Bildung des 16. und 17. Jahrhunderts" bei diesem vorzeitigen Abbruch. In großen Zügen charakterisirt er die Erstarrung, in welche das gesammte deutsche Culturleben bereits während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verfiel. „Noch eben hatten mit und neben den großen Reformatoren die Humanisten ihre Bestrebungen weithin ausgebreitet, hatten große

Künstler, wie Albrecht Dürer und Holbein, die deutsche Kunst fast bis zur erreichten Höhe der italienischen geführt, noch eben war in Hans Sachs ein Vorläufer echter erzählender Poesie und eines nationalen Dramas erschienen, und plötzlich kam jener Stillstand, in dem verhängnißvolles theologisches Parteigezänk allein noch verrieth, daß es ein geistiges Leben in Deutschland gab. Die Volksphantasie, die noch in den Sagen von Faust und dem Ewigen Juden ihr Walten bethätigt hatte, schien mit dem großen 16. Jahrhundert zu ersterben. In der dumpfen Enge kleiner Verhältnisse und unter dem überwuchernden Unwesen steifen Gelehrtenthums ist dem holden Gaukelspiel der Phantasie nirgends mehr Raum gestattet. Auch in den andern Ländern hatte die Renaissance die neulateinische Dichtung hervorgebracht, aber sie hatte neben und über dieser zugleich die reinsten und lebensvollsten volksthümlichen Blüten getrieben; in Deutschland aber tritt die Renaissance zunächst fast ausschließlich in der todten, einseitig gelehrten Form der neulateinischen Dichtung auf und kennt keinen andern Maßstab als den rohen der handgreiflichen Nützlichkeit. Nur die Musik verharrte in fester, ruhiger Thätigkeit. Still und unbemerkt nährten die schlichten deutschen Cantoren die erstorbene und verfolgte Innerlichkeit deutschen Volkssinnes, während ringsum deutsche Sitte und Denkart unwiederbringlich verloren schien.“ Als die Summe aller Einzelbetrachtungen muß der Ausspruch gelten: „Tiefkrank ging Deutschland in den unglückseligen Dreißigjährigen Krieg, bis zum Tode erschöpft war es am Ende desselben.“ Mit epigrammatischer Kürze schildert dann Hettner die einzelnen Zustände nach dem dreißigjährigen Kampfe: die elenden deutschen Staatsverhältnisse, den genußsüchtigen Absolutismus, die jämmerliche Servilität des Volkes. Er charakterisirt die öde und lastende Schwere der herrschenden Orthodoxie, die Intoleranz der lutherischen Staatskirchen. Er wirft einen Blick auf die Ausländerei der höhern Stände, den verkommenen Pedantismus des zünftigen

Gelehrtenthums, die beengte, gedrückte Lage der Bürger und Bauern, und kommt dann auf seine eigentliche Aufgabe zurück. „Versetzen wir uns“, sagt er, „in diese dumpfen, zerrütteten, hoffnungslosen Meinungen, Sitten und Zustände, so gleicht es fast einem Wunder, daß Deutschland aus diesem Verfall sich erlöste und in verhältnißmäßig kurzer Zeit in Kunst und Wissenschaft, in Sitte und Bildung die andern, vorgeschrittenen Länder nicht nur einholte, sondern sogar überflügelte. Wo also lag der fruchtbare Keim rettender Verjüngung und Wiedergeburt? An sich klar, wahrhaft und im tiefsten Grunde konnte das Uebel nur gehoben werden, wenn das stockende Leben wieder in Fluß kam, wenn ein frischer, überwältigender nationaler Gehalt die verknöcherten und verflachten Gemüther zu spornender That und Begeisterung rief. Dies ist das Geheimniß, warum Friedrich der Große, trotz seiner Verkennung und Misachtung des deutschen Geistes, nichtsdestoweniger im höchsten Sinne ein Befreier der Deutschen wurde. Glücklicherweise aber erhoben sich doch schon vorher einige vorbereitende höchst segensreiche Anfänge, die Ausländerei, welche Deutschlands tiefstes Verderben war, wurde zugleich der Grund seiner Rettung.“

Und damit knüpft der Verfasser an seinen Grundgedanken, den der Wechselbeziehung und Wechselwirkung der verschiedenen Literaturen im 18. Jahrhundert, wieder an. Es waren vorzüglich die Einflüsse der englischen und französischen Freidenker, die zur Emancipation der deutschen Wissenschaft von der ausschließlichen Obmacht der Theologie leiteten. Als die Lebensfrage der Dichtung bezeichnet Hettner die Versöhnung des Gegensatzes, welcher sich seit dem Verfall der Reformation zwischen den Forderungen der gelehrten Kunstdichtung der Renaissance und dem unmittelbaren Volksbedürfniß herausgestellt hatte. Nun gilt es ihm, die verschiedenen Elemente der Renaissance nachzuweisen, die nacheinander eintretenden Wirkungen Tasso's und seiner Schule, Marino's und des französischen Classicismus, anderer-

seits aber die Gegenströmungen der spanischen und englischen Romanliteratur, der englischen Bühne zu berücksichtigen. Mit außerordentlicher Feinheit sind diese Wirkungen erforscht, mit überzeugender Kunst dargestellt. Und doch liegt an diesem Punkte die Achillesferse des Hettner'schen Werkes. Die consequente Durchführung seines Lieblingsgedankens bringt den Autor in die Gefahr, die ureigenen Kräfte, die im deutschen Volke selbst noch lagen, die innerste Gesundheit und Tiefe des deutschen Wesens, welche zuerst die gedeihliche Aufnahme der fremden Elemente und dann in unmittelbarer Folge ihre Ausscheidung oder völlige Verdeutschung und Umwandlung möglich machte, zu verkennen oder zu unterschätzen. Allerdings hebt er die hohe Bedeutung der Musik als des wahren Asyls deutschnationalen Empfindens und Wollens in jener Zeit hervor. Aber ohne alle Frage lassen sich, neben den unbestrittenen, von Hettner besonders betonten Einwirkungen des Auslandes, bereits Keime jener Selbständigkeit finden, welche in Lessing siegreich durchbricht. Diesen Keimen und Kräften ist der Verfasser nicht ganz ebenso liebevoll nachgegangen wie den Einwirkungen des Auslandes, oder wenn doch, hat er sie zu Gunsten seines Lieblingsgedankens in Schatten gestellt.

Hiervon abgesehen, erweist sich seine Darstellung des 18. Jahrhunderts von der höchsten Frische und lebendigsten Anschaulichkeit. Eine reiche Zahl längstvergessener Thatsachen lebt im Zusammenhang seiner Darstellung neu auf. Er beginnt mit den „Einwirkungen der fremden Philosophie“, den Cartesianern und Spinozisten, unter ihnen Balthasar Bekker, der in der „Bezauberten Welt“ den Hexen- und Teufelsglauben auf das stärkste angriff, und der berüchtige Kunzen, der aber doch wol mehr als sektenstiftender Abenteurer denn als Nachfolger Spinoza's zu gelten hat. Das erste Kapitel des ersten Buches, „Der Pietismus“, behandelt Arnold, Spener und Dippel, das zweite „Die Befreiung der Wissenschaft von der Obmacht der Theologie“

durch Samuel Pufendorf, Christian Thomasius, Leibniz. Die Lebensbilder und Beurtheilungen dieser Männer gehören mit zum Vorzüglichsten des Buches. Das dritte Kapitel, „Der Gegensatz zwischen Renaissance und Volksthümlichkeit in Kunst und Dichtung", verfolgt in Roman, Drama und Lyrik einerseits die italienischen und französischen Einwirkungen, andererseits die spanischen und englischen. Die letztern finden sich bei den wenigen Autoren und Werken, die sich von der allgemeinen Trostlosigkeit unterscheiden. Der frischeste und beste Roman der Zeit, Grimmelshausen's „Simplicissimus", hatte die spanischen Schelmenromane zum Vorbild und rief wiederum selbst eine ganze nachahmende Literatur hervor. Im Drama betont Hettner die Bestrebungen Christian Weise's, des poetischen Schuldirectors von Zittau, der nicht nach dem, was er geleistet, sondern nach dem, was er gewollt, zu beurtheilen und in diesem Sinne ein Vorläufer nicht nur Gellert's, sondern selbst Lessing's ist. In der Lyrik ist die von Hettner den Hofmann von Hofmannswaldau, Canitz, Besser, König und andern gegenüber mit Recht hervorgehobene Erscheinung Chr. Günther's ein schlagender Beweis für das, was wir oben die ureigenen Kräfte nannten, die im deutschen Volke selbst noch lagen. Naturgemäß schließt sich der Darstellung der Dichtung ein Blick auf die bildende Kunst und die Musik an. Besonders interessant erscheint hier Andreas Schlüter, der Schöpfer der großen Reiterstatue des Großen Kurfürsten auf der berliner Schloßbrücke, der Haupterbauer des preußischen Königsschlosses selbst, eine der interessantesten Gestalten aller Kunstgeschichte, insofern er den Beweis gibt, daß auch in der gesunkensten Zeit, auch unter den erbärmlichsten Verhältnissen ein Künstler von echtem, bedeutsamem Wollen wenigstens eine gewisse Kunsthöhe zu erreichen vermag.

Der zweite Hauptabschnitt des ersten Buches hat die Zeit von 1720 bis 1740 zum Gegenstand. Die Strömungen werden breiter und vielseitiger, unbedeutende Anfänge wandeln sich in

große Entwickelungen. Der Rationalismus, schüchtern unter dem Schirm fremder Namen in die deutsche Geisteswelt getreten, beginnt Macht zu erlangen und zu äußern. Das „Vordringen des Rationalismus" zeigt sich am besten in der Wirksamkeit und den Schicksalen Christian Wolff's, dessen Charakteristik daher dies Kapitel eröffnet. Ihr folgen dann die wichtigsten Erscheinungen und Gestalten der weiter und weiter um sich greifenden „Aufklärung". Dem Historiker kann natürlich nicht in den Sinn kommen, das Oede, Nüchterne, Trockene, Armselige dieser Richtung irgend in Abrede zu stellen, aber er weist mit derselben Entschiedenheit, mit der er dies hervorhebt, auch auf den berechtigten Kern in den Bestrebungen hin. Persönliches Interesse nehmen in Hettner's biographischen Skizzen vor allem Johann Lorenz Schmidt, der Verfasser der berüchtigten Wertheimer Bibel, und Johann Christian Edelmann in Anspruch, der vom Pietismus und einem unfreiwillig komischen „Urchristenthum" zum kühnsten Spinozismus gelangte, welcher sich in dem sonderbaren Buche „Moses mit dem aufgedeckten Angesicht" ausspricht. Das nächste Kapitel behandelt die gleichzeitig erfolgten Versuche zur Begründung einer wirklichen Geschichtschreibung an Stelle des Notizenkrams der Polyhistoren (Mosheim's Kirchengeschichte), sowie den beginnenden Aufschwung der Philologie. Alsdann kehrt der Verfasser auf das Gebiet der Kunst zurück und schildert nun den „Gesteigerten Kampf zwischen Renaissance und Volksthümlichkeit und beginnende Versöhnung". Er hebt hier an bei den unter Nachahmung englischer Vorbilder entstandenen moralischen Wochenschriften, geht über auf die Robinsonaden, und widmet besondere Aufmerksamkeit der „Insel Felsenburg", in der That eins der merkwürdigsten Bücher dieser Zeit, sowol durch seinen Empfindungskern als durch die überraschende Kraft und Reinheit seiner Gestaltung. In der neuesten Auflage der „Deutschen Literaturgeschichte" hat sich Hettner den Nachweisungen angeschlossen, welche der Verfasser dieser Biographie

über den „Dichter der Insel Felsenburg", den Journalisten Joh. Gottfried Schnabel, vor einigen Jahren gegeben hat. Den Anfängen des Romans schließen sich in der Lyrik Haller und Hagedorn an, die ebenfalls wesentlich englische Muster vor Augen haben.

Scharf verkörpert erscheinen weiterhin die Gegensätze zwischen den um Alleinherrschaft streitenden französischen und englischen Vorbildern, in Gottsched einerseits, Bodmer und Breitinger andererseits. Hettner läßt dem wirklichen, mit Unrecht geleugneten Verdienst Gottsched's, als unermüdlichen Verfechters einer deutschen Gesammtliteratur, alle Gerechtigkeit widerfahren, kann aber von der jämmerlichen Plattheit und Nüchternheit, die dem großen Duns einmal eigen war, unmöglich viel hinwegnehmen. Er verschweigt auch die Mängel der Schweizer nicht, doch bleibt ihr (neuerlich geleugneter) Fortschritt Gottsched gegenüber alle Zeit anerkennenswerth und für die folgende Periode ins Gewicht fallend. Besonders werthvoll erscheint uns das Kapitel, in dem „Der Kreis der Bremer Beiträge" — Joh. Elias Schlegel, Zachariä, Rabener und Gellert — besprochen wird. Gerade in Bezug auf diese Autoren hat sich die neuere Kritik fast lediglich begnügt, alle ihre in die Augen springenden Mängel und Unzulänglichkeiten in herber Weise aufzuzählen, sodaß es zuletzt schier unbegreiflich wird, wie denn dieselben überhaupt eine Wirkung, und zwar zum Theil eine so mächtige, ihrerzeit hervorzurufen vermochten. Hettner setzt sie wieder in ihr Recht ein, er betrachtet Elias Schlegel, den Kritiker, als den unmittelbaren Vorläufer Lessing's, er vindicirt Rabener, trotz seines matten, einförmigen, größtentheils philiströsen Witzes, eine unermeßliche Bedeutung für unsere gesammte Volksbildung, indem sich in ihm das deutsche Bürgerthum auf sich selbst besann, und er nennt Gellert „den ersten in der Form ureigenen deutschen, in seiner Gesinnung wahrhaft erweckenden und befreienden Schriftsteller". Seine Charakteristik dieses von der altbürger=

lichen Nüchternheit noch immer überschätzten, von der Geistreichigkeit unverantwortlich herabgezogenen Autors ist in ihrer feinsinnigen Art unübertrefflich. Den Schluß des ersten Buches bildet die kurze Darstellung der Entwickelung der deutschen Musik, an die großen Namen Bach's und Händel's und an den Hasse's geknüpft, sowie der bildenden Künste, hauptsächlich des dresdener Kunstlebens, welches freilich noch immer Nachahmer wie Dietrich als seine Spitzen betrachten mußte.

Auch das zweite Buch der Deutschen Literaturgeschichte Hettner's zerfällt in zwei Hauptabschnitte, von denen der erste die Zeit „Von der Thronbesteigung Friedrich's des Großen bis zum Beginn des Siebenjährigen Krieges", der andere „Vom Beginn des Siebenjährigen Krieges bis zur Sturm- und Drangperiode" umfaßt. Mit Recht steht am Eingang dieses ganzen Buches die Charakteristik Friedrich's des Großen selbst, ein enthusiastischer Nachweis seiner tiefgreifenden, die deutsche Cultur mächtig fördernden Bedeutung. Je herber und einseitiger der größte preußische Herrscher von ausländischer Geschichtschreibung neuerlich wieder beurtheilt war, je mehr man sich bestrebte, zu betonen, daß er ein Despot, und ignorirte, daß er der aufgeklärteste und freisinnigste aller Despoten gewesen: um so verzeihlicher ist es, wenn ein Culturhistoriker allzu scharf die Beiworte hervorhebt und allzu milde das Substantiv in den Hintergrund rückt, wie es Hettner unzweifelhaft thut. Aber treffend ist der Kern dieser Charakteristik, wenn von Friedrich II. gesagt wird: „Hervorgegangen aus jener unaufhaltsam vorschreitenden Aufklärungsphilosophie, welche sich in England und Frankreich ausgebildet und in der letzten Zeit auch in Deutschland durch Thomasius, Leibniz und Wolff die wirksamste Vertretung und Verbreitung gefunden hatte, ist es seine eigenste geschichtliche Bedeutung und der Kern seiner unvergänglichen Größe, daß er diese bisher verfolgten und unterdrückten Gedanken und Bestrebungen fortan in Staat und Kirche zur herrschenden Macht erhob."

Allein eben weil dies der Fall war, wird von hier ab der Maßstab, der an die Weiterentwickelung der deutschen Aufklärung zu legen ist, denn doch ein wesentlich anderer. Was unter frühern Zuständen bei aller Dürftigkeit und Einseitigkeit jedenfalls eine energische Begeisterung, einen wagenden Muth, eine Ueberzeugung, die das Märtyrerthum nicht scheute, vorausgesetzt hatte, das ward jetzt Modesache, ward unter der Begünstigung der öffentlichen Meinung weiter ausgebildet. Daß daher die Flachheit und Würdelosigkeit neben dem redlichen Wahrheitseifer und dem Ringen nach Erkenntniß erschreckend wuchsen, war nur natürlich, verdiente aber auch mit unerbittlicher Schärfe hervorgehoben und gerügt zu werden. In seiner Darstellung „Der Deismus und die Kritik der Offenbarung" hat es Hettner noch mit den großen und ernsten Vertretern des Rationalismus, mit Sack, Spalding, Jerusalem, vor allem mit dem „Wolfenbütteler Fragmentisten", dem Hamburger Reimarus, zu thun. Er weist indeß schon hier mit Recht auf das Seichte und Ungenügende in dem „theologischen Justemilieu der rationalistischen Consistorialräthe", auf das Unhistorische der Offenbarungskritik des hamburger Professors hin. Bei der Weiterschilderung der Aufklärungsliteratur dagegen, welche sich in mehrern Kapiteln des zweiten Hauptabschnitts: „Die Popularphilosophie und der theologische Rationalismus" (die Popularphilosophen; Fr. Nicolai und seine Zeitschriften; Moses Mendelssohn; die Moralisten; die Anfänge der Kant'schen Philosophie; Semler, Bahrdt, der aufgeklärte Katholicismus u. s. w.), findet, setzt der Historiker einigermaßen außer Augen, daß der Kampf, den es zu bestehen galt, zum guten Theil ein so müheloser als würdeloser war. Im Bestreben, der vielgeschmähten, von älterer und neuerer Romantik verlästerten rationalistischen Literatur dieser Epoche gerecht zu werden, überschreitet Hettner an mehr als einer Stelle die haarscharfe Grenzlinie, welche für immer zwischen der Anerkennung gezogen bleiben muß, auf welche die spätern deutschen

Popularphilosophen und Rationalisten ein Recht haben, und zwischen einer nachwirkenden Werthschätzung, die nur wirklich productiven und innerlich edeln Bestrebungen zutheil werden darf. Es wäre kaum ein Glück, wenn wir in der Beurtheilung der Nicolai und Genossen auch nur einen Schritt über diese Linie wieder hinausthäten!

Kehren wir zum ersten Abschnitt des zweiten Buches zurück, so wird zunächst der wissenschaftliche Kampf gegen den Despotismus in den Persönlichkeiten und Schriften Johann Jakob Moser's und jenes Johann Michael von Loën geschildert, dessen Goethe in „Wahrheit und Dichtung“ Erwähnung thut. Das vierte Kapitel behandelt die „Anfänge einer deutschen Aesthetik“ (Baumgarten, G. F. Meier, J. A. Schlegel). Das fünfte endlich geht wieder zur Dichtung über und charakterisirt zunächst die sogenannte Halle'sche Dichterschule, die Anakreontiker und Idyllendichter (Pyra, S. G. Lange, Gleim, Uz, E. von Kleist, S. Geßner), eine Poetengruppe, welche in einzelnen Literaturgeschichten noch immer überschätzt wird. Hettner weist mit überzeugender Sachkenntniß nach, wie diese ganze „ungereimte“ Anachreontik, ganz abgesehen von ihrer innern Hohlheit an sich, im wesentlichen nur aus englischen Einwirkungen hervorgegangen ist. Gilt dies doch selbst von den bessern, Höheres erstrebenden Dichtern, von E. von Kleist, dessen „Frühling“ direct an Thomson erinnert, von Sal. Geßner, dessen vielbewunderte Idyllen gewiß eher auf die beschreibenden englischen Gedichte, ja auf die französische Schäferpoesie zurückweisen als auf Theokrit. An die Besprechung dieser Dichter schließt sich die eingehende Biographie und höchst geistvolle Beurtheilung Klopstock's. Es klingt hart, wenn der Verfasser den Dichter des „Messias“ den zuvor erwähnten Zeitgenossen nur an Tiefe und Vielseitigkeit der Bildung, an Weite des Blicks, an Mächtigkeit der Empfindung, an Kühnheit, Ausdauer und überströmender Begeisterung, „nicht aber an eigentlicher Dichterkraft“ überlegen nennt. Für Dichterkraft

hätte hier wol sollen Gestaltungskraft stehen, weil Klopstock's poetische Kraft im wesentlichen eine lyrische ist. Abgesehen davon, ist die Charakteristik Klopstock's, der Vergleich desselben mit Lessing, welcher das gleiche Streben nach einer volksthümlichen und doch zugleich künstlerisch idealen Stellung hat, und der hieran geknüpfte Nachweis, inwiefern Klopstock alles fehlte, dies Ziel auch zu erreichen, die schärfe Unterscheidung dreier verschiedener Epochen in Klopstock's geistiger Entwickelung ganz vorzüglich, und der Abschnitt über ihn ohne alle Frage einer der besten im Werke. Das sechste Kapitel bespricht bildende Kunst und Musik dieses Zeitraums (Knobelsdorff's Bauten, Graun, das Singspiel, Ph. Em. Bach).

Der zweite Hauptabschnitt wird durch ein Kapitel „Der Siebenjährige Krieg und der aufgeklärte Despotismus" eingeleitet. In wenigen treffenden Worten erinnert der Verfasser an die gewaltige culturhistorische Bedeutung des Siebenjährigen Krieges, an den geistigen Aufschwung, den er unmittelbar hervorrief, und mit wohlthuender Wärme schildert er alle Segnungen der folgenden Zeit, bezeichnet aber zugleich scharf die Schranken, die auch ihr gesetzt blieben und die erst von den neuerwachsenden Generationen niedergeworfen wurden. Bei der schon erwähnten Einzelbesprechung der spätern Popularphilosophen, denen sich auch die Charakteristik der „Erziehungs- und Volksliteratur" anschließt, übersieht Hettner, wie gesagt, die Schranken der Zeit nirgends, aber er scheint einigemal die der eigenen selbstgefälligen rechthaberischen Beschränktheit, welche vielen „Aufklärern" eigen war, mit ihnen zu verwechseln. Für die erstern sind die Nicolai, Engel, Biester und Genossen nicht, für die letztere jedoch überall verantwortlich, und auch Hettner's treffliche Hervorhebung ihrer vergessenen Verdienste kann sie schwerlich von dieser Verantwortlichkeit befreien.

Die Bedeutsamkeit, Energie und Lebendigkeit der Hettner'schen Darstellung wächst, je weiter wir in seinem zweiten Buche

vorschreiten. Von außerordentlichem Interesse ist seine Geschichte der „Illuminaten“, die er, wie alles geheime Ordenstreiben der Zeit, als einen „Auswuchs der allgemeinen Unfreiheit und Bedrückung, welche jeder kraftvollen Regung des öffentlichen Lebens den Athem abschnitt,“ bezeichnet, deren bewegenden Grundgedanken, „die Nothwendigkeit des Heraustretens der Wissenschaft aus der Schulstube“, er nichtsdestoweniger als gesund und unverlierbar ansehen muß. An die schüchternen, mehr als vagen politischen Stimmungen, die im Illuminatenwesen vielleicht mitwirkten, schließt sich naturgemäß das Kapitel über „Politik und Geschichtschreibung“ (Moser, Sonnenfels, Iselin, J. Möser) an, in dem die schneidig scharfe Charakteristik Justus Möser's das Beste ist, was über diesen Autor in neuerer Zeit geschrieben wurde, Die Bewunderung Goethe's für Möser's (auch hier mit Recht hervorgehobene) eminente Vorzüge hat eine seltsame Täuschung über seine inhumane, lediglich für den Besitzenden freisinnige, die Besitzlosen unbarmherzig mit Füßen tretende Grundanschauung hervorgerufen. Die entrüstete Entschlossenheit, mit welcher Hettner dies vor allem betont und hervorhebt, hindert ihn natürlich nicht, wie dem Publicisten, so auch dem Geschichtschreiber Möser bewundernde Anerkennung seiner großartigen, echt historischen Gesichtspunkte zu zollen, mit denen er selbst für die neueste deutsche Geschichtschreibung noch mustergültig bleibt. An die Geschichte schließt sich die „Kunstgeschichte“, und ihrem großen Begründer Winckelmann widmet Hettner einen der schönsten und bestgeschriebenen Abschnitte seines ganzen Werkes. Die wunderbare Erscheinung des Mannes, die gewaltige Selbständigkeit seiner Natur und seines Geistes, der unermeßliche Einfluß, den er auf die Entwickelung des ganzen deutschen Kunst- und Geisteslebens gewann: das alles spiegelt sich in Hettner's pietätvoll begeisterter, nichtsdestoweniger scharfer Charakteristik wieder. Für den eben gerühmten positiven Grundton des Verfassers ist das Kapitel über Winckelmann eins der vollgültigsten Zeugnisse.

Was auch die fortgebildete Kunstwissenschaft über Winckelmann hinaus erreicht haben mag, sie darf nicht vergessen, daß sie auf seinen Schultern steht. Hettner ist sich dieser Verpflichtung klar bewußt und trägt seine Dankesschuld in einer Abhandlung ab, die, wie gesagt, eine Zierde seiner „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts“ ist.

Zur Dichtung zurückkehrend, schildert der Verfasser zunächst die „Ausläufe der Klopstock'schen und Gleim'schen Dichtung“, und geht dann zu Wieland über, dessen Kritik vielleicht die einzige ist, in welcher der Verfasser unwillkürlich in den herben Ton mit einstimmt, den die neuere Literaturwissenschaft über Wieland anschlägt. Bei aller Richtigkeit der geltend gemachten Vorwürfe, bei der unbedingt nicht zu leugnenden Frivolität (auch künstlerischen, nicht blos sittlichen Frivolität) und Oberflächlichkeit der meisten Wieland'schen Schriften fällt doch das vom Verfasser selbst citirte Goethe'sche Wort „In Nichts ein Meister, in Allem ein Andeuter und Erwecker“ viel schwerer ins Gewicht, als man neuerdings zugeben will. Das Zeugniß, welches Goethe für den Einfluß Wieland's auf die strebende Jugend abgelegt hat, dünkt uns entscheidend. Und wenn nur einige der poetischen Erzählungen und der „Oberon“ (die „Geschichte der Abderiten“ wäre wol auch hinzuzurechnen?) für uns noch lesbar sind, so gilt dies ja in erhöhtem Maße von den Dichtern der vor-Wieland'schen Zeit, denen man gleichwol gerechter wird.

Der ganze übrige Theil des zweiten Buches (nahezu ein Viertel des gesammten Bandes) ist Lessing gewidmet. Bei Besprechung dieses Heroen hatte der Verfasser zwei Gesichtspunkte im Auge. Zunächst galt es, wie kaum betont zu werden braucht, den großen Bahnbrecher und Begründer unserer eigentlich classischen Literatur in seiner ganzen Geistesgröße, seiner Energie, Tiefe und rastlosen Vielseitigkeit mit gebührender Bewunderung zu schildern. Es galt, an die gewaltigen Resultate Lessing's auf dem Gebiete der Kritik, an die unsterblichen dichterischen Leistungen desselben,

wenn auch nur in kurzer Charakteristik, so doch alles Wesentliche betonend, in der Hauptsache erschöpfend, zu mahnen. Es galt, die beträchtliche Höhe zu messen, welche Lessing über seinen besten Zeitgenossen erreicht und behauptet hat, die mächtige Vertiefung seiner Natur gegenüber der rationalistischen Flachheit nachzuweisen. Aber während dies alles, und, wie wir meinen, in prägnanter Weise geschieht, mußte der Verfasser anderntheils mit einer gewissen Schärfe die Mängel und Schranken auch Lessing's hervorheben. Daß er dies nicht im Eifer moderner Negation, sondern lediglich im Interesse historischer Wahrheit und seiner nachfolgenden Darstellung gethan hat, ist augenscheinlich und kann auch nur von jenen neuern Realisten bestritten werden, die allerdings geneigt sind, Lessing selbst über Schiller, wenn nicht gar über Goethe hinauszustellen. Somit ist der Nachweis, den Hettner über das Verhältniß der Lessing'schen Production und Erkenntniß zu den höchsten Forderungen des Dramas führt, kein müßiger, sondern nothwendig und dankenswerth, wie beinahe jeder Theil seines Werkes. Das Schlußkapitel über „Die bildende Kunst und Musik“ (Rafael Mengs, Chodowiecki, Gluck, Haydn u. s. w.) betont vor allen Haydn und scheint uns den mächtigen Gluck zu unterschätzen, was freilich seit den Kämpfen, die Richard Wagner's Auftreten hervorgerufen, allgemein üblich wurde.

Hier hätte die Geschichte der deutschen Geistesentwickelung, soweit sie mit der englischen und französischen in einem wesentlich empfangenden Zusammenhange steht, geschlossen werden müssen. Sowol Winckelmann als Lessing ragen beide bereits über die „Aufklärung“, diese selbst im weitesten Sinne genommen, hinaus. Aber begreiflich genug drängte es den Verfasser, nun auch jene glorreiche Erfüllung des Verheißenen, jene Periode der deutschen Literatur vom letzten Drittel des 18. Jahrhunderts darzustellen, in welcher der so lange vom Ausland abhängige deutsche Geist die Führung und Herrschaft an sich nahm. Hettner's

drittes Buch des dritten Theils ist nicht mit Unrecht unter dem besondern Titel „Goethe und Schiller“ (1876) als eigenes für sich bestehendes Werk ausgegeben worden: es ist zwar eine Fortsetzung der Geschichte der Aufklärung, aber es beginnt mit der Darstellung des großen Kampfes gegen die Aufklärung, welcher als „die Sturm- und Drangperiode“ sich als die denkwürdigste Umwälzung des deutschen Lebens und Geistes erweist. Mit Recht betont Hettner neben der literarischen die gesellschaftliche Seite dieser wichtigen Revolution, und uns dünkt, er hätte in dieser Richtung noch um einen guten Schritt weiter gehen können. Seine Gesammtdarstellung der Bewegung ist gegenüber andern neuerdings beliebten Auffassungen eine durchaus apologetische. Nur wer es nicht begriffen hat, daß der Rationalismus und die literarische Nützlichkeitsschule, als deren Choragen sich Nicolai und Engel noch jahrzehntelang hervorthaten, gar keine Entwickelung zuließen, daß man mit der moralisirenden Dichtung, die keine Dichtung war, der Wirklichkeit des Lebens nur in verkümmerter Weise nahezukommen vermochte, wer nicht sehen kann, daß in dem einen Goethe'schen „Werther“ tausendmal mehr Natur und „Realität“ vorhanden ist als in den Romanen der berliner Aufklärer, klagt den „Sturm und Drang“ schlechthin als eine Verirrung an. Hettner leugnet keine der Ausschreitungen, welche aus der Entfesselung der Phantasie und der Phantastik, der berechtigten Leidenschaft, wie des wüsten Egoismus hervorgingen. Er verurtheilt aufs schärfste die einzelnen Ueberhebungen und willkürlichen Phantasieexperimente der Stürmer und Dränger, aber er hält an der Anschauung fest, daß aus dem Sturm und Drang nicht nur unsere classische Literatur, sondern das meiste, was uns an unserm gesellschaftlichen Dasein und unserer Bildung theuer und unentbehrlich ist, erwachsen sei. Sein erstes Kapitel „Herder“ bespricht eingehend die Erscheinung des großen Schriftstellers, in dessen Geiste alle Bestrebungen, aber auch alle innern Widersprüche der Sturm-

und Drangperiode vereinigt waren. In Zweifel ziehen läßt sich, ob Hettner's Auffassung, daß Herder's persönliche Verbitterung und unselige Melancholie auf einen tiefen Zwiespalt in seinem Innern und den Widerwillen gegen seinen geistlichen Beruf zurückzuführen sei, die richtige ist, und ob nicht Verbitterung und Melancholie vielmehr aus der ursprünglichen Anlage und frühesten Entwickelung Herder's zu erklären sind. Das zweite Kapitel „Gerstenberg“ stellt den Zusammenhang der Sturm- und Drangperiode mit dem Klopstockianismus dar; das dritte „Goethe bis zur italienischen Reise“ erweist sich als eins der vorzüglichsten des ganzen Buches und offenbart die tiefe Pietät wie das feine Verständniß Hettner's für den jugendlichen Genius Goethe's. Das vierte Kapitel „Die Goethianer“ bespricht Lenz, Klinger und Friedrich Leopold Wagner. Von größerer Bedeutung sind im fünften und sechsten Kapitel zwei der literarischen Meisterbilder Hettner's: „Maler Müller“ und „Wilhelm Heinse“, zwei völlig entgegengesetzte problematische Naturen, mit der lebendigsten Anschaulichkeit, in knapper, deutlicher Detaillirung vor Augen gestellt. Die Kapitel über „Die Gefühlsphilosophen und die pietistischen Schwärmer“ (Hamann, Jakobi, Lavater, Jung-Stilling, Claudius) verhalten sich zu den dargestellten Richtungen und Bewegungen großentheils gegnerisch. Doch eben bei dieser Gegnerschaft tritt die seltene Gerechtigkeitsliebe und die Fähigkeit Hettner's, den berechtigten Zug und Kern in Naturen zu verstehen, die ihm keineswegs congenial sind, in erfreulicher Weise hervor. Auch „Der Göttinger Dichterbund“, das achte Kapitel, gibt Hettner Anlaß, dieses An- und Nachempfindungsvermögen zu erweisen. Nur Bürger scheint er zu unterschätzen, oder er scheut es vielmehr, seiner Meinung über die tiefgreifende Bedeutung der Bürger'schen Dichtung einen breitern und vollern Ausdruck zu geben. Hettner's Eigenthümlichkeit brachte es mit sich, daß er meist mit außerordentlichem Billigkeitsgefühl und dem feinsten Spürsinn für die Schwächen der vorangegangenen

kritischen Urtheile ein revidirtes, den Fall in eine besondere Beleuchtung rückendes Endurtheil abgab, daß er aber Bedenken trug, sich in einen geradezu schroffen Gegensatz zu seinen Vorgängern zu setzen. Das neunte Kapitel behandelt „Schiller. Bis zu seiner ersten Uebersiedelung nach Weimar 1787", und durchbricht, wie das schon im Goethe-Kapitel geschehen, die sonst unbedingt festgehaltene Methode, jeden Dichter als einheitliche geschlossene Persönlichkeit in seiner Totalerscheinung und Totalwirkung zu charakterisiren. Es kam eben dem Verfasser der Literaturgeschichte hier vor allem auf den Nachweis des innern Reichthums und der großen fruchtbringenden Anregungen des Sturmes und Dranges an, er fühlte die ganze Mislichkeit des Verfahrens, Goethe und Schiller, weil sie den Sturm und Drang in sich abgeklärt, völlig von einer Epoche abzutrennen, der sie mit den stärksten Wurzeln ihrer Kraft angehört haben. Die Abklärung gelang ja schließlich auch andern minder mächtigen Naturen. Niemand kann der Sturm- und Drangzeit gerecht werden, der es vergißt, daß sie uns Herder's „Volkslieder" und „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", daß sie Voß' Uebertragung des Homer und seine Idyllen, Hölty's und Claudius' Lieder und Bürger's Balladen, Iffland's bürgerliche Dramen und die einst so kräftig wirksamen Ritterdramen Törring's, Babo's, Merck's geistvolle Lebensbilder und Karl Philipp Moritz' „Anton Reiser" gegeben hat. Hettner's zehntes Kapitel „Theater und Roman" versucht einen Theil der Schöpfungen zweiten und dritten Ranges zu charakterisiren; zwanglos und ohne den Zweck des Ganzen zu gefährden, hätte sich diese Darstellung weiter ausdehnen lassen. Die zahllosen und meist vergessenen Dramen und Romane der Sturm- und Drangperiode enthalten die Keime zu der Belletristik, welche zum guten Theil noch heute lebt und herrscht.

Ihren Abschluß findet die Hettner'sche „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" im zweiten Abschnitte des dritten Buches dritten Theils, „Das Ideal der Humanität". Die Grenze zwischen

der Sturm- und Drangperiode und der eintretenden neuen Zeit ist im wesentlichen durch das Erscheinen der Kant'schen Hauptwerke bezeichnet, das erste Kapitel „Kant" behandelt daher die Thätigkeit und die tiefgreifenden Wirkungen des Denkers von Königsberg. Das zweite bis vierte Kapitel gelten dann wieder Goethe und Schiller, schildern nnd charakterisiren „Goethe in Italien und die ersten Jahre nach seiner Rückkehr", „Schiller's geschichtliche und philosophische Studien", endlich „Das Zusammenwirken Schiller's und Goethe's". Hier nun kommt der Verfasser in den eigenthümlichen Fall, zu gleicher Zeit dem künstlerischen Zusammenwirken, welchem die herrlichsten Resultate entsprangen, seine ungetheilte Bewunderung zu widmen, und doch die bedenklichen Consequenzen scharf hervorzuheben, welche aus Goethe's und Schiller's antikisirender Kunsttheorie hervorgingen. Hierdurch wird er nicht nur zum Vertheidiger der Romantik, sondern seine Kritik der classischen Literaturperiode greift unmittelbar in die Literatur der Gegenwart ein. Denn im Gegensatz zur einseitig antikisirenden und bis zur bloßen Allegorie symbolisirenden Kunstanschauung, im Rückgang auf die Unmittelbarkeit und frische Natur, welcher sich Goethe und Schiller — zuletzt wider ihren Willen, aber dem kategorischen Imperativ des echten Dichtergeistes gehorchend — beugten, liegt die beste Berechtigung aller poetischen Bestrebungen der Epigonen! Die weitern Kapitel Hettner's gelten der „Philologie und Geschichtschreibung" (Chr. G. Heyne, F. A. Wolf, Schlözer, Johannes Müller und Spittler), dann dem unglücklichen „Georg Forster", dem Hettner wieder eins seiner fein ausgeführten literarischen Porträts widmet, den „Nachklängen der Sturm- und Drangperiode", unter denen er die in ihrer Wichtigkeit hier zum ersten male klar gewürdigten letzten Romane Klinger's, die Dichtungen Jean Paul's und Hölderlin's begreift und denen er „Die Anfänge der Romantiker" hinzufügt. Das achte Kapitel schildert „Das Wiederaufleben der bildenden Kunst" (Carstens, Thor-

waldsen, Schinkel und die „Nazarener"), das neunte, an welchem der verstorbene Julius Rietz Antheil hatte, „Die Classiker und Romantiker in der Musik", und endlich das Schlußkapitel „Die letzte Lebensepoche Goethe's". Hettner ringt im letzten Theil seiner Arbeit, wie alle Darsteller dieser Zeit, mit der Schwierigkeit, daß Goethe an seinem langen, ruhmreichen und ununterbrochen thätigen Lebensabend Zeuge literarischer und künstlerischer Entwickelungen wurde, deren Charakteristik in eine „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" entschieden nicht mehr gehört. So gut es irgend thunlich war, hat er die Schwierigkeit überwunden, die Hereinziehung jener Entwickelungsmomente und Erscheinungen, welche nicht aus dem 18. Jahrhundert stammen, vermieden und die letzten Darlegungen seines großen Werkes mit den Ausgangspunkten verknüpft.

Wohl hat ein jüngerer Literarhistoriker, Bernhard Seuffert, recht, wenn er in seiner Charakteristik Hettner's bezüglich der „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" schreibt: „Sachlich wie der Auffassung nach wird das Werk ausgenutzt wie wenige andere; die klare Uebersichtlichkeit, die Mittheilung treffend ausgewählter Citate, die maßvolle Subjectivität des Urtheils, die sich mit der Meinung der Besten eins weiß, alle diese Eigenschaften machen es außerordentlich bequem, sich über die jeweiligen Bildungszustände darin zu orientiren. Und es ist ein zwar wunderlich undankbares, aber übliches Zeichen voller Anerkennung, wenn ein Buch stillschweigend geplündert wird; es ist ein beredtes Zeichen dafür, daß sein Inhalt zum selbstverständlichen Bildungskapital gehört." (Schnorr's Archiv für Literaturgeschichte, Bd. XII, S. 20).

16.

Nach Italien.

Der Friedenssommer, welcher 1871 über dem neuerweckten Deutschen Reiche so hoffnungsreich und glänzend aufging und auch Hettner mit einem außerordentlichen Glückgefühl durchdrang, sollte ihm endlich auch die Erfüllung der lange gehegten Sehnsucht, Italien wiederzusehen, bringen. Mannhaft hatte er im ganzen letzten Jahrzehnt die immer wieder aufsteigenden Wünsche, denen kein äußeres, aber ein inneres Hinderniß entgegenstand, niedergekämpft. Da für ihn der erneute Besuch Italiens auch die Rückkehr zur Kunstgeschichte bedeutete, da er entschlossen war, nicht nur ein Fest der Erinnerung zu feiern, sondern bestimmte lange gehegte, lange zurückgedrängte Arbeitspläne zur Ausführung zu bringen, so war die Vorbedingung für seine Reise der endliche Abschluß des großen literarhistorischen Werkes gewesen, welches, weit über den ursprünglichen Plan hinausgewachsen, ihn siebzehn Jahre hindurch in Anspruch genommen hatte. Den Winter von 1870 zu 1871 und den Sommer hatte Hettner, soweit ihn die großen Zeitbegebenheiten zur Ruhe und innern Sammlung kommen ließen, zu Vorstudien mannichfacher Art, zur Durchsicht seiner kunstgeschichtlichen Aufzeichnungen benutzt, welche aus dem letzten Jahrzehnt schon zahlreich

vorhanden waren. Der Reisebegleiter, mit welchem Hettner bereits für den Herbst 1870 den Reiseplan besprochen hatte, Herr von Broecker, war bereit, und am 18. August 1871, dem ersten Jahrestage der blutigen Siegesschlacht von St.-Privat, traten die beiden Reisenden ihre Fahrt an. Mit einer leichtbegreiflichen Pietät gedachte Hettner, soweit als immer möglich, seine Wege von 1844 einzuschlagen. Oberitalien, von dem er seit den heidelberger Studentenjahren nur Venedig wiedergesehen hatte, sollte vollständig durchreist und unter allen Umständen der Jugendfreund Moleschott in Turin besucht werden. So ging die Reise zuerst von Dresden nach Wien, welches Hettner als eine völlig umgewandelte Prachtstadt wiederfand und dessen Neubauten ihm den Wunsch nahe legten, längere Zeit in eingehender Betrachtung verweilen zu dürfen. Die schönsten Stunden des fünftägigen Aufenthalts in Wien verlebte er doch wieder in der Belvederegalerie, wo ihn die großen Bilder von Rubens lebhaft beschäftigten, ihm wichtige Gesichtspunkte gaben oder solche bestärkten, die er ein Jahrzehnt zuvor in den Niederlanden gefaßt. Am 25. August unternahm er mit Herrn von Broecker einen mehrtägigen Ausflug nach Pest, wo er sich behaglich der ganzen Reihe von neuen und fremdartigen Eindrücken hingab, welche ihm die magyarischen Elemente der ungarischen Hauptstadt gewährten. Aber seines Bleibens konnte auch hier nicht sein, jeder Tag dünkte ihm ein Raub an der für Italien bestimmten Zeit, und die Ungeduld seines Reisegefährten vereinigte sich mit seiner eigenen. Am 29. August langte er in Venedig an und fühlte sich unsäglich glücklich in der Gewißheit, endlich wieder auf italienischem Boden zu stehen. Sein erster Brief an die in Dresden gebliebene Gattin vom 30. August glich einem Aufjauchzen. Am 2. September, nachdem er des Neubesitzes aller Herrlichkeiten der Lagunenstadt gleichsam gewiß geworden war, schrieb er an Frau Anna: „Alle Deine guten und lieben Briefe habe ich mit innigster Freude gelesen. Es ist mir ein so süßes

Gefühl, zu wissen, daß Du liebend meiner gedenkst und Dich herzlich nach mir sehnst, so wie ich mich unablässig nach Dir sehne. Glaube mir: so oft ich schwelge in dem bewußten und darum nur um so inniger empfundenen Genuß all der Poesie und Herrlichkeit der Kunst und Landschaft und Lebenswirklichkeit, welche man hier sieht und athmet, immer grämt es mich, daß ich Dir nicht all dies Schöne und Herrliche zeigen kann. — Zunächst muß ich Dir sagen, wie ich mit jedem Tage immer bestimmter empfinde, daß diese neue italienische Reise für mich eine unbedingte Nothwendigkeit war. Ich bin zum dritten mal in Venedig, aber das Künstlerische Venedigs genieße ich doch jetzt erst mit vollem Verständniß. Und in erhöhtem Maße wird sich dasselbe in ganz Oberitalien wiederholen. Kenne ich auch Mittel- und Unteritalien besser, weil ich dies länger und mit bereits gebildeterem Auge sah, so ist doch kein Zweifel, daß auch dort mir alles neu und mit gesteigertem Eindruck entgegentreten wird. Ich werde unendlich bereichert zurückkehren. Das Schicksal meiner ganzen fernern wissenschaftlichen Thätigkeit war von dieser Reise abhängig. Gerade diese Einsicht muß uns auch die lange Trennung erleichtern."

Ueber Vicenza und Verona gelangten Hettner und sein Reisegefährte nach zehntägigem Aufenthalt in Venedig am 14. September nach Mailand, wo der Kunsthistoriker dem „Abendmahl" Leonardo's und dem „Sposalizio" Rafael's in der Sammlung der Brera ein eingehendes und liebevolles Studium widmete. Das große weltgefeierte Wandbild da Vinci's im ehemaligen Refectorium des Klosters Santa-Maria delle Grazie überraschte ihn in gewissem Sinne, da er gleich vielen andern die Zerstörung noch weit größer und trauriger gewähnt hatte, als sie ja leider ist. Von der flüchtigen Besichtigung im Jahre 1846 war ihm kein Eindruck verblieben, um so mehr schwelgte er jetzt in dem Anblick der Reste höchster Kunstherrlichkeit. Von Mailand trieb es ihn bald nach Turin. Schon von Dresden aus

hatte er Moleschott sein Kommen bestimmt angekündigt, sobald er auf italienischem Boden war, wiederholte er an den Freund und dessen Gattin den Vorschlag, mit ihm in Venedig selbst, am Lago Maggiore oder später in Florenz und Rom zusammenzutreffen. Die Empfindungen seiner Jugend wachten mit aller Stärke in ihm auf. „Sagt Euern Kindern, daß ich sie Du nenne, ein Sie wäre mir gar zu fremd! — Hoffentlich steht alles wohl bei Euch! O Freude des Wiedersehens!“ Diese Freude wurde ihm am 17. und 18. September zutheil, wo er, mit alter Herzlichkeit von den heidelberger Jugendfreunden begrüßt, zwei Tage im Moleschott'schen Hause in Turin verweilte und im vollen Genuß des glücklichen Augenblicks ein weiteres Zusammentreffen am Arno verabredete.

Schon am 20. September schrieb er von Genua aus an seine Frau, daß „Italien noch immer wie eine große, unermeßliche Freude vor ihm liege“. Genua war einer der wenigen Punkte, die ihm völlig neue Bilder gewährten. „Vor mir liegt das offene weite Mittelmeer mit seiner unvergleichlichen tiefen Bläue; Schiff an Schiff drängt sich im Hafen; unter meinen Fenstern das Lärmen und Treiben der bewegten Handelsstadt. Den ganzen Tag habe ich heute zugebracht, das stolze herrliche Genua zu beschauen, die großen prächtigen Paläste, die seltsamen, stillosen und doch höchst wirksamen Façadenmalereien, die hohen Gebirgsabhänge, welche die Stadt so malerisch umkränzen. Mir ist Schiller's Fiesco nicht aus dem Sinn gegangen. Schiller hat Genua nie gesehen. Und doch, soll ich den Gesammteindruck aussprechen, ich wüßte ihn nicht anders auszusprechen als durch den Monolog Fiesco's, in welchem er den sehr begreiflichen Traum träumt von dem verlockenden Glück, dereinst der Herrscher Genuas zu sein. — Es hat mich Mühe gekostet, mir die Kunstentwickelung Genuas völlig klar zu machen. Denn so mächtig das Ganze wirkt, so dürfen wir uns doch darüber nicht täuschen, daß hier nirgends ein Gebäude ist, weder ein Palast noch eine

Kirche, welches auf den Ruhm höchster und reinster Kunstschönheit Anspruch machen könnte. Ich glaube aber das Räthsel gelöst zu haben. Eine eigene productive Kunst hat Genua nie gehabt. Es waren stolze Adelige und reiche Handelsherren, welche sich und ihre Stadt schmücken wollten und mit ihrem kolossalen Reichthum die besten Künstler aus den andern Theilen Italiens riefen. Diese Zeit der höchsten Staats- und Handelsblüte Genuas aber war gerade die verhängnißvolle Zeit um die Mitte des 16. Jahrhunderts, wo in den Schülern Rafael's und insbesondere Michel Angelo's sich die ersten verwegenen, wenn auch verhältnißmäßig noch maßvollen Anfänge des Barockstils regten. Dies gibt das gemischte Gefühl. Große Kunst und doch bereits ausartend. Gewaltige Paläste und doch bereits stillos, mehr nach malerischer als nach streng architektonischer Wirkung strebend. Dazu trat die durch die Lage Genuas bedingte Engheit der Gassen. Zwischen Meer und Gebirg eingekeilt war der Raum äußerst beschränkt. Die Pracht konnte sich nur im Innenbau bethätigen, nicht im Außenbau. Aber dieser Innenbau, die Ausbildung der Treppen und Höfe hat sich nirgends glänzender entfaltet als hier. — Ach fortwährend denke ich, wie glückselig ich wäre, Dir dies alles zeigen zu können. Wir hätten doch noch mehr Genuß als in Paris."

In Florenz, wohin er mit seinem Reisegefährten Ende September gelangte, erfolgte ein zweites Wiedersehen mit Jakob und Sophie Moleschott, welche den Anlaß gern ergriffen hatten, sich von dem kunstbegeisterten Freunde durch die Kunstwunder der Arnostadt führen und sich seine verständnißvollen Anschauungen über dieselben vortragen zu lassen. Nicht blos um dieser Tage erneuten Zusammenlebens willen war es Hettner jetzt zu Muthe, „als schritte er durch den Traum seiner Jugend". Jede Stunde in der toscanischen Hauptstadt, die unterdeß zur provisorischen Königsstadt Italiens geworden war und diese Auszeichnung eben an Rom wieder abgeben mußte, brachte ihm ein Wieder-

kennen und Wiederbegrüßen von Dingen, er vermochte zu Zeiten kaum zu begreifen, wie er sich so lange mit den deutschen Dichtern des 17. Jahrhunderts und dem unerquicklichsten Gezänk der Aufklärer habe beschäftigen können. Die Fülle der Kunsteindrücke überwältigte ihn fast. „Mit Florenz wird es mir auch diesmal ergehen, wie es das erste und zweite mal meines hiesigen Aufenthalts ergangen ist", schrieb er am 28. September seiner Frau. „Es drückt auf mich die Unermeßlichkeit des Stoffes. Für den, der nicht alte, sondern neuere Kunstgeschichte zum Hauptaugenmerk seiner Reise macht, ist Florenz wichtiger als Rom. Ich arbeite unablässig, aber ich werde mit dem Gefühl abreisen, meine Studien nur beendet, nicht abgeschlossen zu haben." Und am 5. October wiederholte er: „Wenn man von Florenz scheidet, wird man immer ein böses Gewissen haben. Doch habe ich nach Kräften meine Zeit genutzt. Anregungen zu künftiger Arbeit in Ueberfülle, aber wenig Muth sie auszuführen. Angesichts dieser großen Denkmäler gewinnt man gründliches Mistrauen gegen das Bücherwissen!" Der Besuch von Perugia und Assisi steigerte diese Stimmung. „Wer vermag die Herrlichkeit zu schildern italienischer Landschaft und italienischer Kunst", rief er fast mit den Worten von 1844 aus.

Am Mittag des 11. October langten Hettner und sein Reisegefährte in Rom an. „Um 1 Uhr waren wir in Rom. Mein Herz bebte und jubelte! Es war mir ein freudiges Gefühl, daß ich sogleich zwei Briefe von Dir vorfand. Auf diese Weise verschlangen sich sogleich Vergangenheit und Gegenwart aufs lieblichste." Im Gasthof Molaro an der Ecke der Via Sistina und Via Gregoriana fanden die Ankömmlinge Quartier. Dann durcheilte, durchstürmte Hettner die alten Theile der ewigen Stadt. Der Monte-Pincio zum ersten Umblick, der Spanische Platz, wo 1846 Frau von Tschirschky mit Bogumilla von Schmidthals und Marie von Stockmar gewohnt, Piazza di Poli, wo er selbst gehaust und wo er das Haus, das ihn beherbergt, fast

in altem Stande, nur neu aufgeputzt wiedersah, das Café Greco, das Pantheon, Forum Trajanum, das Colosseum, Santa Maria Maggiore und Quirinal wurden mit unersättlicher Lust des Schauens wieder begrüßt. „Es waren zunächst nicht die Dinge selbst, die zu mir sprachen, sondern die alten Erinnerungen." Gleich an diesem ersten Nachmittag wurden ihm einige erfreuliche Begegnungen zutheil. Im Café Greco traf er Anselm Feuerbach, den Maler, vor Maria Maggiore seinen züricher Collegen Gottfried Kinkel. Dann suchte er den Genossen seiner alten römischen Tage Lindemann auf, einen der vielen deutschen Künstler, welche Rom so an sich gefesselt, daß sie den Rückweg in die Heimat nicht gefunden haben. Mit Lindemann gedachte er den Ausflug zu unternehmen, der ihm nächstes Herzensbedürfniß war. Schon von Florenz aus hatte er mit herzlich warmen Worten an Frau Anna über die Wallfahrt nach Ariccia geschrieben: „Wohl wird mir bewegt zu Muthe sein, wenn ich die alten Stätten jungen Glückes wiedersehe, und wehmüthig wird mein Blick hinüber nach dem Annenkirchhof schweifen. Aber Du bist es gewesen, die dem Schiffbrüchigen einen sichern Port bereitete, und ich gehöre Dir an mit allen Wurzeln meines Fühlens und Seins. Wenn Dir Moleschott so warm und herzlich geschrieben, so gehört das Wesentlichste der liebenswürdigen Feinfühligkeit seines eigenen Gemüthslebens, aber ein Theil kommt doch auch auf meine Rechnung. Immer und immer wieder habe ich den alten Freunden erzählt, welch Glück ich in Dir gefunden."

Regnerische Tage, die mit dem 14. October begannen, hinderten Hettner zunächst an dem Ausfluge ins Gebirge. Er theilte sich in Rom zwischen seinen alten Erinnerungen und neuen Eindrücken. Er fand Rom weniger verändert, als er nach Berichten reisender Freunde angenommen hatte, und machte mancherlei Erfahrungen über das Beharrende im Leben der ewigen Stadt. Indem er seinen eigenen Spuren von ehedem

nachging, fand er manche unvermuthete Anknüpfung wieder, selbst sein alter Barbier in der Nähe der Piazza di Poli lebte noch und entsann sich mit römisch zähem Gedächtniß des einstigen Kunden. Dabei wanderte Hettner unablässig durch Kirchen, Paläste, Museen. Das erste Gefühl eines vollen geistigen Gewinns auf dieser Reise ward ihm im Vatican von den Wandbildern der Stanzen. „Mit jedem Tage empfinde ich mehr, wie unerläßlich nothwendig mir diese Reise war." Da sich jedoch das Wetter durchaus nicht bessern wollte und Hettner von vornherein beabsichtigt hatte, einen längern Aufenthalt in Rom erst bei seiner Rückkehr von Neapel zu nehmen, so brach er am 16. October dorthin auf. Abermals begleitete ihn das Glück, das er im ganzen auf dieser Reise rühmen durfte: er war kaum in Neapel angelangt, so brach die herzerfreuende Herbstsonne des Südens voll durch, es gelang ihm auf Santa-Lucia ein Quartier zu finden, das seinen wie seines Reisebegleiters Wünschen entsprach, und er konnte alsbald zu seiner betrachtenden Thätigkeit übergehen. An dem zauberhaften Landschaftsbilde erfreute er sich namentlich an den Abenden. Obschon für den Kenner Neapels im Sommer, schon einzelne kalte Tinten in der Färbung dieser Abende unverkennbar waren, so blieben dieselben doch noch entzückend schön. Der Vesuv war in großer Thätigkeit und Hettner meinte ihn so 1845 nicht gesehen zu haben. Am Tage galt es zu schauen, was nur immer möglich war, und unser Kunsthistoriker empfand, daß nicht nur die Museen durch neue Funde stark bereichert waren, sondern daß sich auch der Kreis seiner eigenen Interessen beträchtlich erweitert hatte. Gleich in den ersten Tagen schrieb er an seine Gattin: „Du weißt, daß das Museum hier nicht blos groß durch seine mächtigen Marmorwerke, sondern ganz eigenthümlich vor allem durch seine pompejanischen Wandmalereien und durch die wundervollen Bronzegeräthe ist. Ich habe in diesen Dingen geschwelgt und werde noch mehrere Tage in ihnen schwelgen. In den Wandmalereien

habe ich einst in meinen Jugendjahren die in meiner «Vorschule» niedergelegten Entdeckungen gemacht, an denen ich noch heute festhalte und die mir durch die neuen Funde nur bestätigt werden. Für die Bronzegeräthe hat sich seitdem mein Blick geschärft; ich verdanke ja zum großen Theil der Einwirkung von Dir und den Deinen, daß sich die Einführung der Kunst in Haus und Leben mir zu einem Lebenselement entwickelt hat." Außer Neapel selbst besuchte Hettner Sorrent und Pompeji von neuem, auf den Besuch der Tempel von Pästum mußte er Verzicht leisten, da er vor Ende October wieder in Rom zu sein wünschte.

Am 27. October begrüßten ihn Lindemann und Feuerbach in Rom. Und jetzt endlich kam die Wanderung in das römische Gebirge zu Stande, welche diese Reise, soweit sie der Erinnerung galt, erst krönen sollte. In Begleitung des Herrn von Broecker und Lindemann's ging er über Albano nach Ariccia. Er war tief bewegt, als er plötzlich auf dem (inzwischen freilich sehr veränderten) Platze stand, auf dem er 1846 monatelang seine Abende und Morgen zugebracht, die geheimsten und ergreifendsten Hoffnungen und Befürchtungen durchträumt und durchdacht hatte. Das Herz schlug ihm schneller und höher, als er „sodann zum Thor von Ariccia hinauswanderte und das schöne vornehme kleine Haus sah, in welchem damals Frau von Tschirschky wohnte und in welchem sich bei dem Lesen von Immermann's «Lisbeth und Oswald» die jungen Gemüther einander öffneten". Alle Wege und Stege in der waldreichen schönen Umgebung wurden gewandelt und die Geister der Vergangenheit „flüsterten ihm manches trauliche Wort zu, zumal Lindemann alten Erinnerungen zu Hülfe kam und manches längst Vergessene wieder wachrief". Mitten in aller Wehmuth solcher Stimmungen überkam unsern Freund doch auch wieder ein frohes Bewußtsein der Gegenwart. Er gedachte des Glückes, das ihm nach schmerzlichen Verlusten das Leben doch gebracht. Und wenn er vollends seine „Schriftstellerträume" von 1846 sich vor die Seele rief,

so durfte er sich voll bescheidenen aber ernsten Selbstgefühls sagen, daß er „redlich und treu erstrebt habe, was er als Jüngling sich angelobte“. Von Ariccia ritten unsere Reisenden über Genzano und am Nemisee entlang nach Nemi, dann nach Grottaferrata und Frascati. Da war kein Stein am Wege, der nicht mit lebendigen Erinnerungen zu Hettner gesprochen hätte. Die entzückenden Landschaftsbilder ergriffen ihn wieder mit unvergänglichem Zauber. „Hellste warme Sonnenbeleuchtung, üppigste Vegetation: Cactus, Aloë, Orangen, Oliven und immergrüne Eichen! Die schöngeschwungenen großen Linien der Berge, die malerischen Bergstädtchen wie Rocca di Papa und Genzano, die Seen mit tiefblauen und grünen Wasserspiegeln! Dahinter in großartiger Einsamkeit die öde schweigsame Campagna, links die herüberblitzende Meeresfläche, zuweilen aufleuchtend das gewaltige Rom mit St. Peter und all den andern Kuppeln und den großen Alterthumstrümmern! Ach mein gutes Weib, das mußt und wirst Du dereinst sehen. Von der tiefen Poesie und Schönheit, die auf Erden möglich ist, kann sich doch keiner einen Begriff machen, der nicht den Süden gesehen hat.“

Wohl hatte er recht, wenn er solche Tage Sonnenblicke nannte, die lange Jahre der Zukunft durchwärmen. Vom 1. November an lag Hettner in Rom selbst den Studien ob, die er sich zum Theil schon in der Heimat vorgesetzt hatte, seinen geselligen Verkehr beschränkte er soviel als immer möglich, ohne sich demselben ganz zu entziehen. Einige Ankäufe für die seiner Leitung anvertrauten dresdener Sammlungen nahmen gleichfalls Zeit in Anspruch, doch war er so glücklich, sie zum erwünschten Abschluß zu bringen. Die römischen Wochen blieben bis zu den letzten Tagen vom Wetter und jeder Art Reiseglück begünstigt, höchstens ein Stoßseufzer über die Kürze der Zeit, welche ihn zu allzu gespanntem Arbeiten zwang, klang durch den heitern und vollbefriedigten Ton seiner Briefe in die Heimat hindurch. Zuletzt zeigte es sich unmöglich, den ursprünglich bestimmten Termin der Rückkehr festzuhalten, und

Hettner blieb bis Ausgang November in Rom. Er erfuhr mit jedem Tage mehr, daß der Schritt zur Kunstgeschichte zurück, den zu thun er fest entschlossen war, seine besondern Schwierigkeiten habe. Hätte er sich wirklich in den verflossenen dresdener Jahren ausschließlich der Literaturgeschichte hingegeben, wie es ihm selbst in drangvollen Wochen und Monaten vorgekommen war, so würde es jetzt nicht möglich gewesen sein, sich so rasch in den neuen Aufgaben zurechtzufinden. So viel erkannte Hettner schon jetzt, daß die Behandlung gewisser kunsthistorischer Fragen, welche er sich vorgesetzt, wiederholte Rückkehr nach Italien, Detailstudien an einzelnen Stellen bedingen werde. Aber die Aussicht darauf war eine um so frohere, als während der diesmaligen Reise der feste Entschluß gereift war, daß ihn auf der nächsten Fahrt niemand anders als Frau Anna begleiten solle.

Die endliche Trennung von Rom ward ihm durch die einfallenden Herbstregen erleichtert. In Florenz und Siena verweilte Hettner noch einige Tage, dann flog er der Heimat und ihren Weihnachtsfreuden mit nur einer kurzen Rast in München zu. Er durfte mit innerer Genugthuung auf die Erlebnisse und Ergebnisse dieses reichen Herbstes zurückblicken. Noch im Winter von 1871 auf 1872 wurden die gesammelten Materialien gesichtet und ein wenig später die Abhandlung „Zur Streitfrage über Nicolo Pisano, die Kanzel von Pisa", welche 1873 in Lützow's „Zeitschrift für bildende Kunst" erschien, zum ersten mal in Angriff genommen. Auch den speciellen dresdener Kunstverhältnissen kam die rüstige Lust, mit welcher Hettner das altneue Arbeitsfeld beschritt, alsbald zu statten. Noch vor der italienischen Reise hatte er in Gemeinsamkeit mit dem zweiten Director des Historischen Museums, dem gegenwärtigen Hofrath Büttner, die „Photographien nach Gegenständen aus dem königlichen historischen Museum zu Dresden" mit erläuterndem Text (München, Hans Hanfstängl) herausgegeben, er widmete sich jetzt eingehenden Studien über eins der merkwürdigsten und bedeutendsten

Bauwerke Dresdens, den Zwinger, und trat mit den Resultaten derselben 1874 in dem Prachtwerke „Der Zwinger in Dresden", dreizehn Tafeln in Lichtdruck (Leipzig, Seemann) hervor, dessen geistvoller und fesselnd geschriebener Text gleichzeitig in Lützow's ebengenannter Zeitschrift erschien (Wiederabdruck der Abhandlung in „Kleine Schriften"). Die Hauptsache blieben jedoch die „Italienischen Studien", die langsamer Form und Gestalt gewannen, als dem Schriftsteller lieb war, aber ihm zu einem Quell immer neuer Arbeitsfreude wurden. Freilich wiesen sie ununterbrochen nach Italien zurück und führten auch sonst mancherlei Reisen und Ausflüge herbei, um das Material für einzelne der geplanten Abhandlungen zu verstärken und die Anschauung zu vertiefen.

Bereits im Jahre 1875 reiste Hettner, diesmal mehr durch Familienverhältnisse als durch seine kunsthistorischen Aufgaben veranlaßt, wieder nach Italien und verweilte vierzehn Tage in Rom, wo seine Studien beinahe ausschließlich den letzten Fresken Rafael's im Vatican galten. Es war davon die Rede gewesen, daß er im Auftrage der sächsischen Regierung und zu gewissen Ankäufen für die dresdener Antikensammlung nach Athen gehen sollte, im letzten Augenblick erhielt er indeß ein Telegramm des Ministers von Friesen, daß die begonnenen Unterhandlungen mit einem athenischen Kunsthändler in ein neues Stadium getreten seien, in dem es vorderhand zu warten gelte. Durch diese Entscheidung wurde Hettner der Freude beraubt, auch Griechenland noch einmal zu sehen. Auf der Rückreise von Rom besuchte er diesmal nur noch Orvieto, wo ihn die Fresken des Benozzo Gozzoli im Dom und der Dom selbst fesselten, dann begleitete er seine Schwiegermutter und Schwägerin, mit denen er gereist war, nach Dresden zurück. Neben unvermeidlichen trüben Eindrücken, welche ihm diese eilige Reise gebracht, war ihm doch wieder das große Bild Roms vor die Seele getreten, und kaum heimgekommen, spann er Pläne, im

nächsten Herbst die Reise nach Italien zu wiederholen, und zwar diesmal in Begleitung seiner Gattin, welche im Jahre 1873 eine schwere Krankheit, von der sie im Seebad Norderney befallen wurde, glücklich bestanden hatte und ihm wie neugeschenkt war. Im Februar und März 1877 fand diese Reise in der That und in Begleitung Frau Anna's statt, und Hettner sah Florenz und Rom zum dritten, Neapel zum zweiten mal seit seiner Studienzeit in Italien wieder. Die Eindrücke waren reich und mächtig wie immer, Hettner fand Gelegenheit, alle Anschauungen, auf denen seine Studien über die Kunst der Dominicaner und Franciscaner, über den Ursprung der Renaissance, über die religiösen Wandlungen der Hochrenaissance beruhten, abermals zu erneuern und zu erweitern. Er war bei dieser Reise in der glücklichsten Stimmung, auch in Bezug auf die Arbeit, die er unter den Händen hatte. Der Muth zur Ausführung war in den Jahren, die seit 1871 vergangen waren, doch wesentlich gewachsen. Er lebte und webte in den Dingen, denen seine geistige Thätigkeit galt. Moleschott, mit dem abermals ein fröhliches Wiedersehen — leider das letzte! — in Rom und Florenz gefeiert ward, berichtet über jene Tage: „Hettner's Mittheilsamkeit war so hinreißend als unermüdlich. Er hat mir's selbst am besten wieder vergegenwärtigt, als er (nach dreißig Jahren) im Jahre 1877 in Florenz seiner und meiner Frau, mir selber und meinem unvergeßlichen Freunde George Treherne aus dem Stegreif kunstgeschichtliche Vorlesungen hielt. Santa-Maria Novella, die spanische Kapelle, Santa-Croce, wo vor kurzem neue Fresken von Giotto entdeckt waren, bildeten die Hauptschauplätze seiner Thätigkeit, aber es würde mich nicht gewundert haben, wenn er das erste beste Brückengeländer am Arno erstiegen hätte, um uns weiter zu belehren, so erfüllt war er von seinem Gegenstande. So vertieft war er dann wiederum darin, daß er einmal in Santa-Croce uns alle verlor und uns den Genuß der nächsten Stunden nicht wenig verkümmert haben würde, wenn nicht die Wohnung meines Sohnes Hermann in

Via bei Giraldi unser natürliches Stelldichein gewesen wäre." (Moleschott „Hermann Hettner's Morgenroth", S. 11.)

Nach der Heimkehr auch von dieser Reise hatte Hettner das Gefühl, daß er mit dem Abschluß der ersten Sammlung seiner „Italienischen Studien" nicht länger zögern dürfe. Das früher geplante große Werk über die gesammte Kunst der Renaissance hatte er aufgegeben. Die Grundgedanken desselben suchte er gleichwol in der Folge seiner Studien und Abhandlungen festzustellen. Und so lag es nahe, daß er sich einen Zukunftsplan bildete, nach welchem er in jedem Jahre einen Ausflug nach dem gelobten Lande der Kunst unternehmen und nach und nach an den Einzelerscheinungen den Aufschluß über alle ästhetischen und historischen Fragen, die ihn beschäftigten, für sich gewinnen und andern mittheilen würde. Die „Italienischen Studien" waren auf eine Reihe von Fortsetzungen berechnet, Hettner gedachte auch in Zukunft seine Kraft auf sie zu concentriren. Mehrere Entwürfe und begonnene Arbeiten wurden jetzt, als er die letzte Hand an die Arbeit so vieler Jahre legte, in der frohen und sichern Zuversicht beiseite geschoben, daß er sie alsbald für eine zweite und dritte Sammlung von Abhandlungen wieder aufnehmen können werde. Das Schicksal hatte es anders beschlossen: die im Jahre 1879 veröffentlichte erste Sammlung der geistvollen und fesselnden Abhandlungen sollte auch die letzte bleiben und der welschlandfrohe Pilger den Boden Italiens nicht wieder betreten.

17.

Die „Italienischen Studien“.

Hettner's „Italienische Studien. Zur Geschichte der Renaissance“ (Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1879), seine bedeutendste Leistung auf dem Gebiete der Kunstgeschichte, entstanden, wie schon berichtet, zum größern Theil in den siebziger Jahren und enthalten sechs Abhandlungen: „Zur Streitfrage über Niccolo Pisano“, „Der Ursprung der Renaissance“, „Die Kunst der Dominicaner im 14. und 15. Jahrhundert“, „Das Cambio zu Perugia“, „Religiöse Wandlungen der Hochrenaissance“, „Die Spätrenaissance.“ Hettner's letzte vollendete Arbeit „Die Franciscaner in der Kunstgeschichte“ („Nord und Süd“, Bd. 19, Heft 57; wiederabgedruckt in „Kleine Schriften“) dürfte als siebente Studie gleichen Gepräges und Werthes bei einer Neuherausgabe des Buches demselben einverleibt werden. Die Grundanschauung der „Italienischen Studien“ drückt das Rumohr's „Italienischen Forschungen“ entnommene Motto aus: „Ganz wie im Leben, wie in der Natur, ist in der Kunst nichts schön, was nur der Schönheit willen schön sein will; die nöthige Wesenheit ertheilt aber dem Kunstwerk dessen unmittelbarer Zusammenhang mit dem gesammten Leben der Zeit, aus deren echtem tiefgefühlten Verlangen und Bedürfen dasselbe hervorgegangen

ist", ebenso jenes andere, welches dem achten Bande von Gregorovius' „Geschichte der Stadt Rom" entstammt und lautet: „Das große Kapitel, welches die italienische Malerei in der Geschichte der Cultur einnimmt, ist gerade deshalb von so hohem Reiz, weil sie für die ganze Dogmengeschichte der Menschheit, für die innerlichsten Begriffe und Empfindungen der Zeitalter den farbigen Abdruck und Körper geschaffen hat." Bewußtermaßen und ausgesprochenermaßen ging also der Kunsthistoriker darauf aus, die Werke der bildenden Kunst hauptsächlich an und von jener Seite zu betrachten, wo sie mit dem geistigen Gesammtleben, der religiösen Anschauung, den poetischen Idealen, den wissenschaftlichen Bestrebungen der Zeit im engsten Zusammenhang stehen. Mit dem lebendigsten Interesse und der feinsten Spürkraft für diesen Zusammenhang ausgerüstet, ging Hettner den Erscheinungen desselben in einer Reihe von Bildwerken und Bildern nach und gelangte zu sehr bedeutenden Resultaten.

Obschon die sämmtlichen „Italienischen Studien" für sich bestehende, Einzelfragen der Kunstgeschichte und Kunstkritik methodisch und eingehend behandelnde Specialarbeiten sind, so kam ihnen doch der ursprüngliche Vorsatz Hettner's, eine Gesammtdarstellung der italienischen Renaissance zu versuchen, zugute und ein gemeinsamer Zug geht durch sie hindurch. Der Verfasser zeigt sich überall von der Größe und dem Ueberreichthum der historischen Periode erfüllt, welche den Hintergrund zu seinen eingehenden Untersuchungen bildet. Die erste derselben, „Zur Streitfrage über Niccolo Pisano" beschäftigt sich mit der Frage, ob der an der Pforte der Renaissancekunst stehende Bildner Niccolo Pisano süditalienischen Ursprungs gewesen sei und unter süditalienischen Einwirkungen gestanden habe. In dieser durch Crowe und Cavalcaselle zu rasch bejahten Frage gelangt Hettner zu dem Resultat, daß die antikisirende Kunstweise Niccolo Pisano's nur aus den Vorbedingungen Mittelitaliens erklärbar sei, daß für den mittelitalienischen Ursprung

des Bildners die Eigenart seiner Formensprache und seiner künstlerischen Erfindung spreche, und daß auf dem Boden Mittelitaliens der Schöpfer der Kanzel im Baptisterium von Pisa ebenso wenig eine unvermittelte und plötzliche Wundererscheinung sei als die große Gestalt Dante's. Den Ideengehalt oder vielmehr die Composition dieser Kanzel unterwirft dann Hettner einer eingehenden Betrachtung, bei der sich herausstellt, daß der Anschluß an antike Formen bei dem pisanischen Bildhauer noch keinen Bruch mit der geistigen Welt des Mittelalters bedingt hat, und daß die Gesammtcomposition der berühmten Kanzel lediglich der Verherrlichung des unerschütterlichen Glaubens an die christliche Heilslehre und der reinen Kirche gelte.

Weit bedeutender als diese Abhandlung stellt sich die darauffolgende: „Der Ursprung der Renaissance“ dar. Wieder einmal faßte Hettner in ihr zu gleicher Zeit die poetisch-literarische Entwickelung der Kunst ins Auge. Der Charakteristik Petrarca's und Boccaccio's schließt sich die feinsinnige Erörterung an, warum die bildende Kunst in Italien viel früher zur reifen Ausgestaltung eines modernen Ideengehaltes gediehen sei als die Dichtung. Hettner's Sinnesweise widerstrebte es, sich mit der Betonung der Thatsache abzufinden, daß der nationale Genius der Italiener der sinnlich plastischen Formensprache der bildenden Künste stärker zuneige als der Innerlichkeit der Poesie. Ihm galt es vielmehr als ein Verhängniß Italiens, daß im Zeitalter der Hochrenaissance kein Dante entstanden sei, welcher die bewegenden Gedanken und Stimmungen dieser Zeit so voll durchlebt, so kühn und rückhaltlos ausgesprochen habe, als dies Dante in der ersten Morgendämmerung der Renaissance gethan. „Für das Geschick Italiens, ja für das Geschick der gesammten neuern Geschichte ist es schwer verhängnißvoll geworden, daß die gewaltige Bildungswandlung der großen Humanistenzeit sich nicht voll und folgerichtig auskämpfte. Der Grund der Ueberlegenheit der bildenden Kunst ist, daß sie, umdrängt von den Anfor-

derungen des täglichen Bedarfs, voll und rückhaltslos in die Breite des wirklichen Lebens selbst treten mußte. Die bildende Kunst konnte sich ihre Aufgaben nicht willkürlich wählen, wie die Wissenschaft und die Dichtung; im Bau und Schmuck der Kirchen und Paläste hatte sie die unabweisliche Aufgabe, sich mit den überkommenen Idealen und Formen nach allen Richtungen hin scharf und klar auseinanderzusetzen, und sie nach Maßgabe der neuen Denk- und Empfindungsweise selbständig umzubilden und auszugestalten." In den beiden Abschnitten seiner Abhandlung: „Die Monumentalität der Kunst" und „Der Kampf um Formensprache und Technik", sucht der Verfasser den Nachweis dieser Entwickelung im einzelnen zu geben. Bei Erörterung des neuen Madonnenmotivs streift er ein Gebiet, das er gern vollständig durchforscht hätte; eine Geschichte der künstlerischen Motive gehörte zu Hettner's Lieblingsplänen, und alle folgenden Abhandlungen der „Italienischen Studien" erweisen, daß er für eine solche Arbeit in seltenem Maße berufen und befähigt gewesen wäre.

Schlagend tritt dies aus der dritten Abhandlung der „Italienischen Studien": „Die Dominicaner in der Kunstgeschichte des 14. und 15. Jahrhunderts" hervor, welche zu den bedeutendsten und geistvollsten Untersuchungen Hettner's gehört. Es handelt sich um den Nachweis, daß die Dominicaner, soweit sie selbst Künstler waren oder Künstler zu beeinflussen vermochten, während des 14. und 15. Jahrhunderts „gegen die Verweltlichung der Renaissancekunst die stets wachsamen Hüter strengster Kirchlichkeit" waren. „Es lohnt sich, diese tiefeingreifende kunstgeschichtliche Stellung der Dominicaner genau zu verfolgen. Wichtige Bilder stellen sich auf diesem Wege in ganz andere Beleuchtung, als wie wir sie herkömmlich zu sehen gewohnt sind. Und wichtige kunstgeschichtliche Wendungen, deren innere Zusammengehörigkeit beachtet werden, treten unerwartet in engsten Zusammenhang und in folgerichtige Einheit." Von

höchster Bedeutung ist es nach Hettner's Nachweisungen geworden, daß die Legende früh von der Lehre, der heilige Dominicus vom heiligen Thomas von Aquino abgelöst wurde. Den Einfluß seiner scholastischen Theologie erkennt der Forscher in den Altarbildern Traini's und Orcagna's, in den Fresken der Spanischen Kapelle in Santa-Maria Novella zu Florenz, im „Triumph des Todes" im Camposanto zu Pisa, in den frommen Bildern Fiesole's und den Fresken Filippino's in Santa-Maria sopra Minerva zu Rom. Als die letzte Nachwirkung des stillen Kampfes des Dominicanerordens gegen die hereinbrechende Weltlichkeit und Weltüppigkeit betrachtet dann der Verfasser das Auftreten Savonarola's, dessen Kunstanschauungen als engherzige charakterisirt werden. „Gewiß ist, daß Savonarola nicht nur die Ausschreitungen tadelte, sondern auch das Streben nach Naturwahrheit selbst, die Lust an blühender Lebensfülle. Mit gleicher Entrüstung (wie über die realistischen porträthaften Heiligendarstellungen) hätte sich Savonarola auch von dem eben jetzt entstehenden Abendmahl Leonardo's abgewendet, das über diese Mängel der alten Florentinischen Schule epochemachend hinausging, und zum ersten mal die volle Körperlichkeit und die dramatische Bewegtheit des wirklichen Lebens zu reinster und erhabenster Kunstidealität klärte. Das ausschließliche künstlerische Ideal Savonarola's war die düstere dogmatisirende Symbolik der alten Dominicanerbilder und die stille innige ascetische Seelenhaftigkeit Fiesole's, dessen Bilder er in seinem Kloster San-Marco täglich vor Augen hatte."

Die vierte Abhandlung des Buches: „Das Cambio zu Perugia" bespricht einen Gerichtssaal der Wechslerzunft und legt Zeugniß für das besondere Talent Hettner's ab, in kurzen Worten eine vielgestaltige und complicirte bildliche Darstellung zu schildern, ein Talent, dessen die Hörer seiner Vorträge oft froh geworden sind. Wichtiger und gehaltreicher als die kurze Besprechung des Perugino'schen Freskencyklus erscheint die fünfte Abhand-

lung des Buches: „Religiöse Wandlungen der Hochrenaissance“, mit welcher Hettner auf seinem eigensten Gebiete stand. Das einleitende Kapitel über „Das Wiederaufleben des Platonismus“ schildert die Uebergangszeit des 15. Jahrhunderts, in der die gesammte italienische Bildung zwischen den Ueberlieferungen des Mittelalters und den neuen Offenbarungen aus den Schriftwerken des Alterthums unruhig hin- und herschwankte. „Literatur und Kunst spiegeln dies wirre Durcheinander des Heidnischen und Christlichen mit ergötzlichster Naivetät. Als Papst Nikolaus V. starb, wußte Filelfo nur von der Trauer der Musen und des Musenführers Apollo zu sprechen. Die Ciceronianer priesen den Papst Julius II. als Jupiter optimus maximus, der mit mächtiger Hand den Blitz schleudere. Nicht blos daß die neulateinische Dichtung ihre Oden und Elegien und Epigramme mit den griechisch-römischen Götternamen aufputzte, wie es die Einheit des Colorits fast unabweislich bedingte; sie nahm auch mehr und mehr den sinnlosen Brauch an, in ein- und demselben Gedicht Jupiter und Apoll und Venus und Gott und Christus und die heilige Jungfrau ganz unmittelbar und ganz unterschiedslos nebeneinanderzustellen. Selbst die volksthümlich italienische Dichtung folgt dieser Unart. — Das Tollste sind die mächtigen Bronzethüren Antonio Filarete's am Haupteingang der St. Peterskirche zu Rom, die am 26. Juni 1495 unter Eugen IV. aufgestellt wurden. Inmitten der Darstellungen des thronenden Christus und der thronenden Jungfrau, der Geschichten Petri und Pauli und Eugen's IV. das Bild der auf Kriegstrophäen sitzenden Göttin Roma, welche eine Statue des Mars in der Hand hält, ja in den umrahmenden Arabesken sogar die Wölfin mit Romulus und Remus, Ganymed mit dem Adler, Leda mit dem Schwan. Eine alte Handschrift der Barberini'schen Bibliothek nennt als Quelle der Darstellungen die Aesopischen Fabeln und Ovid's Metamorphosen.“ Aus diesem Wirrwarr erhebt die Platonische Philosophie ihr Haupt, auch

in ihr nach Hettner's Darstellung eine verneinende Richtung, die zur Religion des Alterthums zurückstrebt, und eine positive, welche das Christenthum durch die Ideen Plato's „wissenschaftlich zu begründen und zu vertiefen“ trachtete. In der Stanza della Segnatura, vornehmlich in der Schule von Athen Rafael's erkannte er die reiffste und höchste künstlerische Nachwirkung dieser geistigen Bewegung. „Die Schule von Athen ist der Wissenschaftsbegriff eines Zeitalters, das an dem Studium der Platonischen Philosophie groß geworden und doch zugleich bereits eine neue Epoche der Mathematik und Naturwissenschaft ist, eines Zeitalters, das bereits einen Columbus erzeugt hat und das am Vorabend gewaltigster Entdeckungen und Erfindungen steht.“ Dem gegenüber stellen dann die Abschnitte über Rafael's Stanza d'Eliodoro, über die Stanza dell Incendio und den Constantinsaal, endlich derjenige über die Visionsbilder Rafael's (zu denen Hettner die heilige Cäcilie, die Vision Ezechiel's, die Sixtinische Madonna und die Transfiguration rechnet) einen wachsenden gegensätzlichen Einfluß zuerst des päpstlichen Machtgefühls, alsdann des erhöhten religiösen Lebens auf den Künstler dar. Aus den Acten des Lateranischen Concils (1512—16) weist Hettner die unmittelbaren Anlässe zu den letzten von Julius II. und Leo X. an den Meister ertheilten Aufträgen nach. Wenn der große Künstler sich in den letzten Stanzen der zur Herrschaft kommenden Auffassung mehr fügte als sich für dieselbe begeisterte, so that er mit den als visionär charakterisirten Bildern sich selbst und dem auch in seiner Seele wach gewordenen Bedürfniß genug. In diesen Bildern erblickt Hettner „die alte umbrische Glaubensinnigkeit, nur bewußter und durchgebildeter, freier und formengewaltiger. Neben diesen Visionsbildern einige andere verwandte Erscheinungen, welche die sorgsamste Beachtung verdienen. Jener scharf ausgesprochenen Wendung nach dem Uebernatürlichen und eigenartig Christlichen ist es ganz entsprechend, daß auch die Darstellungen der heiligen Familie nicht mehr wie

einst in der florentiner und in der ersten römischen Zeit [Rafael's] das einfach Menschliche des Zusammen von Mutter und Kind darstellen, sondern das geheimnißvoll Unbegreifliche, das hochgestimmt Feierliche, das überwältigend Ehrfurchtgebietende." Die Wandlungen, welche im Verlaufe weniger Jahrzehnte bei Rafael eingetreten sind, sucht der Schriftsteller auch im letzten Hauptabschnitt seiner großen Abhandlung: „Michelangelo und die Sixtinische Kapelle", nachzuweisen. In den ältern Fresken der Sixtinischen Kapelle machen sich die Einflüsse des Platonismus entscheidend geltend. „So fest kirchlich die Symbolik ist, welcher Michelangelo seine Darstellungsstoffe entlehnt hat, der gestaltende Grundgedanke der Auffassung stammt nicht aus der kirchlichen Lehre und Ueberlieferung, sondern aus der platonisirenden Zeitphilosophie, welche sich Michelangelo in empfänglicher Jugendzeit am Hofe Lorenzo's zu eigen gemacht hatte und welche er, wie eine Reihe seiner tiefsinnigsten Madrigale und Sonette bezeugt, auch jetzt noch warm und treu im Herzen trug." Aber die Zeit, welche zwischen der Ausführung dieser Fresken und der Entstehung des Jüngsten Gerichts verstrichen ist, hat auch Michelangelo seiner ursprünglichen Empfindungen und Anschauungen beraubt. „Der Meister des Jüngsten Gerichts ist ein Anderer als der Meister der Deckengemälde. Unter dem Druck schweren und persönlichen Leids und der schreckenvollen Noth der öffentlichen Zustände war seine Stimmung und Lebensanschauung immer herber und düsterer geworden. Künstlerisch stand Michelangelo noch durchaus auf dem Boden der Renaissance, noch durchaus in der vollen Frische und Eigenart seiner überwältigenden Formenmacht. Jedoch der Geist, der aus dem Jüngsten Gericht spricht, ist nicht mehr der Geist der freien harmonischen Renaissancebildung, sondern der Geist der neuerwachten finstern strengern Kirchlichkeit. Die entsetzensvolle Herbigkeit des Jüngsten Gerichts ist das erschütternde, großartig monumentale Zeugniß, welche tiefe Verdüsterung, welche schreckhafte

Weltverachtung jetzt in Michelangelo's Seele lag, ist der furchtbare Mahnruf, ob Christus und die heiligen Märtyrer fruchtlos gestorben sind für die sündige Menschheit."

An die fünfte schließt sich die sechste Abhandlung: „Die Spätrenaissance", dem Gedankengange wie der eigenthümlichen Art der Detaillirung noch vollständig an. Sie schildert in den beiden Abschnitten: „Das Renaissancedrama und die Vitruvianer und Manieristen", „Tasso und die Gegenreformation", den Ausklang der großen Renaissanceerhebung und ihre schließliche Dienstbarkeit im Zwang der restaurirten alten Kirche. Auch hier liegt der kurzgedrängten Gesammtdarstellung eine Fülle von Einzelstudien zu Grunde und die lebendige Anschauung hat eine entsprechende Lebendigkeit des Vortrags zur Folge, die Masse der Details ist so lichtvoll geordnet, die Hauptgedanken, auf deren Bethätigung und deren Erweis es dem Schriftsteller ankommt, sind mit energischem und scharfem Ausdruck in den Vordergrund gestellt, die Kunst der Gruppirung, die von der „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" gerühmt ward, erscheint in den „Italienischen Studien" so wenig gemindert als der Reiz des Stils, und wenn naturgemäß das kunsthistorische Werk nicht ein so breites Publikum haben konnte wie das vielgenannte Hauptwerk Hettner's, so gewann es dafür einen Kreis von Fachgenossen und geistvollen Kunstfreunden, welche den Anregungen, die Hettner überall gewährt, auch da noch dankbar blieben, wo sie mit den Resultaten seiner Forschungen nicht völlig übereinstimmten.

18.

Letzte Lebensjahre.

An Goethe's Geburtstag, den 28. August 1868, hatte Hettner an Moleschott nach Turin geschrieben: „Aus der Ueberschrift dieses Briefes (Dresden, Bergstraße 17) wirst Du ersehen haben, daß ich abermals die Wohnung gewechselt habe. Ich wohne wieder auf der Bergstraße wie im Anfang meines dresdener Lebens. Diesmal ist es aber hoffentlich der letzte Wohnungswechsel, bis man mir die ewige Wohnung anweist. Ich habe mir nämlich ein kleines allerliebst ländliches Haus mit Garten und herrlicher Aussicht gekauft, das ich ganz allein bewohne und das ich mir hübsch elegant habe einrichten lassen. Diese Gartenidylle macht uns äußerst glücklich." Der Wunsch, den Hettner hier ausgesprochen, ward ihm erfüllt. Vierzehn Jahre lang bewohnte er die Hunderten und aber Hunderten von Besuchern bekannt und vielen Freunden mit ihm lieb gewordene Villa, in der er die letzten Theile seiner „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" und die „Italienischen Studien" schrieb, zu der er von seinen spätern italienischen und andern Reisen zurückkehrte, und aus der man ihn zur letzten Ruhe auf dem alten Annenfriedhof in Dresden trug. Die herrliche Aussicht ward dem zwischen der Bergstraße und Winckelmannstraße gelegenen Grundstücks durch

das unablässige Anwachsen Dresdens zur Großstadt bald genug geraubt, aber die „Gartenidylle" mit ihren großen schattenspendenden Bäumen, mit dem Springbrunnen, den Hettner anlegte, und einer hübschen kleinen Terrasse, auf der er manche Abendstunde zu verbringen liebte, blieb unangefochten. Die im innersten Kern einfachen Neigungen Hettner's offenbarten sich in der immer gleich frischen Freude, welche ihm dieser Besitz verursachte.

In den ersten siebziger Jahren gewann es noch zweimal den Anschein, als ob Hettner den dresdener Verhältnissen, mit denen er sich, trotz gelegentlicher Misstimmungen und kleiner Conflicte, doch zusammengelebt hatte und in denen er geradezu unentbehrlich und, wie sich nur zu bald erweisen sollte, unersetzlich war, entrissen werden würde. Eine Berufung nach Leipzig und eine solche nach Berlin standen einige Zeit hindurch in Frage, schließlich zeigten sich in beiden Fällen Hindernisse und der Verlust Hettner's ward abgewendet. Man muß annehmen, daß auch für ihn selbst das Verbleiben in der bedeutenden und wirkungsreichen Stellung, die er einnahm, das Glücklichste gewesen ist. Den eigentlichen Universitätsverhältnissen war er seit Jahren entfremdet und er würde sich nur schwer der Forderung gefügt haben, seine Hauptthätigkeit auf ein kunstgeschichtliches Seminar zu concentriren. Aber auch die Berufung zum vortragenden Rath im preußischen Unterrichtsministerium würde ihn in einer Weise in Anspruch genommen haben, daß er schwerlich mehr zur Vollendung seines letzten Buches oder irgendeiner bedeutenden Arbeit gelangt wäre. Und obschon Hettner das Scheitern der mit ihm geführten Unterhandlungen zunächst als Enttäuschungen empfand, so währte es doch nicht allzu lange und er sah sein Verbleiben in Dresden als das Richtigste und für ihn selbst Beste mit voller Ueberzeugung an.

Die sächsische Regierung zeigte bei jedem Anlaß, welchen Werth sie auf den Besitz des hervorragenden Gelehrten lege, und hatte längst Hettner's Stellung in jeder Weise verbessert.

Wichtiger als Gehaltserhöhungen war ihm natürlich das Vertrauen, welches ihm vom ersten bis zum letzten Tage seiner ausgebreiteten und vielseitigen Wirksamkeit unwandelbar gezeigt wurde. Er war dankbar für die Huld, welche ihm beide Könige, unter deren Regierung seine Thätigkeit fiel, für die hohe Achtung, welche ihm Prinz Georg von Sachsen als Curator der königlichen Kunstakademie, und die Minister, mit denen er in unmittelbarer amtlicher Beziehung stand (Herr von Zeschau, Freiherr Richard von Friesen, Herr von Nostitz-Wallwitz und Dr. von Gerber) bei tausend Gelegenheiten bewährten. Die ehrenvolle Selbstständigkeit seiner Stellung gewährte ihm Entschädigung für manches, das er im Kunst- und Geistesleben Dresdens mit Recht vermißte. Die reichern Mittel, welche für die seiner Leitung anvertrauten Sammlungen zur Verfügung gestellt wurden, gestatteten manche erwünschte Vermehrung derselben und bis ans Ende blieb Hettner hierfür thätig und eifrig. Aus den Briefen in seinem Nachlaß geht hervor, daß er mit einer Reihe von befreundeten Fachgenossen — wir nennen nur Heinrich Brunn in München, mit dem ihn seit vielen Jahren wieder, wie in den römischen Jugendtagen beider, die herzlichste Zuneigung verband, Overbeck in Leipzig, Lepsius in Berlin, Alfred Woltmann in Prag und Straßburg, Gottfried Kinkel in Zürich, Bode und W. Helbig in Rom, B. Stark in Heidelberg, R. Vischer und Dr. Hans Semper — in mannichfacher Correspondenz auch im Interesse seiner Sammlungen stand. Literarisch bethätigte er dies Interesse durch mehrere kleine Arbeiten, von denen die „Photographien nach Gegenständen aus dem königlichen Historischen Museum zu Dresden“ mit erläuterndem Text (von Hettner und seinem Mitdirector Büttner 1871 (München, bei Franz Hanfstängl) selbständig herauskamen, während eine Reihe anderer in Fachzeitschriften oder dem officiellen „Dresdener Journal“ erschien, in dem die Sammlungsdirectoren von Zeit zu Zeit Mittheilung über die Erweiterungen ihrer Museen machten. Die Vermehrungen namentlich des Museums

der Gipsabgüsse waren für Hettner jederzeit ein Gegenstand der Freude und Sorge zugleich. Der Sorge, weil er unbedingt an der schon früher hervorgehobenen ästhetisch mustergültigen und wirksamen Aufstellung der von ihm geleiteten Museen festhielt und gegen die Vollstopfung um der bloßen historischen Vollständigkeit willen entschiedene Bedenken trug, also bei jeder wesentlichen Bereicherung neue Erwägungen und Versuche bezüglich der schönen und wirksamen Einordnung in das harmonische feingestimmte Gesammtbild seiner Museen anzustellen hatte.

Daß es seiner Thätigkeit und seinen Leistungen nicht an äußern Belohnungen und Ehren fehlte, erscheint natürlich und sei nur kurz erwähnt. Hettner erhielt nacheinander bei verschiedenen aus seinen amtlichen oder wissenschaftlichen Leistungen sich ergebenden Anlässen das Ritterkreuz erster Klasse des königlich sächsischen Civilverdienstordens, des großherzoglich sächsischen Falkenordens, das Comthurkreuz des königlich sächsischen Albrechtsordens, das Comthurkreuz des herzoglich sächsischen Ernestinischen Hausordens und des kaiserlich österreichischen Franz-Josephsordens. Zu seinem fünfundzwanzigjährigen Dienstjubiläum (1880) ernannte ihn Se. Majestät der König Albert von Sachsen zum Geheimen Hofrath. Zahlreiche Ehrenämter als Verwaltungsrath des Germanischen Museums in Nürnberg (an dessen Gedeihen er den regsten und lebhaftesten Antheil nahm), als Vorstandsmitglied der Shakespeare-Gesellschaft u. s. w. erfreuten ihn nicht minder als officielle Auszeichnungen, da sie von der Geltung und Hochschätzung, die sich seine tiefe und vielseitige Bildung und sein Urtheil allseitig erworben, Zeugniß ablegten.

Das Leben Hettner's in seinen letzten Lebensjahren verlief ganz in der früheren Weise. Im Sommer des Jahres 1876 ging er nach München und unternahm von dort aus eine erfrischende Alpenfahrt nach dem Achensee, Gastein und Berchtesgaden. Der Sommer des Jahres 1877, in dessen Frühling er zum letzten mal in Italien gewesen war, führte ihn an den

Rhein, nach Kreuznach und Trier, wo sein ältester Sohn Dr. Felix Hettner, der seine archäologischen Studien mit Erfolg und Ehren zu einem ersten Abschluß geführt, eine höchst erfreuliche und verheißungsvolle Anstellung als Director des Provinzialmuseums gefunden hatte. In den Jahren 1878 und 1879 ging er auf ärztliches Geheiß mit Frau und Kindern nach den Seebädern Heringsdorf und Wyck. Mit vielem Genußbehagen nahm er die verschiedenen Eindrücke dieser kleinen Reisen in sich auf, damals noch voller Zuversicht, daß er alsbald nach der Herausgabe des ersten Theiles seiner „Italienischen Studien" wieder über die Alpen ziehen werde. Die geselligen Verbindungen seines Hauses hatten sich fortwährend erweitert, und so streng er daran festhielt, daß ihm seine eigentliche Arbeitszeit bis zum Mittag und am frühen Nachmittag durch gesellschaftliche Verpflichtungen nicht beeinträchtigt wurde, so bereit war er an vielen Abenden, je nachdem es fiel, den liebenswürdigen Gast oder Wirth abzugeben. Einen Abend allwöchentlich verbrachte er in der 1871 gestifteten Gesellschaft der „Vierzehner", einem Kreise von Männern, die mehr oder weniger zur Literatur in Beziehungen standen und in der unter andern mit dem greisen Dichter und Gelehrten Victor von Strauß, mit dem literarisch gleichfalls thätigen jüngsten Sohne August von Kotzebue's, Wilhelm von Kotzebue (bis 1882 russischer Gesandter in Dresden), mit dem Goetheforscher W. Freiherrn von Biedermann, mit Franz Koppel, K. Koberstein zusammentraf. Zu den Häusern, in denen er mit Vorliebe verweilte, gehörte dasjenige des hoch- und feingebildeten Grafen Wolf Baudissin, des Shakespeare- und Molièreübersetzers, welcher 1878 starb und dem Hettner eine seiner letzten geist- und lebensvollen Charakteristiken in der „Deutschen Rundschau" (wieder abgedruckt in „Kleine Schriften") widmete. Auch das Haus Otto Wesendonck's und seiner für alles Geistige lebhaft empfänglichen Gemahlin besaß starke Anziehungskraft für ihn. Die Zahl seiner flüchtigern Beziehungen war groß, aber selbst in ihnen bewährte

er eine gewisse Stetigkeit, er liebte es nicht, leicht anzuknüpfen und rasch wieder fallen zu lassen.

Auch in seinem Hause blühten Hettner während dieser letzten Lebensjahre reiche Freuden. Während er sich am Emporwachsen seiner jüngsten Kinder Erich und Otto in besonderer Weise erquickte, reiften die ältern Kinder völlig nach seinen Wünschen heran. Drei der Söhne sah er noch zum Abschluß ihrer Studien gelangen. Nächst Felix, der, wie schon erwähnt, die für einen strebsamen jungen Archäologen wünschenswertheste Stellung fand, habilitirte sich der zweite Sohn Dr. Georg Hettner, der Mathematik studirt hatte, als Privatdocent seiner Wissenschaft an der Universität Göttingen und erhielt schon Ende 1881 eine Berufung als außerordentlicher Professor an die berliner Universität. Ungefähr gleichzeitig erfreute ihn sein dritter Sohn Alfred, welcher Geographie studirt hatte, durch seine Doctorpromotion bei der straßburger philosophischen Facultät.

Alles dies und noch manches andere waren Lichtblicke, sonst aber hatte freilich der Reichgesegnete und Glückverwöhnte in den Jahren zwischen 1879 und 1882 der Unvollkommenheit alles Irdischen seinen schweren Tribut zu zahlen. Bald nach der Herausgabe der „Italienischen Studien" begannen sich bei Hettner die Vorboten jener Leiden einzustellen, welche seine letzten Lebensjahre erfüllten und im Kampfe mit denen sein Lebensmuth und seine Arbeitskraft endlich erlagen. Noch im Frühling 1877 hatte er sich so voller Frische und Gesundheit erfreut, daß er noch einmal auf den Plan seines großen Werkes, „Die Kunst der Renaissance", zurückkam. In großen Umrissen zeichnete diesen Plan die Festrede, welche er bei der akademischen Feier des Geburtstages des Königs Albert von Sachsen in der Aula des dresdener Polytechnikums hielt. Aber bald ward er inne, daß er diesen Traum nicht verlebendigen dürfe, und verstieg sich mit seinen Hoffnungen nicht höher mehr als zu einer zweiten Sammlung „Italienischer Studien". Wiederholte Anfälle von Ge-

lenkrheumatismus hinterließen ein unheilbares Leiden, welches er immer mit Muth, anfangs sogar mit einem gewissen Humor ertrug, das wohl durch sorgfältige Pflege und einige Badereisen gelindert, für den Augenblick zum Stillstand gebracht, aber nicht völlig beseitigt werden konnte. Jetzt zum ersten mal begannen ihn die öffentlichen Vorträge an der Kunstakademie und am Polytechnikum, welche ihm sonst eine Quelle des Genusses und immer eine liebe Pflicht gewesen waren, zu ermüden, ja gelegentlich mit Widerwillen zu erfüllen. Wohlmeinende Freunde riethen zum Aufgeben der akademischen Thätigkeit. Aber gegen diesen Entschluß sträubte sich Hettner's Natur, er trug ein Gefühl in sich, als bedeute der Abschied von der fünfunddreißigjährigen Gewohnheit des mündlichen Wirkens und Lehrens den Abschied von aller Thätigkeit überhaupt, ja den Abschied vom Leben. So benutzte er jede kaum gewonnene Sammlung seiner Kräfte, um seine Vorlesungen nicht nur wieder aufzunehmen, sondern auch in besondern Collegien die nothgedrungenen Versäumnisse des vorangegangenen Semesters wieder einzubringen. Das letzte mal redete er zu einer großen Versammlung bei der in der Aula des Polytechnikums am 14. Juni 1879 veranstalteten Todtenfeier für Gottfried Semper.

Natürlich litt unter diesen Umständen auch seine literarische Thätigkeit und er sah sich in völlig ungewohnter Weise auf Lektüre, auf Notizen und Skizzen für künftige Arbeitstage, die er noch hoffte, angewiesen. 1880 arbeitete er an dem geistvollen und inhaltreichen Essay „Die Franciscaner in der Kunstgeschichte", welcher in Lindau's Monatsschrift „Nord und Süd" (wieder abgedruckt in „Kleine Schriften") veröffentlicht wurde. Auch einige Artikel für die „Allgemeine Deutsche Biographie", für welche er die romantischen Dichter und die ihnen sinnverwandten Gelehrten übernommen hatte, sowie einige vortreffliche Recensionen entstanden noch; eine der letzten war die in der „Deutschen Rundschau" veröffentlichte liebevoll eingehende

Besprechung der meisterhaften Uebersetzung des chinesischen Liederbuches „Schi-King“ von dem greisen Victor von Strauß. Aber die alte Frische und Spannkraft empfand der Leidengefolterte auch in den Momenten scheinbarer Besserung nur selten, am meisten wol im lebendigen Verkehr und im geistig angeregten Gespräch mit andern, dem er nur ungern, nur dem strengsten Gebot der Aerzte folgend, zeitweis und in den letzten Wochen seiner Krankheit völlig entsagen mußte.

Ende Juli 1880 ging er über Heidelberg nach Wildbad, wo die Heilkraft der warmen Quellen ihm freilich die Gesundheit nicht zurückgeben konnte, aber sich doch so weit wirksam erwies, daß er die Rückreise über Triberg im Schwarzwalde und über Stuttgart in hoffnungsreicher Stimmung zurücklegen und in Dresden seine amtliche Thätigkeit wie seine Vorlesungen wieder beginnen konnte.

Ende Juli 1881 war der erneute Gebrauch des Wildbades abermals höchst nöthig geworden, Hettner's Aerzte drangen darauf, daß eine längere Erholungszeit auch nach der Badereise folge. So trat er wiederum über Heidelberg und Karlsruhe, wo zwei befreundete Schwäger, die Professoren Stengel und Just lebten, der erstere an der heidelberger Universität, der zweite am karlsruher Polytechnikum, und in Begleitung der treuen Lebensgenossin, die zu dieser Zeit schon von schwerer Sorge um den Ausgang der Krankheit erfüllt war, die Fahrt nach Wildbad an. Dann ging er nach Montreux am Genfersee und als er es hier im August zu heiß fand, nach Seelisberg über dem Vierwaldstättersee. Die Rückreise führte ihn über Straßburg und noch einmal nach Trier, wo er am neugegründeten Herde seines Sohnes Felix rastete und sich geistig wie körperlich so erfrischt fühlte, daß er den lebendigsten Antheil an den von seinem Sohne geleiteten Ausgrabungen römischer Alterthümer zu nehmen vermochte. Auch nach dieser letzten Heimkehr war er überzeugt, seinen Pflichten für den Winter voll genügen zu

können. Im October begann er seine kunstgeschichtlichen Vorträge an der technischen Hochschule wie an der Kunstakademie noch einmal. Noch vor Weihnachten jedoch gebot ein neuer Krankheitsanfall härter und gebieterischer als je seinem Eifer Einhalt. Die Familie wie die Freunde des Schwerkranken konnten sich nicht länger darüber täuschen, daß Genesung, auch nur kümmerliche Halbgenesung wie in den letzten beiden Jahren, nicht mehr zu erwarten sei. Und doch erweckte die Frische seines Antheils an allen Erscheinungen, Menschen wie Büchern, die Lebenslust, welche der Kranke bei jedem Anschein der Besserung zeigte, sobald er sich vom Lager erheben oder gar eine Spazierfahrt, einen kurzen Spaziergang unternehmen durfte, unwillkürlich Hoffnungen. Gegenüber diesen Momenten kam sein Tod für die meisten plötzlich und völlig unerwartet. Am 29. Mai 1882, in der Frühe des zweiten Pfingsttags entschlief Hermann Hettner, beinahe bis zuletzt völlig klaren Geistes, nicht ohne Ahnung eines nahen Endes, dem er mit ruhig ernster Fassung entgegenblickte.

Hettner's feierliche Bestattung, welche am 1. Juni auf dem Annenfriedhof stattfand, gab in äußern Zeichen genugsam kund, welcher Verehrung sich der Geschiedene erfreute und wie weite Kreise von der Bedeutung des Mannes durchdrungen waren. Der allgemeinen Empfindung über den Verlust, den die deutsche Literatur und deutsche Wissenschaft, den im besondern Dresden erlitten, gaben Oberconsistorialrath Dr. Kohlschütter, Professor Julius Hübner im Namen der königlichen Kunstakademie, der Verfasser dieser Biographie im Namen des königlichen Polytechnikums, in ihren Trauerreden Ausdruck. Die Gewißheit, daß jedes Wort, was zur Ehre des Todten gesagt ward, in Jahrzehnten noch nachklingen wird, mußte den besten Trost der Stunde bilden. Aeußerer Erinnerungszeichen bedurfte es nicht und Hettner's Gedächtniß wird am lebendigsten durch seine literarischen Werke erhalten bleiben. Die Grabstätte auf dem

dresdener Annenfriedhof schmückt der Bronzeguß einer von Ernst Hähnel im Auftrag der Familie modellirten Büste. Eine Anzahl von Freunden des Verstorbenen stiftete eine Nachbildung dieser Büste in Marmor, welche im Museum der Gipsabgüsse ihre Aufstellung fand und die geistvoll lebendigen Züge Hettner's künftigen Geschlechtern überliefern wird.


LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Berichtigungen.

Seite 13, Zeile 1 v. o., statt: Balheim, lies: Balsam
» 24, » 7 v. u., st.: verwogener, l.: verwegener
» 37, » 2 v. o., st.: Wahrschaffen, l.: Wahnschaffen
» 184, » 17 v. o., st.: Bendemaun, l.: Bendemann

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



RETURN TO → **MAIN CIRCULATION**

ALL BOOKS ARE SUBJECT TO RECALL
RENEW BOOKS BY CALLING **642-3405**

DUE AS STAMPED BELOW

JAN 19 1997

JAN 20 [illegible]

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

FORM NO. DD6



U. C. BERKELEY LIBRARIES
C056072835

